

# DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



**Die romanischen Malereien  
in St. Gangolf, Bamberg**

**Das Lichtmayrgütl in Graming**

**Industriebau des Brutalismus  
in München**



1



3



2

## Denkmalpreise im Landkreis Aschaffenburg (S. 71)



4



5



6

**Impressum**

Herausgeber: Bayerisches Landesamt für  
Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Astrid Hansen (verantwortl.  
Redakteurin), Dr. Doris Ebner  
Tel. 089 2114-261/-358  
Fax 089 2114-401  
Astrid.Hansen@blfd.bayern.de  
Doris.Ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit: Dr. Friederike Dhein,  
Renate Schiwall M.A., Susanne Böning-Weis M.A.

Satz, Layout, Bildbearbeitung: Susanne Scherff

Titelbild: Bamberg, St. Gangolf, Langhaus,  
Dachwerk von 1185 – S. 7 (Foto: BLfD,  
Eberhard Lantz)

Linke Seite: 1 Goldbach, Alte Schule, 2 Krom-  
bach, ehem. Schule, 3 Kahl a. M., ehem.  
Gasthaus Schwan, 4 Großostheim, Wohnhaus;  
5 Keilberg, Pfarrhaus, 6 Hain, Wohnhaus  
(Fotos: Denkmalverein Aschaffenburg/  
BLfD, Martin Brandl)

Herstellung: Gotteswinter und Aumaier GmbH

Auflage: 8000 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:  
www.blfd.bayern.de/denkmalfassung/  
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

**Dienststellen der Denkmalpflege  
in Bayern**

Dienststelle München (Zentrale)  
Hofgraben 4, 80539 München  
Postfach 10 02 03, 80076 München  
Tel. 089 2114-0  
poststelle@blfd.bayern.de

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen  
in Bayern  
Alter Hof 2, 80331 München  
Tel. 089 210140-0

Dienststelle Bamberg  
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf  
Tel. 0951 4095-0

Dienststelle Nürnberg  
Burg 4, 90403 Nürnberg  
Tel. 0911 23585-0

Dienststelle Regensburg  
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg  
Tel. 0941 595748-0

Dienststelle Thierhaupten  
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten  
Tel. 08271 8157-0

Dienststelle Weißenburg  
Obere Stadtmühlgasse 1, 91781 Weißenburg  
Tel. 089 210140-72

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter:  
Vorname.Name@blfd.bayern.de

www.blfd.bayern.de

**EDITORIAL**

*Liebe Leserinnen und Leser,  
liebe Freunde der Denkmalpflege,*

*Der Denkmalpfleger kokettiert gerne. Mit allerlei  
Dingen, insbesondere aber damit, dass es Ent-  
deckungen gibt, die man in einem Denkmalpfleger-  
leben nur einmal macht, Projekte, die einem in der  
eigenen Dienstzeit nur ein einziges Mal begegnen.  
Wenn ich mir die Geschichten meiner Kolleginnen  
und Kollegen so anhöre, allein, wenn ich mir das  
Inhaltsverzeichnis dieser aktuellen Ausgabe der  
Denkmalpflege Informationen ansehe, stelle ich fest:  
Es gibt eine ganze Menge solcher „einmaliger“  
Ereignisse. Jedes von ihnen ist für mich ein Anlass zur Freude. Die Denkmalpflege  
bringt ständig Neues hervor, wir lernen unentwegt dazu.*

*Schon der Titel zeigt Ihnen eine dieser ganz besonderen Entdeckungen: In  
Bamberg, genauer gesagt in der Kirche St. Gangolf in der Theuerstadt, wurden  
2017 hochbedeutende Wandmalereien wiederentdeckt, die mehr als 830 Jahre lang in  
Vergessenheit geraten waren. Es handelt sich um einen romanischen Mäanderfries  
in Rot- und Ockertönen aus dem 12. Jahrhundert. Er zierte den Innenraum der  
Kirche bis zu einem schweren Brand im Jahr 1185. Das Feuer beschädigte die erst  
wenige Jahrzehnte zuvor errichtete Kirche, Reste der Wandmalerei aber haben sich  
über Jahrhunderte hinweg unterhalb der Mauerkrone erhalten. Das Titelbild zeigt die  
beeindruckende historische Dachkonstruktion, die nach dem Brand errichtet wurde.  
Der Dachstuhl von 1185 ist ebenso etwas Besonderes, er zählt zu den ältesten in  
Bayern. Wir nehmen Sie mit der 168. Ausgabe der Denkmalpflege Informationen  
mit zu verschiedensten Denkmälern, auch zu weiteren „einmaligen“ Projekten, die  
ein Denkmalpflegerleben schmücken können. Etwa zu einem der ältesten Häuser im  
Landkreis Altötting, dem Lichtmayr Webergütl in Graming, das in letzter Minute  
vor dem Verfall gerettet werden konnte. Das niedrige Holzhaus entstand 1538 – und  
steht, allen Widrigkeiten und allen Unkenrufen zum Trotz, nach 480 Jahren immer  
noch. Mustergültig instand gesetzt, ist es jetzt für die Zukunft gerüstet. Es ist ein ganz  
besonderes Zeugnis der bäuerlichen Lebenswelt in Südostbayern.*

*Wir schlagen den Bogen in diesem Heft aber noch viel weiter. Bis nach Venedig  
zum Umbau des Fondaco dei Tedeschi zum Beispiel, nach Karthago, wo der  
archäologische Park „Quartier Didon“ neu eröffnet wurde, und bis in die jüngste  
bauliche Vergangenheit. Wir berichten über das Neue Rathaus von Schrobenhausen,  
eingeweiht 1970 – heute ein Denkmal. Es ist ein Zeugnis des Brutalismus.  
Dieser Architekturstil hat seinen Namen vom französischen „beton brut“, dem  
nackten Beton, dessen Oberfläche sichtbar ist. Das ist er auch bei einem anderen  
Neuzugang auf der bayerischen Denkmalliste, der ehemaligen Fabrikationsanlage der  
Bundesmonopolverwaltung für Branntwein in München.*

*Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre dieser Ausgabe der Denkmal-  
pflege Informationen – und beim Kennenlernen der vielen besonderen Denkmäler in  
Bayern. Ich hoffe, Sie freuen sich mit mir über jeden dieser besonderen Schätze, den die  
Kolleginnen und Kollegen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege entdecken.*

*Ihr*

*Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil  
Generalkonservator*



**EDITORIAL**

- 3 Mathias Pfeil

**DENKMAL AKTUELL**

- 6 832 Jahre den Blicken entzogen. Die romanischen Malereien in St. Gangolf, Bamberg  
Annette Faber und Matthias Exner
- 10 „Das Innere gleicht mehr dem eines Stalles als einer Kirche“ – Baugeschichte und Restaurierung eines mittelalterlichen Kirchleins in Zimmerau im Grabfeld  
Christian Schmidt
- 17 Das Lichtmayrgütl in Graming, oder: „Das steht ja immer noch!“ Ein Instandsetzungsbericht aus der denkmalpflegerischen Praxis  
Paul Huber
- 24 Heiliges Theater. Die Restaurierung des Heiligen Grabes und des Fastentuches der kath. Pfarrkirche St. Wendelin in Eyershausen  
Cornelia Hagn, Maria Seeberg und Christian Schmidt
- 29 Fundverschleppung – ein vernachlässigtes Problem  
Martin Nadler

**DENKMALFORSCHUNG**

- 34 Neufund zur Gönningerkapelle in Bamberg. Der ehemalige Hochaltar in Küstersgreuth wiederentdeckt  
Christoph Bellot und Christine Kippes-Bösche
- 37 Der junge Wilhelm von Kaulbach in München. Vorbilder des Amor-und-Psyche-Zyklus in der Villa Dessauer  
Angela Theisen
- 40 Das ehemalige Postdienstgebäude in Weiden i. d. Oberpfalz. Neu in der bayerischen Denkmalliste  
Christian Dümmler
- 46 Moderne trifft Geschichte. Das Neue Rathaus in Schrobenhausen  
Almut Schöffner-Knoblach
- 51 Industriebau des Brutalismus. Die ehemalige Fabrikationsanlage der Bundesmonopolverwaltung für Branntwein in München, Berg am Laim  
Wiepke van Aaken
- 54 Betonbewehrung im frühen 20. Jahrhundert. Ein ungeregeltes Industrieprodukt  
Jörg Rehm und Jürgen Villain
- 59 Beschlagnahmt, verkauft, versteigert. Jüdisches Kulturgut in den nichtstaatlichen Museen in Franken  
Christine Bach



Romanischer Mäanderfries aus St. Gangolf, Bamberg (Foto: Peter Turek) – S. 6



„Lichtmayrgütl“ in Graming instand gesetzt (Foto: BLfD, Paul Huber) – S. 17

62 3D-Erfassung und Aufbereitung frühmittelalterlicher Holzbohlen aus der Grabung am Karlsgraben  
Stefanie Berg und Tobias Reich

66 Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD  
Teil 11: Energiedispersive Analytik im Rasterelektronenmikroskop (REM-EDX)  
Martin Mach

### PASSION DENKMAL

69 Der Schloßberg von Wolnzach-Haushausen. Ein begehrter Siedlungsplatz vom Mesolithikum bis zum Hochmittelalter  
Sabine Mayer

71 Sieben Preise für sieben Baudenkmäler. Denkmalpreise im Landkreis Aschaffenburg vergeben  
Martin Brandl

### ÜBER DEN ZAUN

73 Venedig: der Fondaco dei Tedeschi. Ein Umbau durch OMA  
Markus Würmseher

78 Blick in die Tiefe der Zeit. Neueröffnung des Archäologischen Parks „Quartier Didon“ in Karthago (Tunesien)  
Christof Flügel und Ralf Bockmann

### FEUILLETON

80 Die Venusgrotte im Schlosspark Linderhof – Illusionskunst und High Tech im 19. Jahrhundert. Internationale Fachtagung von ICOMOS Deutschland und der Bayerischen Schlösserverwaltung, 11.–13. Okt. 2017  
Friederike Dhein

82 St. Koloman – Ein „österreichisch-bayerischer“ Heiliger  
Eva-Maria Ilsanker und Bernhard Symank

86 Denkmalrätsel  
Astrid Hansen und Marion-Isabell Hoffmann

### AKTIVITÄTEN

88 Neujahrsempfang 2018 im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege  
Dorothee Ott

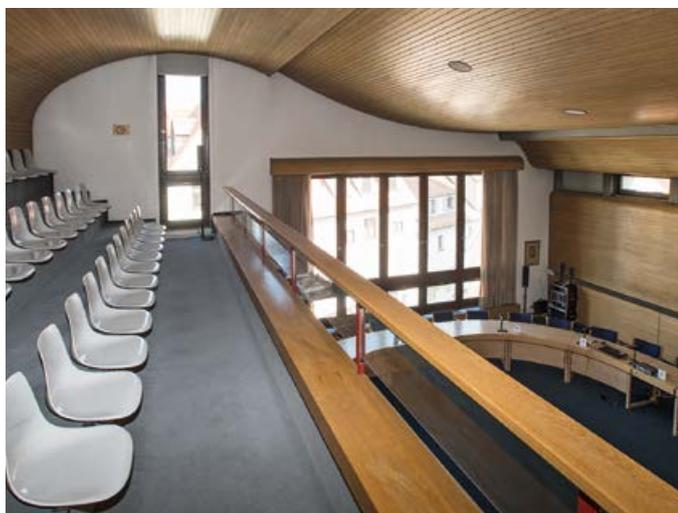
89 Expertenworkshop „Bürgerbeteiligung in städtebaulicher Denkmalpflege und Stadtentwicklung“  
Judith Sandmeier und Lisa Marie Selitz

91 Arbeitsgespräch Pestenacker 2017. 9. Treffen im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege  
Doris Ebner

93 Die Burg Wittelsbach und der Königsmord von 1208. Buchpräsentation in Aichach  
Doris Ebner

### 94 PERSONALIA

### 96 LITERATUR



Das Neue Rathaus Schrobenuhausen (Foto: BLfD, Michael Forstner) – S. 46



Industriebau des Brutalismus, München (Foto: BLfD, Michael Forstner) – S. 51

## 832 Jahre den Blicken entzogen

Die romanischen Malereien in St. Gangolf, Bamberg

Das Jahr 1185 dürfte als „annus horribilis“ in das Bewusstsein des noch jungen Bistums Bamberg eingegangen sein ... Im Herbst 1185 zerstörte ein Großfeuer

den Bamberger Dom – für die Menschen des Mittelalters sicher ein schreckliches, gleichnishafte Erlebnis, denn bereits Ostern 1081 hatte das von Kaiser Heinrich II.

errichtete Gotteshaus gebrannt. Nun war auch dieser sofort wieder aufgebaute Dom zusammen mit der umgebenden Bebauung erneut ein Opfer der Flammen geworden. Zudem war es erst wenige Monate vor dem Dombrand im April 1185 zu einer weiteren, im kollektiven Gedächtnis der Stadt aber weniger präsenten Katastrophe gekommen, als die auf der rechten Seite der Regnitz errichtete Stiftskirche der hl. Maria in der Theuerstadt (twerstat), die nachmalige Kirche St. Gangolf, in Flammen aufging.

1059 war in dieser mehrheitlich von Gärtnern bewohnten, sehr alten Siedlung als eigene Immunität ein Kollegiatstift zu Ehren der Jungfrau Maria und des Märtyrers St. Gangolf gegründet worden. Der 1063 geweihte Bau muss unter Bischof Otto I. (1060–1139) erweitert und reicher ausgestaltet worden sein, wie Bauforscher Bernd Marr anhand zahlreicher Detailbeobachtungen jüngst klären konnte. Spätestens mit der Erweiterung Bischof Ottos dürfte es sich um jene dreischiffige Basilika mit zwei Westtürmen und östlichem Querschiff gehandelt haben, die bis auf den 1349 (d) erneuerten Chor noch heute im Wesentlichen das Bild der Gangolfkirche bestimmt. Zumindest in deren Querschiffwänden ist offenbar noch großflächig Mauerwerk des salischen Gründungsbaus anzutreffen.

Der gewaltige Brand von 1185 zerstörte das Dachwerk dieser Kirche und hinterließ Schäden an Teilen des westlichen Mittelschiffs, an den Oberflächen des Mauerwerks, vor allem aber an der bemalten Innenputzschale und der Ausstattung, soweit diese aus brennbarem Material bestand. Bereits kurz darauf ließ das Stift einen neuen Dachstuhl aus Tanne und Fichte über der Ruine aufschlagen, der sich bis heute weitgehend in bestem Zustand erhalten hat und zu



Bamberg, St. Gangolf, Langhaus, nördlicher Obergaden vom Querschiff nach Westen, vor Beginn der Instandsetzung, 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Bamberg, St. Gangolf, Langhaus, Dachwerk von 1185, Blick nach Osten, ganz im Osten die Wölbung der barocken Kuppel, 2016 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

den ältesten Dachwerken Bayerns gehört. Die Brandspuren wurden rasch beseitigt, schadhafte Mauern erneuert. Die Putze auf den Wänden ließ man reparieren und anschließend neu tünchen, um das Gotteshaus bald wieder in Betrieb nehmen zu können. Nach mehreren Restaurierungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit kam es erst durch den Einbau der barocken Gewölbe 1753 und die einheitliche Altar-Ausstattung der Werkstatt von Joseph Bonaventura und Franz Martin Mutschela zu einer erheblichen Veränderung des Raumeindrucks.

Als 2014 einmal mehr eine Instandsetzung der Kirche anstand, die auch die Reparatur der Dachwerke beinhaltete, formulierte das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) einen ausführlichen Auflagenkatalog. Darin war auch auf die Bauzeit des 12. Jahrhunderts und die bisher wenig beachteten Putze im Dachraum verwiesen. Eine restauratorische Fachbauleitung für die Gesamtmaßnahme war eine unverzichtbare Forderung, der sich auch das erzbischöfliche Bauamt und die Kirchenverwaltung gerne anschlossen. Vor und parallel zu den Zimmerer-

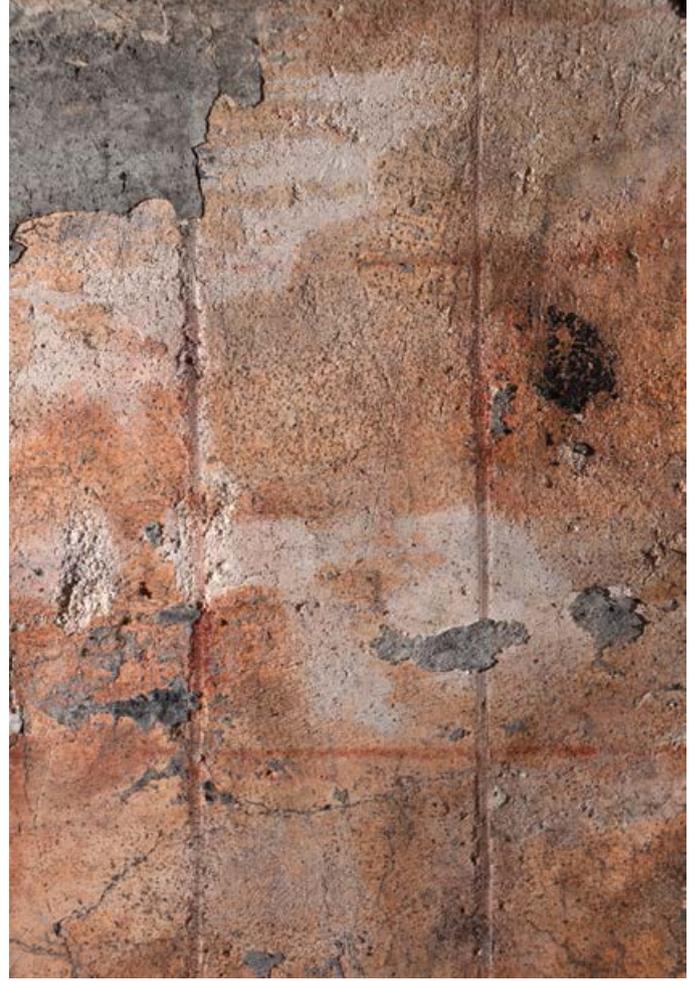
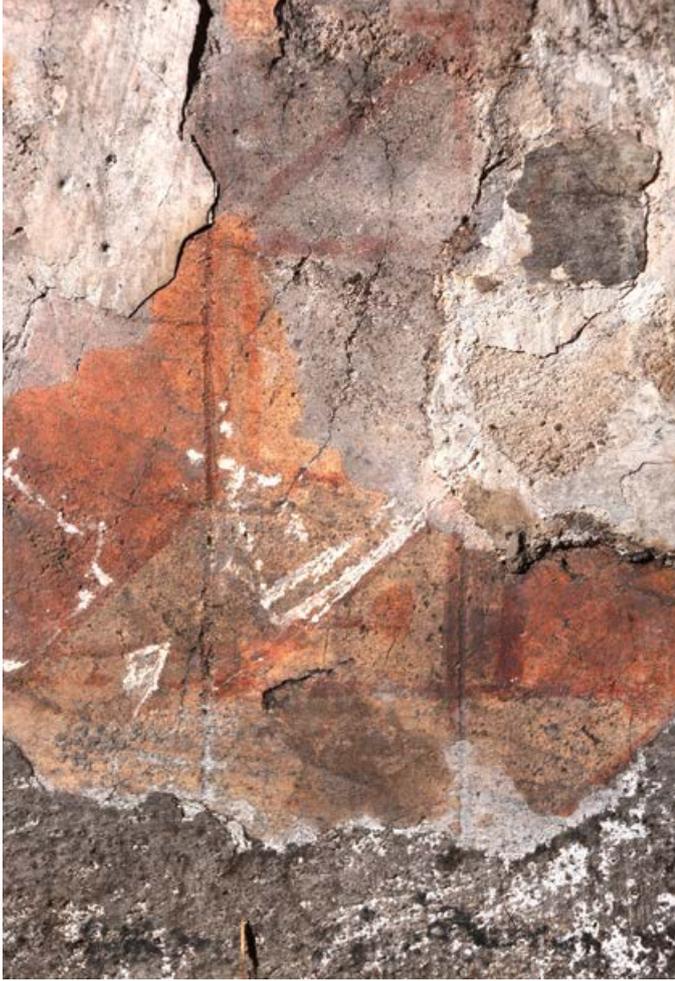
arbeiten im Dach galt es, diese auf den ersten Blick unscheinbaren, verschmutzten Bereiche zu sichern, die sich zwischen den barocken Gewölben und dem aufgehenden älteren Mauerwerk im Dachraum erhalten hatten – insgesamt schwer zu erreichende Flächen in den Gewölbezwickeln, oft mit allerhand Bauschutt verfüllt, dunkel, eng und feucht.

Die Abnahme der Ziegeleindeckung und die Errichtung eines großzügigen Schutzdaches ermöglichten Arbeitsbedingungen, die eine sachkundige Betrachtung der mutmaßlich romanischen Putze erlaubten. Im Frühsommer 2017 meldete Restaurator Peter Turek, Forchheim, dann erste Hinweise auf eine Sensation: Die fragmentarisch erhaltenen Putzinseln erwiesen sich als die romanische Ausmalung von St. Gangolf.

Regelmäßige vertikale Ritzungen unterhalb der Mauerkrone deuteten auf eine Konstruktionshilfe für eine Ausmalung des Raumes hin, Farbschollen in Rot und Ocker lagen darüber, einige noch als Dreieck erkennbar. Befunde dieser Art fanden sich an vielen innenliegenden Wandflächen unterhalb der ehemaligen Deckenzone. Aber was stellen sie dar, welcher Zusammenhang lässt sich angesichts der Schäden ermitteln, die der Brand gerade im oberen Bereich der Kirche und im Dachwerk angerichtet hatte? Trotz der Brandspuren und der nachträglichen Ausbesserungen an Wand und Putzen, die 1185 mit der Aufrichtung des neuen Daches einhergingen, lässt sich vor dem



Bamberg, St. Gangolf, Obergaden, Mäanderfries (Foto: Peter Turek, Forchheim)



Bamberg, St. Gangolf, Obergaden, Ausschnitte aus dem Mäanderfries mit vertikalen Ritzungen und horizontalen Schnurschlagmarkierungen (Fotos: Peter Turek, Forchheim)

Auge des Fachmanns und unter Zuhilfenahme modernster Analysemethoden aus vermeintlich unscheinbaren Fragmenten und Hinweisen Folgendes herauslesen: Den romanischen Kirchenraum von St. Gangolf zierte bis zum Brand 1185 ein per-

spektivischer Mäanderfries, der in einem gewissen Rapport durch rechteckige Bildfelder unterbrochen wurde. Sie sind mit gemalten Büsten von nimbierten, männlichen Heiligen gefüllt, die ein Attribut, z. B. ein Buch, in der Rechten halten.

Die im Streiflicht erkennbaren vertikalen Ritzungen waren die Hilfslinien der Maler für die exakte und regelmäßige Anlage dieser geometrischen Dekoration. Die erforderlichen horizontalen Linien waren mit in rotem Pigment gefärbten Schnüren geschlagen worden, auch sie lassen sich trotz des ruinösen Zustandes noch gut erkennen. Diese äußerst dekorative Malschicht war zwar durch die Hitze des brennenden Dachwerks beschädigt, legte dafür aber die gewissenhaften Vorarbeiten der romanischen Künstler für ihre Malerei frei. So bedurfte es in der strengen Grundanlage des vorgegebenen Rasters einer präzisen Vorgabe zur Farbverteilung, um die verblüffend dreidimensionale Wirkung des Frieses zu erreichen. Auch dazu findet sich in St. Gangolf eine Antwort: Regelmäßig getupfte Zeichen wie Punkte, Haken, Diagonalen oder ähnliches lieferten die nötigen Hinweise für die ausführenden Maler des 12. Jahrhunderts. Die bisher zerstörungsfrei durchgeführten Untersuchungen erlauben unerwartet einen Blick in deren Werkstatt.



Bamberg, St. Gangolf, Obergaden, Ausschnitt aus dem Mäanderfries, Vorzeichnung mit Markierungen zur Farbverteilung (Foto: Peter Turek, Forchheim)

Die aufgefundenen Fragmente liegen deutlich erkennbar unter der zeitlich folgenden Schicht, die sich bis auf die

Mauerlatte des 1185 datierten Dachwerks zieht. Sie sind also älter als die Reparatur. Die vorgefundene Dekoration datiert damit in das frühere 12. Jahrhundert, eine Phase der Bamberger Kunstgeschichte, aus der wir bisher keine Malerei und kaum eine Wandgestaltung kennen. Als älteste bekannt gewordene Fläche einer hochmittelalterlichen Raumschale gilt die 2007 wiederentdeckte sogenannte „Heinrichs-Mauer“ des Doms, die allerdings keine Malerei zeigt, sondern ein künstlerisch gestaltetes, reguliertes Fugenbild (die Datierung liegt wohl um 1012, zur Weihe des Doms). Von einer ersten Ausmalung des Doms, die sich mutmaßlich mit dem Datum der Wiederherstellung nach 1081 verbinden lässt, kennen wir hingegen bislang nur kleinteilig zerbrochene Fragmente, die im Zuge der letzten Domgrabung (1969–72) geborgen wurden und bislang keine Rückschlüsse auf das Dekorationssystem erlaubten. Die stets vorauszusetzende Vorbildwirkung des Doms könnte nun vermuten lassen, die Neufunde von St. Gangolf spiegelten nicht zuletzt diese nahezu verlorene Neugestaltung des Heinrichsdoms aus dem ausgehenden 11. Jahrhundert wider.

Perspektivische Mäanderfriese, ein letztlich antikisches Motiv, sind aus allen Phasen der frühmittelalterlichen Wand- und Buchmalerei bekannt, besonders prägend sind sie für die ottonische Wandmalerei, nicht nur auf der Reichenau, sondern, wie wir neuerdings wissen, auch

für den ottonischen Dom von Augsburg. Aus romanischer Zeit liefert etwa die Ausmalung der ehemaligen Abteikirche St. Georg in Prüfening bei Regensburg ein besser erhaltenes, anschaulicheres Beispiel für ein vergleichbares Dekorationssystem. So ist es vielleicht kein Zufall, dass das dortige Kloster eine Gründung des Bamberger Bischofs Otto I. ist, der es 1109 aus eigenen Mitteln ins Leben gerufen hatte. Bis 1119 war der Bau fertig, der den Bamberger Bischöfen unterstellt blieb. Das Kloster Prüfening war um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein weithin ausstrahlendes Zentrum süddeutscher Buch- und Wandmalerei, und gerade in dieser Zeit waren die Verbindungen nach Bamberg besonders intensiv.

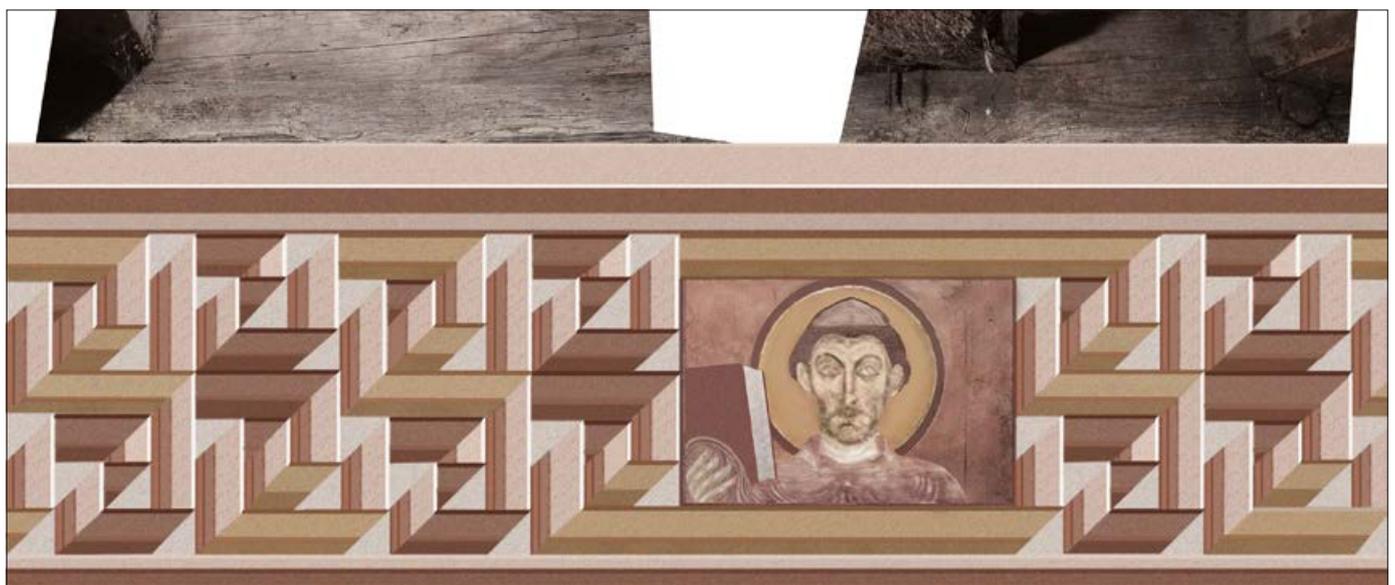
Noch steht die Erforschung der Bau- geschichte von St. Gangolf am Anfang. Die in Vorberichten beschriebenen Beobachtungen müssen baubegleitend vervollständigt werden. Das in Entstehung begriffene Großinventar „Theuerstadt und östliche Stadterweiterungen“, ein dreibändiges Projekt des BLfD, leistet hier Grundlagenarbeit in der Erforschung und Zuordnung der neuen Aspekte. Bisher lässt sich festhalten, dass das erhaltene Mauerwerk in Lang- und Querhaus noch Substanz des Gründungsbaus birgt und vor 1185 mit einem figürlich bereicherten Mäanderfries dekoriert war. Diverse Spuren an der beschädigten Malschicht lassen sich nun aber noch weiter erforschen.

So darf man heute vermuten, dass St. Gangolf vor 1185 mit einem Dach aus

Metallplatten (Blei oder Kupfer wie am Dom?) gedeckt war; das Metall schmolz durch den Brand und fraß sich auf der Innenseite der Kirche durch die Putze. Erst später erhielt die Kirche ein Ziegeldach, auch davon fanden sich Spuren im Dachraum. Weitere Funde erlauben dem Restaurator in Zusammenarbeit mit der Bauforschung nun, die ursprüngliche Raumwirkung der Kirche im 12. Jahrhundert zu rekonstruieren: Hatte St. Gangolf einen offenen Dachstuhl, wie man ihn aus Italien kennt? Wann erhielt der Kirchenraum eine geschlossene Decke? Welche Pigmente nutzten die Maler? Vielleicht lässt sich noch herausfinden, wer in den Bildfeldern dargestellt war.

Die hochinteressanten Funde lassen sich in dem engen Dachraum nicht für die Öffentlichkeit zugänglich machen – wie aber wird man diesen sensationellen Fund künftig präsentieren können, und wie wird man mit den kostbaren Fragmenten umgehen, die natürlich einer besonderen Konservierung und regelmäßigen Wartung bedürfen, um weitere 800 Jahre an ihrem Platz zu verharren? Das Dachtragwerk von 1185 – an sich schon eine Besonderheit – wird jedenfalls auch nach seiner vorbildlich durchgeführten Reparatur, an der zur Konservierung der Befunde neben den Zimmerleuten auch eine Holzrestauratorin beteiligt war, noch lange ein spannender Schauplatz für die bayerische Bauforschung bleiben.

Annette Faber und Matthias Exner



Bamberg, St. Gangolf, Obergaden, Mäanderfries, Rekonstruktionsvorschlag zum Dekorationssystem von Peter Turek (Foto: Peter Turek, Forchheim)

## „Das Innere gleicht mehr dem eines Stalles als einer Kirche“

Baugeschichte und Restaurierung eines mittelalterlichen Kirchleins in Zimmerau im Grabfeld

In Gutachten zu anstehenden Renovierungen wird der schlechte bauliche Zustand gerne übertrieben. Entsprechend dürfte auch der in der Überschrift zitierte Vergleich des Kircheninnenraums eines Pfarrers vom 10. Juli 1925 zu werten sein. Im Rahmen der nun abgeschlossenen Außen- und anstehenden Innenrestaurierung wurde die Baugeschichte der kleinen kath. Filialkirche St. Peter und

Paul in Zimmerau im Grabfeld, Landkreis Rhön-Grabfeld, durch eine Untersuchung der Bausubstanz sowie die Auswertung der Archivalien erstmals ausführlich erhoben. Dabei zieht sich ein immer wieder beklagter schlechter Erhaltungszustand und hoher Instandsetzungsbedarf wie ein roter Faden durch die Archivalien.

Zur frühen Baugeschichte der Kirche ist nichts bekannt, doch sprechen der

quadratische Chor mit Tonnengewölbe und erhöhtem Mauerwerk sowie die kräftigen Mauern für eine mittelalterliche Chorturmanlage, wie sie sich in der Region z. B. in Unterebersbach mit steinernem Turm oder in Roßrieth mit Fachwerkaufsatz erhalten haben. Die früher mit 1,6 m äußerst schmale lichte Weite des Chorbogens ist bemerkenswert und geht sicher auf die frühe Bauzeit zurück. Der Zugang erfolgte über eine rundbogige Tür in der Südseite des Langhauses.

Die Untersuchung des Dachwerks über dem Langhaus ergab eine einheitliche Datierung der Hölzer auf das Fälljahr Winter 1445/46. Die Deckenbalken waren im Wechsel kräftig Ocker und Rot gestrichen und auf der Oberseite verbrettert, doch die vielleicht bemalten Bretter sind nicht mehr sichtbar. Die abwechselnd farbigen Balken haben die Kirchendecke lebhaft gegliedert. Die zeitgleichen alten Sparren sind erhalten, aber umgebaut. Sie waren 1445/46 als Kehlbalkendach mit stehendem Stuhl aufgeschlagen, die Dachneigung war mit 60 Grad um 10 Grad steiler als heute und damit – typisch gotisch – sehr steil.

1521 wurde die ältere, spätgotische Glocke durch eine zweite Glocke ergänzt. Nachdem die Kirche um 1550 evangelisch geworden war, und ab 1575 eine eigene Kirchenverwaltung erwähnt ist, erfolgte ein typischer Umbau der Kirche mit einer Empore auf der Nord- und Westseite. Die Hölzer der nördlichen Empore wurden zwischen 1595 und 1598 gefällt, auch der einfache Taufstein lässt sich in die Zeit um 1600 datieren. Kurz zuvor war die mit einem Stein „1589“ datierte, weitläufige Kirchhofmauer entstanden. Zu dieser Zeit wurde auch das Fenster im Chorscheitel vergrößert und mit einem Gewände in Renaissanceformen umgeben. Sehr spärliche Reste deuten auf eine typische figürliche Ausmalung des Kircheninneren zu dieser Zeit hin.

Das schöne Epitaph aus Sandstein an der Südwand erinnert an Philipp Albrecht Truchseß von Wetzhausen zu Sternberg (1588–1663), der unter anderem das Schlösschen und die Kirche in Zimmerau



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, 2014  
(Foto: BLfD, Christian Schmid)

1648 erworben hatte. Der aufwendig gearbeitete Stein lohnt die nähere Betrachtung. Der zeittypische Aufbau besteht aus einer zentralen halbrunden Nische, die von zwei Pilastern eingerahmt ist. Auf den Pilastern ruht ein Gebälk, welches den großen Wappenauszug trägt. Der ganze Aufbau ruht auf zwei geflügelten Engelsköpfen, die eine große Inschriftkartusche flankieren. Im zentralen Feld ist der Verstorbene im Hochrelief dargestellt: Philipp Albrecht trägt eine zeittypische Rüstung und hat Helm und Schwert abgelegt, er kniet und betet vor einem Kreuzifix. Die Pilaster sind mit seinen Ahnenwappen besetzt. Im Auszug halten zwei auf Voluten sitzende Putten sein prächtig verziertes Wappenschild. Es zeigt zwei geschachte Balken. Der auf dem Helm zwischen zwei Stierhörnern befindliche bekrönte Jungfrauenrumpf ist abgebrochen. Die gute bildhauerische Qualität erinnert an die zahlreichen Epitaph in der Martinskirche von Wetzhausen.

Die Darstellung in Rüstung gebührt einem Angehörigen des Rittergeschlechts natürlich, aber es erinnert in diesem Fall auch an die Schrecken des Dreißigjäh-



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Epitaph, 2014 (Foto: BLfD, Christian Schmidt)



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Altar mit Musterachse für die Restaurierung (links), 2017 (Foto: BLfD, Christian Schmidt)

rigen Krieges, in dem Philipp Albrecht agierte. Er wurde vom schwedischen König Gustav Adolf als Amtmann in Mainberg eingesetzt. In seine Zeit als Amtmann fiel die Haft, Folter und Tötung des 1625 zum katholischen Priester geweihten Liborius Wagner (1593–1631), der 1974 selig gesprochen worden ist. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Kirche in Zimmerau wieder katholisch, nachdem eine Zeit lang eine simultane

Nutzung durch die beiden Konfessionen stattgefunden hatte. Die konfessionellen Auseinandersetzungen um die Nutzung des Kirchleins zogen sich in Zimmerau bis ins 19. Jahrhundert hin.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte ein barocker Umbau der Kirche, mit dem bis auf das Dachtürmchen das heutige Erscheinungsbild erreicht wurde: Man vergrößerte die Fenster und versah sie mit geraden Steingewänden, nahm das



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Dachraum nach Osten – Blick zur ursprünglichen Höhe des Chorturms, 2014 (Foto: BLfD, Christian Schmidt)

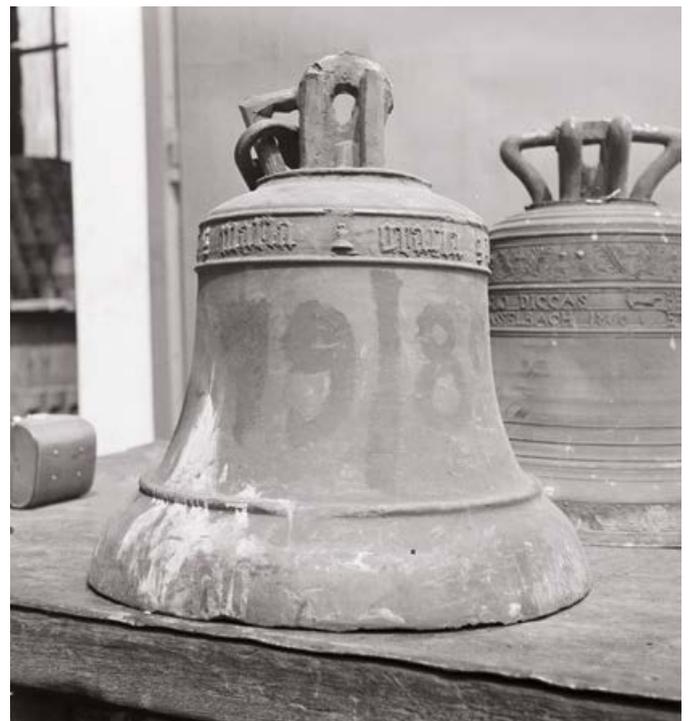
steile gotische Dach ab und richtete es mit dem selben Bauholz um einiges flacher wieder auf. Die damals erreichte Ansicht gibt ein Bestandsplan des Zimmerermeisters Johann Illig aus Obereißfeld von 1852 wieder: Darin ist der um 1750 entstandene Dachreiter als Fachwerkkonstruktion mit sehr flacher Welscher Haube dargestellt, der Chor war damals noch etwas höher aufgemauert.

Der kleine Altar mit geschwungenem viersäuligem Aufbau in der Form eines Kulissenretabels des späten 18. Jahrhunderts wurde erst im 19. Jahrhundert hier aufgestellt. Er stammt aus der Kirche St. Peter und Paul in Aub im Grabfeld, und war dort zugunsten eines größeren Altars ersetzt. Der 1864 in Aub aufgestellte neuromanische Hochaltar zeigt mit einer zentralen Kreuzdarstellung und flankierend den Patronatsheiligen das identische Programm seines Vorgängers in Zimmerau. Das große Tabernakel in den Formen der klassischen Renaissance wurde erst mit der Versetzung nach Zimmerau ergänzt. Zusammen mit dem hierfür angehobenen Altarblatt mit der Kreuzigung gibt es dem architektonisch horizontal gegliederten Altar einen starken vertikalen Akzent, der durch die – wohl zeitgleich ergänzten – Renaissanceengel vermittelt

wird. Der ältere Bestand des Altars ist seinem Aufbau nach barocken Gestaltungsideen verpflichtet, während die Ausbildung der Mensa und die vergoldete Schnitzdekoration aus Lorbeerkränzen und Bändern bereits klassizistisch sind.

Auch die beiden Heiligen Petrus und Paulus sind mit ihrer strengen Haltung und den üppig gefalteten Togae klassizistisch. Die Konsolen, auf denen sie stehen, und deren Rokoko-Schnitzwerk wurden erst bei der Aufstellung in Zimmerau zusammen mit dem Tabernakel ergänzt. Das Gemälde zeigt trotz der starken Nachdunklung und vieler Risse im Firnis noch die qualitätvolle und feine Ausarbeitung der Kreuzigung mit drei Assistenzfiguren.

Mitte des 19. Jahrhunderts standen erneut Baumaßnahmen an: Zimmerermeister Illig stellte 1850 die Kosten für die Erneuerung des Dachtürmchens zusammen. Die brauchbaren Schiefer und die beiden Glocken sollten abgenommen, das Chorturm-mauerwerk ein Stück abgetragen und der Chor mit einem neuen Dachstuhl versehen werden. 1852 musste die Kirchengemeinde mit Nachdruck auf den zunehmend schlechteren Bauzustand hinweisen und befürchtete gar das Herabfallen der Glocken. Dies bestätigten die beiden Baugeschworenen Zimmerermeister Johann Glückstein und Maurermeister Erhard im selben Jahr: Sie empfahlen, den zu schwach dimensionierten und stark schadhaften und verformten Turm sofort abzubauen, den Chor mit einem Notdach zu versehen und das Turmgerüst mit den Glocken neben der Kirche als Notturm aufzustellen, bis ein neuer Turm gebaut ist. Ansonsten



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, spätgotische Glocke (Foto: BLfD, Bildarchiv)



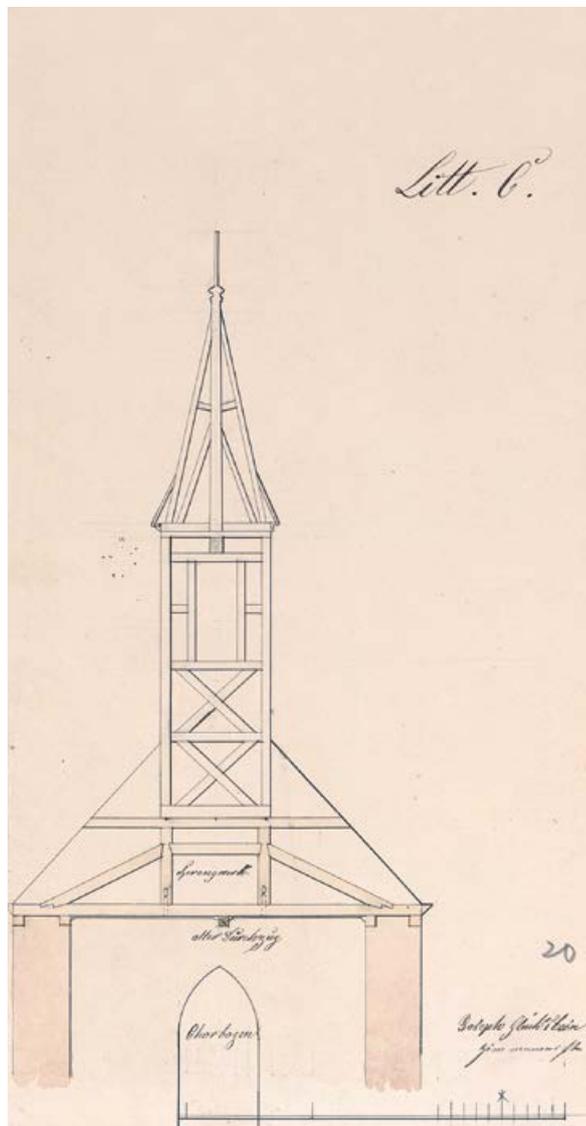
geschick und die nachträglichen baulichen Korrekturen. Die Untersichten der Empore und die Decke des Langhauses wurden nach den damaligen Kostenschlägen gebrettet.

Die Holzaltersuntersuchung der jüngeren Einbauten im Langhausdach ergab, dass 1892 der stehende Stuhl durch Stützen ertüchtigt und 1899 der von unten sichtbare Unterzug durch einen Überzug mit längslaufendem Hängewerk ersetzt worden ist. Diese recht aufwendige Maßnahme wird mit der Neugestaltung der Kirchendecke als glatte, verputzte und bemalte Decke zusammenhängen, bei der man den alten Unterzug als störend empfunden hätte. Außerdem musste eine

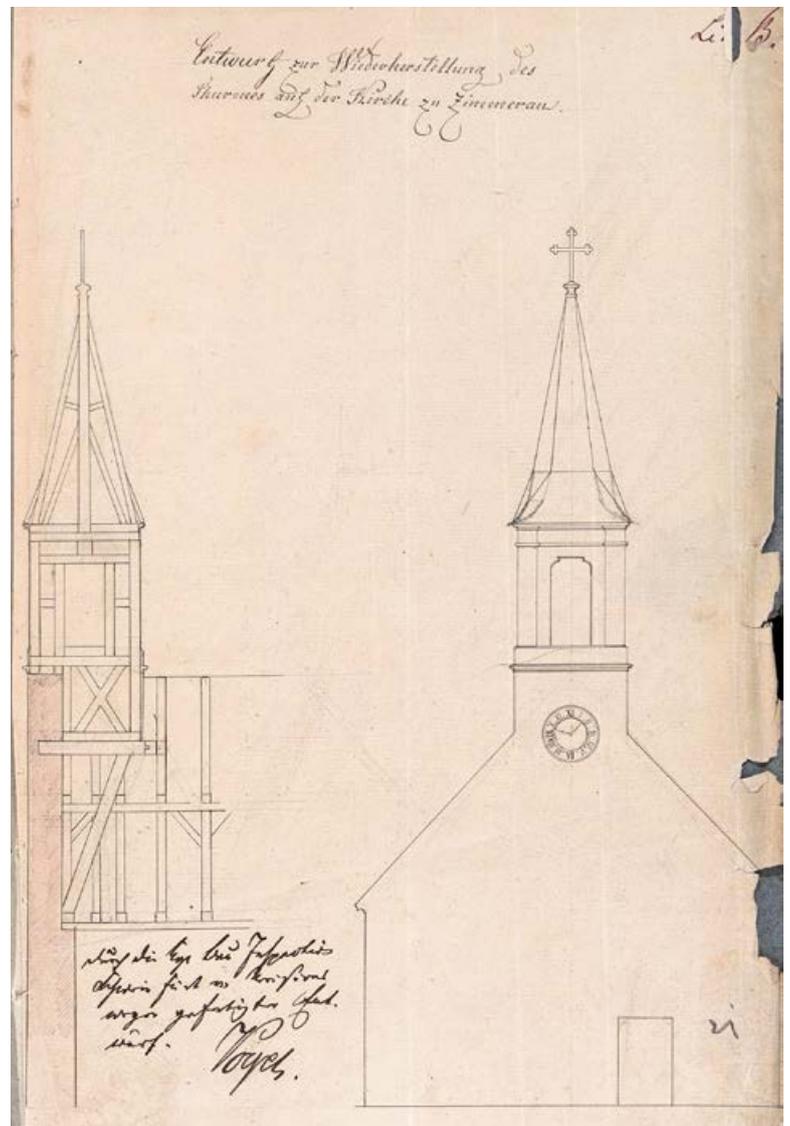
verputzte Decke, um rissfrei zu bleiben, stärker stabilisiert werden. Die zuvor von oben auf die Deckenbalken aufgebrachten Bretter hat man abgenommen und von unten an die Balken genagelt, mit einem Putzträger versehen und verputzt. Die Decke wurde mit einem hellblauen Band mit umlaufenden Konturlinien sowie vier Medaillons mit Darstellung der vier Evangelisten bemalt, in der Mitte war ein blaues Medaillon mit aufgesetztem IHS-Monogramm aus Holz angeordnet. Rechnungen sind nicht erhalten, vielleicht wurde der bereits 1896 mit verschiedenen Tüncharbeiten beschäftigte Johann Dümpert aus Bardorf erneut beauftragt oder der 1918 mit Reparaturen von Putz-

schäden der Decke und einer neuen Ausmalung beauftragte Maler Josef Wagner aus Sternberg.

1925 bittet der in der Überschrift zitierte Pfarrer Spielmann das BLfD, Prof. Fritz Fuchsenberger für eine – möglichst unentgeltliche – Beratung der Umbauwünsche der Kirche, insbesondere der Vergrößerung des Chorbogens, zu entsenden. Fuchsenberger (1876–1945) hat in seiner Zeit im Staatsbaudienst zahlreiche katholische Kirchen und öffentliche Bauten entworfen, im Landkreis Rhön-Grabfeld die bemerkenswerte Kirche St. Antonius in Brüchs. Natürlich konnte das BLfD den dort nicht angestellten Fuchsenberger auch nicht entsenden



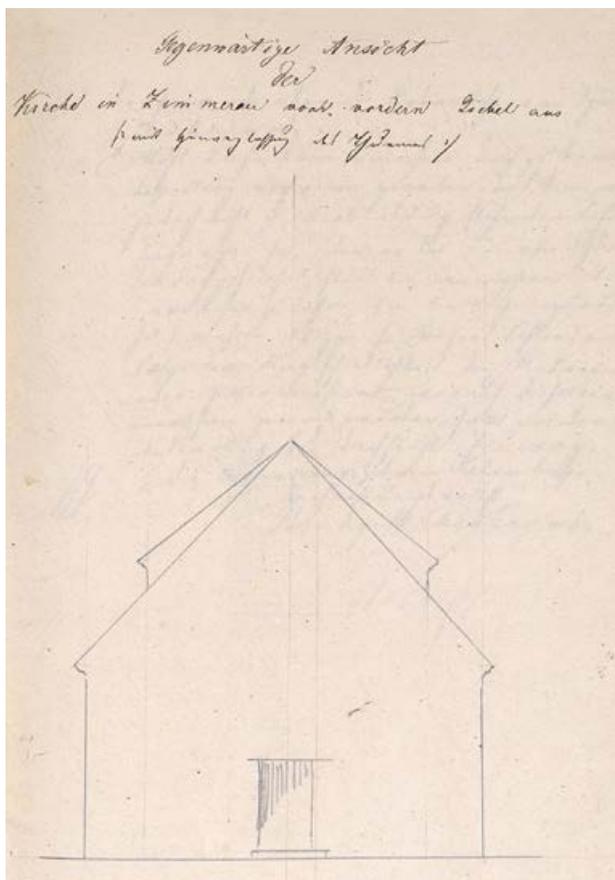
Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Querschnitt Dachreiter mit dem alten, schmalen Chorbogen in der Ansicht, gezeichnet von Joseph Glückstein 1852 (Quelle: Dokumentation Franziska Ihle-Wirth, 2017)



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Planzeichnung zur Errichtung eines Westturms, um 1852 (Quelle: Dokumentation Franziska Ihle-Wirth, 2017)



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Freilegungsprobe an der Decke mit farbigen Rahmungen und angeschnittenem Medaillon des Evangelisten Markus mit dessen Löwenkopf als Attribut, 2016 (Foto: George Hille, Oberelsbach)



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Ansicht der Kirche von Westen mit Darstellung des steileren Langhausdaches und leicht erhöhtem Chorturmrest mit flacherem Dach, um 1861 (Quelle: Dokumentation Franziska Ihle-Wirth, 2017)

und hat vielmehr empfohlen, den alten Chorbogen nicht zu verändern sowie einen Architekten mit der Ausarbeitung und Abstimmung eines Restaurierungskonzeptes zu beauftragen.

Architekt Hofmann aus Würzburg plante eine Verschiebung der westlichen Portaltür in die Giebelmitte. Der 1,6 m breite und 3,1 m hohe Chorbogen überdeckte die Randteile des Altars und sollte daher um 90 cm verbreitert werden. Entsprechend der versetzten Tür sollten die Bänke und Bankpodeste angepasst, die Emporentreppe verlegt und der Boden mit Kalkplatten belegt werden. Der Altar sollte marmoriert, vergoldet und die Skulpturen mit Polierweiß gefasst werden. Die Ausführung wich etwas von diesem Konzept ab, so vergoldete der Maler- und Vergoldermeister Kolb aus Neustadt die Skulpturen am Altar und der Boden wurde von Maurermeister Rink aus Obereßfeld mit gelben, teils gemusterten Klingenger Steinzeugplatten belegt.

Bereits vierzehn Jahre später, 1939, wurde aufgrund von Wasserschäden eine Neutünchung innen wie außen und eine Ausbesserung der Altarmarmorierung angeboten. 1948 erfolgte eine neuerliche Renovierung, wobei der Ausbau und erhöhte Einbau des Epitaphs,

dessen Schriftkartusche im Boden versunken und nicht mehr lesbar war, vom BLfD begrüßt worden ist. Im Zuge dieser Maßnahmen berichtete Dekan Pfaab an das BLfD, ein Fachmann für Kirchenrestaurierung des Bischöflichen Ordinariats Würzburg habe bei der eingehenden Besichtigung an der Südwand des Langhauses Malereien, nämlich Engelsdarstellungen der Zeit um 1200, vielleicht eine Verkündigung, gefunden. Auch die anderen Wände, insbesondere der Chor, wären ausgemalt. Der eingeschaltete Kirchenmaler Menna aus Würzburg konnte

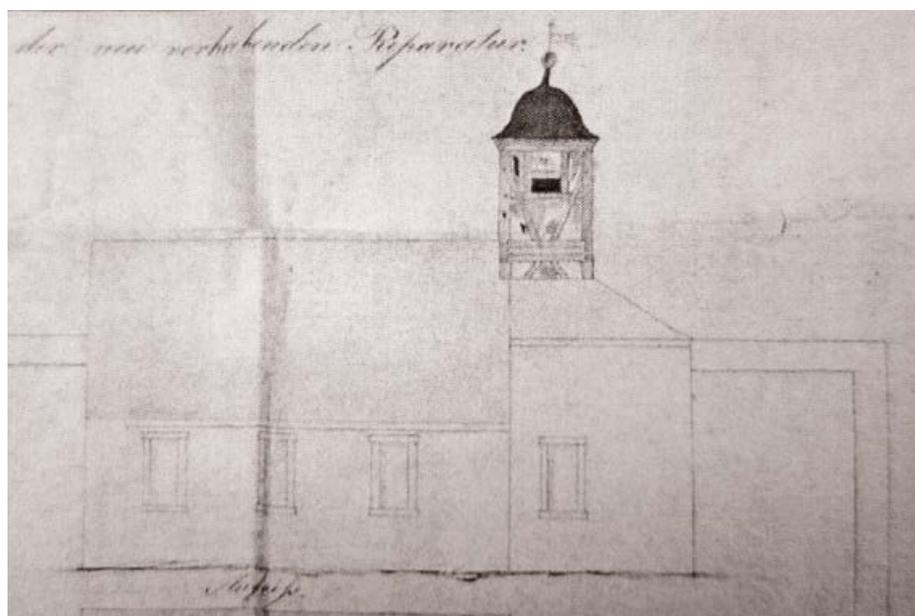
dens „wie er in Küchen gebräuchlich war“, nicht geplant sei, dass die vorhandene Marmorierung der Empore von Nichtfachleuchten ausgeführt wurde und die Bänke zwischenzeitlich – ohne Wiederverwendung der alten Bankdoggen – erneuert worden sind und eine unpassende Elektroinstallation auf Putz eingebaut worden ist. Die Maßnahmen wurden bis 1980 umgesetzt, wobei auch zahlreiche Eigenleistungen eingebracht wurden und die Darstellung eines der vier Evangelisten, Matthäus, freigelegt wurde.

hundert weitgehend geklärt werden. Ferner setzte das BLfD sich dafür ein, auf die zunächst geplanten umfangreichen Nachgründungsarbeiten, die wesentliche Eingriffe in die historischen Mauern und Fundamente und umfangreiche archäologische Grabungen ausgelöst hätten, zugunsten des Einbaus von Spannankern in das – seit Jahrhunderten – zerrissene Mauerwerk zu verzichten. Die Restaurierung des Tragwerks (Mauerwerk und Dachwerke) konnte zwischenzeitlich abgeschlossen werden, ebenso wie die Instandsetzung des Außenputzes und der Dächer. Die Steinteile tragen nun eine nachgewiesene graue Fassung zu hellen Wandflächen.

Die Innenrestaurierung ist als letzter Abschnitt geplant. Hierbei soll der Kirchenraum des Gotteshauses wieder einen würdigen Charakter erhalten, der durch die stark abgeblätterte und abgeriebene Marmorierung des Altars sowie durch einige Einbauten wie Nachtspeicherheizung und Flurlampen zuletzt nicht mehr gegeben war. Aufgrund der zahlreichen Veränderungen und teils unsachgemäßer Eingriffe ist eine einheitliche historische Leitschicht der Ausstattung und Fassungen nicht mehr vorhanden. Deshalb und aus Kostengründen soll der aktuelle Zustand des Anstrichs der Empore beibehalten und die Raumschale ohne weitere Freilegungen neutral weiß gestrichen werden. Statt einer teuren Ertüchtigung der Empore sind zur Unterstützung der überlasteten Konstruktion zwei Säulen untergestellt worden.

Nur der Altar wird auf die erste einheitliche Fassung beim Umbau für die Aufstellung in Zimmerau zurückgeführt werden. Statt der kräftig bunten, die Einzelteile stark differenzierenden roten, grünen und blauen Marmorierung wird künftig die dezenter blau-graue Marmorierung die Altararchitektur und die rot marmorierten Profile und Gesimse die Horizontalen betonen. Der Altar darf daher auch künftig zusammen mit dem Grabdenkmal den Höhepunkt der Ausstattung eines historisch interessanten Kirchleins darstellen.

Christian Schmidt



Zimmerau im Grabfeld, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Filialkirche St. Peter und Paul, Plan des schadhaften Dachtüchchens des 18. Jahrhunderts als Vorzustand, Zimmermeister Illig, 1852 (Quelle: Dokumentation Franziska Ihle-Wirth, 2017)

nur noch die weitgehende Zerstörung der Malereien durch die in Zimmerau tätigen, lokalen Handwerker feststellen.

Nach kleineren Reparaturen in den 1960er Jahren bemängelte das Bischöfliche Bauamt in einem Gutachten im Jahr 1978, das Kirchlein sei innen wie außen in einem erbärmlichen Zustand. Saniert werden musste fast alles: Deckenbalken, Dachstuhl, Dacheindeckung, der stark geschädigte und oft reparierte Deckenputz, die Mauern mussten trockengelegt, das Gelände abgegraben, die zahlreichen Risse geschlossen und der Putz erneuert und dabei die Eckquader freigelassen werden. Ferner wurde festgestellt, dass vor Ort eine Erneuerung des Plattenbo-

Nach über dreißig Jahren war 2011 ein neuer Baufallbericht der Diözese erstellt worden; ab 2014 begann die Planung der Instandsetzung. Angesichts des offenkundig sehr alten, wenn auch mehrfach stark veränderten Bestands zum einen und der erneut aufgetretenen zahlreichen Risse und Schäden zum anderen, hat das BLfD eine Voruntersuchung zur genauen Erhebung der erhaltenen Substanz empfohlen. Im Rahmen einer Archivrecherche, einer restauratorischen Untersuchung des Baus und der Ausstattung und eines gefügekundlich-dendrochronologischen Gutachtens zu den hölzernen Konstruktionen konnte die Bau- und Restaurierungsgeschichte seit dem 15. Jahr-

## Das Lichtmayrgütl in Graming, oder: „Das steht ja immer noch!“

Ein Instandsetzungsbericht aus der denkmalpflegerischen Praxis

Der oft zitierte „Zahn der Zeit“ nagt bekanntlich an Allem und wohl besonders an betagten Baudenkmalern. Anders als der Dentalmedizin geht es der Denkmalpflege allerdings darum, nicht den Zahn zu pflegen, sondern vielmehr dessen unvermeidbare Spuren an Baudenkmalen abzuschwächen und bereits entstandene Verletzungen, wenn möglich, wieder zu kurieren. Alleine die Anstrengungen und Kosten beider Unterfangen sind oft ebenbürtig.

Vorliegender Bericht widmet sich den lange währenden Bemühungen und aufwendigen Instandsetzungsmaßnahmen, durch die eines der ältesten bekannten und noch erhaltenen bäuerlichen Wohnhäuser im südlichen Oberbayern, das Lichtmayrgütl in Graming im Landkreis Altötting, in sprichwörtlich letzter Minute vor Verlust bewahrt werden konnte.

### Die Besonderheiten des Gebäudes

Der Wert eines Denkmals bemisst sich bekanntlich nicht alleine oder gar vorrangig an einem künstlerisch wertvollen Aussehen oder dem Wert der verwendeten Baumaterialien. Es ist vielmehr die Dimension seiner Zeugniskraft, authentisch aus vergangenen Zeiten berichten zu können. Hätte man denn nur den künstlerischen Wert des klein bemessenen hölzernen Blockbaus bewahren wollen, so wäre dies ganz einfach mit dem Erhalt des in verzierter Form geschnittenen Türsturzes an der östlichen Giebelfassade getan gewesen. Was aber wäre dann als Rest verloren? Mit dieser und ähnlichen Fragen ist man im Alltag eines praktischen Denkmalpflegers regelmäßig befasst, wenn es darum geht, sich für den Erhalt eines Gebäudes und seiner prägenden Bestand-



Östliche Haustüre mit kielbogigem Sturz (1538d)  
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

teile einzusetzen und über die Methoden der Instandsetzung und Mittel an denkmalgerechten Veränderungsmöglichkeiten



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl nach Abschluss der Instandsetzung, 2017 (Foto: BLfD, Michael Forstner)



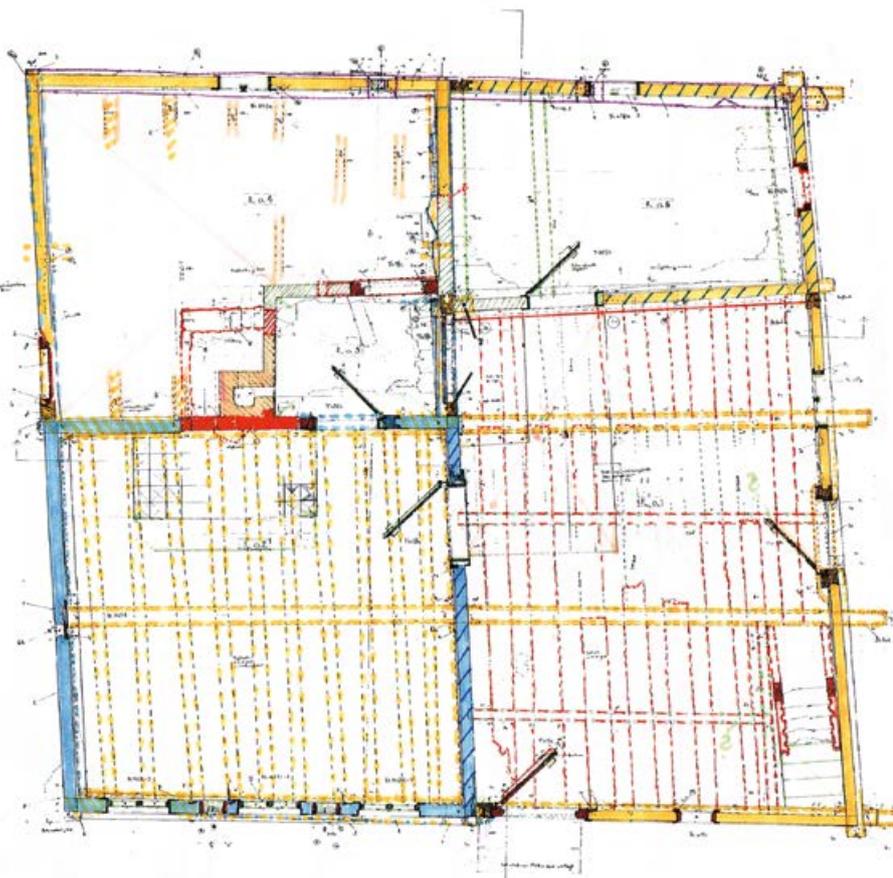
Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgüt, angetroffener Erhaltungszustand im Jahre 2009  
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

praxistauglich zu bewerkstelligen. Wo also liegen die Besonderheiten des klein bemessenen Gebäudes in Graming, die es rechtfertigen, viel Geld und noch mehr Aufwand in dessen Erhalt und Wiedernutzung zu investieren? Nun, sein nüt-

ternes Alter von fast fünfhundert Jahren alleine war es nicht, denn im Vergleich zu Fossilien oder zur überwiegenden Zahl an Bodendenkmälern ist das kleine Wohngebäude eher ein Jüngling als ein Greis. Im Vergleich mit anderen noch

existierenden historischen Bauernhäusern in den Landstrichen Altbayerns ist dessen Errichtung in den Jahren 1522 bis 1539 dann aber doch außergewöhnlich, ebenso die Summe seiner noch erhaltenen Baudetails. Und wenn man bedenkt, dass die gesellschaftlichen Wurzeln des Freistaates Bayerns maßgeblich in Landwirtschaft und im Bauernstand gründen, sind derartige frühe Informationsquellen über die historischen Lebensumstände der über Jahrhunderte stärksten Bevölkerungsgruppe heute von fast beängstigend hoher Seltenheit.

Der eineinhalbgeschossige Blockbau steht firstparallel an einer abfallenden Geländekante und zeigt mit seiner Giebelfassade, dem Wetter abgewandt, nach Osten. Es handelt sich um den historischen Wohnteil eines bäuerlichen Einfirsthofes, vom dem der ehemals im Westen profilgleich angefügte Wirtschaftsteil allerdings bereits vor Jahrzehnten, ohne davor leider auf Bildern, Fotografien oder Zeichnungen festgehalten worden zu sein, verloren ging. Die auf die Witterung und den Sonnenverlauf ausgerichtete Lage des



**Legende**

sicher	unsicher		
		• ~ 1438	Dendrophase I
		• 1499/1501	Dendrophase II
		I 1522	Bauphase I
		II 1538 WK	Bauphase II
		III	Barockzeitliche Veränderungen (bis ca. Anfang 19. Jahrhundert)
		IV	Neuzeitliche Veränderungen (bis ca. 1./3 20. Jahrhundert)
		V	Jüngste Veränderungen (ab ca. 1945)

Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgüt, Baualtersplan des Erdgeschosses mit Einordnung der unterschiedlichen Datierungsphasen  
(Baufaufnahme: Harald Bader, 1999)



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl, Ausschnitt aus der traufseitigen Südfassade im Vorzustand (oben) und nach Instandsetzung der Schäden am Holzblock und mit außenliegender Aufdopplung auf dem bauzeitlichen Türblatt. Oberhalb des Türsturzes bauzeitliche Einflugsöffnung des dahinterliegenden Taubenkastens, ebenso linkerhand der Türe Geflügelzugang in die Stube (Fotos: BLfD, Paul Huber, Michael Forstner)

Gehöfts geht einher mit der bewussten Positionierung der beiden Eingangstüren, eine nach Osten sowie die zweite nach Süden, wie auch den Raumfunktionen des Gebäudeinneren. So leitet sich auch aus dem größten Raum, den man durch beide Haustüren in der südöstlichen Ecke betritt, die hauskundliche Bezeichnung „Eckfletzhaus“ davon ab. Der oder die „Fletz“ wiederum ist ein spätestens seit dem Mittelalter gebräuchlicher Begriff für den Flur oder den Vorraum in einem Haus und tradiert die althochdeutsche Benennung von „flatz“ für flach bzw. platt. Der Fletz des Bauernhauses war hingegen nicht bloße Erschließungszone für davon zu betretender, weiterer Räume, wie etwa die Stube oder die nördlich daran angebundene Rauchküche, sondern

diente vorrangig als Arbeitsraum, der bei Tag durch eben seine beiden großen Türöffnungen verhältnismäßig gut belichtet werden konnte. So finden sich an den Wänden und der Decke dieses Raumes auch Spuren, die auf die Anbringung von Webstühlen hinweisen. Sicherlich wurden die Stoffe nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch als ein Zuverdienst für den kleinen Achtehof hergestellt. Der einzige beheizbare und rauchfrei gehaltene Aufenthaltsraum, die mit ihren Fensteröffnungen nach Süden ausgerichtete Stube, ist der zweite prägende Raum des Erdgeschosses. Er gilt baugeschichtlich als wahre Besonderheit, da er ehemals als ein in sich geschlossen abgezimmelter Stubenkasten entstand und zunächst eigenständig und ohne baulichen Zusam-

menhang zu dem erst etwa 15 Jahre später fertiggestellten Gebäude aufgezimmert wurde. Da es sich dabei nicht, wie auf den ersten Blick vielleicht zu vermuten, um eine Zweitverwendung handelt, die man in ein 1539 errichtetes Gebäude integrierte, sondern vielmehr die erste Bauphase mit Baudatum 1522 darstellt, zeigt sich unter anderem an den Eckverbindungen, die nie zerlegt worden sind. Derartige Bauabläufe, eine neue Behausung zuerst mit einem eigenständigen, sprichwörtlich aufgezimmerten und bewohnbaren Raumkasten zu beginnen und die weiteren Räume und das gemeinsame Dach darüber erst später herzustellen, konnten kürzlich auch an noch älteren Blockbauten, so etwa an einem bereits in das frühe 15. Jahrhundert datierten Blockbau in Teisnach im Landkreis Regen, beobachtet werden. Unklar ist in Graming allerdings, ob eine hüttenartige Einraumbehausung, auch wenn man sie sich unter einem großen weit darüber vorkragendem Behelfsdach vorstellen mag, auch wirklich 15 Jahre bewohnt wurde. Eine weitere seltene Besonderheit ist auch die erhaltene Rauchküche mit offener Feuerstelle, an der sich selbst noch die ehemalige Schüröffnung erhalten hat, durch die man den Stubenofen schüren und die Stube so rauchfrei halten konnte. Im Übrigen finden sich an nahezu allen Türöffnungen des Blockbaus auch noch die erbauungszeitlichen Bohlentüren mit den typischen, an den Türblättern angeschnittenen Drehzapfen und den einfachen, aber umso bewährteren Schließmechanismen. Dass man bei deren Herstellung offenkundig gänzlich auf Leim oder eiserne Nagelverbindungen verzichtete, zeugt von den damaligen knappen Ressourcen. Gleiches ist an den ursprünglichen Fensterverschlüssen, den sogenannten Schubertlufenfenstern festzustellen, die ehemals lediglich mit Brettläden und nur in Ausnahmen mit kostspieligen Glasflügeln ausgestattet waren. Kleine Einflugsöffnungen in der Südfassade über der Eingangstüre wiederum bezeugen Taubenhaltung. Dieser ebenso noch in das 16. Jahrhundert zu datierende Befund deutet jedoch weniger auf die Frühform einer hobbymäßigen Brieftaubenzucht, denn auf die autarke bäuerliche Selbstversorgung hin. Gleiches gilt für die links neben der südlichen Türe befindliche, bodennahe Öffnung, über welche das Geflügel direkten Zugang in die temperierte Stube hatte.



Schamberger im Jahr 1992 an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) kam es schließlich auch zu einer ersten Begehung des Gebäudeinneren. Dabei ging man allerdings irrtümlich von einer nachträglichen Zweitverwendung der besagten Türe aus und schloss auch vom eigenständig abgezimmerten Stubenkasten fälschlicherweise auf ein aus alten Bauteilen zusammengefügtes, erst viel später entstandenes Gebäude. Nach ausführlicher Darlegung der Schäden und Feststellung des insgesamt „desolaten“ Zustands bezog sich das damalige denkmalpflegerische Interesse lediglich mehr auf die Bereitstellung professioneller Fotos, um zu dem von den damaligen Eigentümern vorsorglich gestellten Abbruchantrag eine „abschließende“ Stellungnahme abgeben zu können. Wohl nur, weil die erbetenen Fotos nicht geliefert wurden, wurde auch der Abbruchantrag nicht weiter behandelt und blieb das Gebäude weiter stehen.

### Chronologie der Bemühungen

Das Lichtmayrgütl erweckte wegen seines altertümlichen kielbogigen Türsturzes bereits seit Beginn der Denkmalerfassungen erstes baugeschichtliches Interesse und wird seit dem Erstentwurf der

Denkmalliste zu Beginn der 1980er Jahre gemäß Art. 1 Abs. 2 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes (BayDSchG) darin als Baudenkmal geführt. Durch einen weiteren schriftlichen Hinweis des für die Hauskunde des Landkreises Altötting engagierten Kirchenmalers Siegfried

Auch die für die fachliche Beratung der Freilichtmuseen zuständige Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl, Blick in den Eckfletz, vor (oben) und nach Gesamtinstandsetzung mit ablesbar belassenen Holzreparaturen an Balkendecke und historischer Bohlentür (Fotos: BLfD, Paul Huber, Michael Forstner)



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl,  
Türöffnungen im Obergeschoss; rekonstruierte  
Bohlentür, dahinter erkennbar die überschobene  
Schussdecke über dem ehem. Speicherraum  
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

Bayerns wurde auf das Gebäude aufmerksam und gab dann 1997 den entscheidenden Impuls, die Bedeutung des Blockbaus doch eingehender zu prüfen. In Zusammenarbeit mit dem Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern auf der Glentleiten setzten sich nunmehr drei Institutionen für eine bauhistorische Untersuchung ein, die darauffolgend von Harald Bader als freiberuflichem Bauforscher erstellt wurde. Dessen eingangs bereits kurz angerissene Erkenntnisse und dendrochronologischen Bauphasendatierungen gaben schließlich Anlass, die Bedeutung des Lichtmayrgütl auf der Jahrestagung des Arbeitskreises für Hausforschung wissenschaftlich zu beleuchten. So fand auch das Treffen des bayernweit agierenden Arbeitskreises 1999 direkt in Graming statt, bei dem es neben seiner Bedeutung für die historische Hauskunde ebenso um die äußerst ungewisse Zukunft des hölzernen Blockbaus ging. In einer schriftlichen Resolution wandte sich der Arbeitskreis schließlich resümierend an die Öffentlichkeit, indem auf das „herausragende Denkmal und Geschichtszeugnis einer ehemaligen bäuerlichen Kultur Südbay-

erns“ hingewiesen und die eindringliche Bitte formuliert wurde, „an alle Verantwortlichen alles zu unternehmen, damit dieses Gebäude nicht nur in Form von Plänen und Fotos der Nachwelt erhalten bleibt.“ Doch vergeblich, kam es danach weder zu einer Transferierung in das Freilichtmuseum auf der Glentleiten, noch in das nahegelegene städtische Freibad der Stadt Altötting, wo man den hölzernen Blockbau eventuell als Kiosk hätte nutzen wollen. Mit einer notdürftigen, aber bald durch Wind zerrissenen Plane teilweise abgedeckt, geriet das kleine Holzhaus schließlich wieder in Vergessenheit und wucherte in wenigen Jahren derart zu, dass man es auch kaum mehr wahrnehmen konnte. Wiederum einige Jahre später stießen schließlich die heutige Eigentümerin und ihr Lebensgefährte 2008 erstmals auf das Anwesen und traten mit der Denkmalschutzbehörde des Landkreises und dem BLfD wegen einer neuerlichen Transferierungsüberlegung im Sommer des Jahres 2009 erstmals in Kontakt. Bei den Interessenten bestand dabei auch Aufgeschlossenheit, die Erhaltungsfähigkeit des hochrangigen Baudenkmals vor Ort zu prüfen und es möglicherweise doch an seiner ursprünglichen Stelle wieder instand zu setzen. Über das im Bereich der Denkmalpflege erfahrene Architekturbüro Ebeling konnten daraufhin im Rahmen eines durch die Denkmalpflege

maßgeblich mitfinanzierten planerischen Vorprojektes die teils massiven Schäden detailliert aufgenommen, der bauliche Instandsetzungsbedarf sowie auch die in erster Linie bauphysikalisch erforderlichen Ergänzungen vorbereitet werden, ja, man wollte dem betagten Blockbau eine neue und wohl auch seine letzte Chance als Wohngebäude ermöglichen. Unter Bereitstellung und auf das verträgliche Nutzungskonzept abzielender Denkmalmittel konnte noch im selben Jahr eine Notsicherung durchgeführt und im Jahr 2011 mit der Umsetzung der eigentlichen Instandsetzungsmaßnahmen begonnen werden.

### Detaillösungen aus der denkmalpflegerischen Praxis

Die schon vor fast fünfhundert Jahren wohldurchdachte Anordnung der eingangs beschriebenen Raumzuschnitte ermöglichte es, das neue Wohnkonzept für seine zukünftige Bewohnerin ohne nennenswerte bauliche Eingriffe in die vorhandene Grundstruktur auszurichten. Fletz und Stube sollten weiterhin als wohnliche Aufenthaltsräume, die an der nördlichen Längswand angeordneten Zweckräume als Küche-, Speise- und Haushaltsraum verwendet werden. Auch im Dachgeschoss ergab sich mit der zum Erdgeschoss deckungsgleichen



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl, Stube mit bauzeitlicher Bohlenbalkendecke (1538d) und nach historischem Scherbenfund rekonstruiertem Sesselofen (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Graming, Lkr. Altötting, Lichtmayrgütl, die vorgefertigten Schilfrohmatten als innenliegende Dämmschicht sowie die Heizschleifen werden vor Auftrag des Lehmputzes angebracht (Fotos: Harald Bader)

Aufteilung die Möglichkeit, einen zusätzlichen Wohnraum, einen Schlafraum und ein Gästezimmer unterzubringen. Auch der Einbau eines schachtelartig in den Schlafraum eingestellten Badezimmers ließ sich ohne größere Zwänge einplanen. Keinesfalls war es jedoch ein grundlegendes Ziel, dadurch einen gar museal ausgerichteten Zustand, sondern vielmehr eine behagliche und den heutigen Ansprüchen nach Wohnkomfort völlig gerecht werdende Wohneinheit zu schaffen. So liegt darin auch ein wesentlicher Unterschied zwischen den didaktisch aufbereiteten Präsentationen historischer Gebäudeexponate in Freilichtmuseen

und jenen von Baudenkmalern, bei denen der grundlegende Erhalt ihrer mal mehr mal weniger erhaltenen Baudetails mit zeitgemäßen Wohnansprüchen zu verbinden sind.

Bei langen Leerständen sind es allerdings die in aller Regel durch mangelnden Bauunterhalt entstandenen Bauschäden, die vorrangig emotionale Barrieren und auch Skepsis verursachen, sich mit den Revitalisierungsmöglichkeiten eines Baudenkmalers auseinandersetzen zu wollen. Doch bei nüchterner Klärung der Schadensursachen und Betrachtung der vorhandenen Baumaterialien und -konstruktionen verfügen historische Bauwerke

im Vergleich zur bauchemiegeprägten Schnellbauweise unserer heutigen Zeit zweifellos auch über faktisch belegbare, baubiologische Vorzüge, die sich vorteilhaft auf ein gesundes Raumklima auswirken. Diese zu nutzen, zu reaktivieren und materialverträglich fortzuschreiben ist im Bereich der praktischen Denkmalpflege nicht nur wesensgebend, sondern vielmehr auch im Sinne der angestrebten Instandsetzungs- und letztlich Wohnqualität regelmäßig Erfolg versprechend. Im Falle eines hölzernen Blockbaues bedeutet dies, die bauphysikalischen Verbesserungen allem voran auf die Materialeigenschaften der hölzernen Außenwände



Zimmermannsmäßige Ergänzung an der originalen Stuhlsäule der Dachkonstruktion (1538d) (Foto: Harald Bader)



Bauzeitlicher Fensterflügel mit innenseitig aufgedoppeltem, neuem Fensterkasten, südliche Außenwand des Eckfletzes (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Abschlusstermin mit Bauherrin und Beteiligten im Mai 2017, von rechts: Architekt Harald Bader, Kreisheimatpflegerin Renate Heinrich, Petra Anzeneder (Eigentümerin), Florian und Wolfgang Schießl, Fa. Alte Holzhäuser sowie Paul Huber, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Foto: Ramona Gruber, München)

abzustellen. Über zwanzigjährige Erfahrungswerte im Bereich der Instandsetzung von Denkmälern zeigen, dass sich hölzerne Blockwände am geeignetsten mittels innen aufgebrachtter Schilfrohrmatten in Verbindung mit Lehmputzen dämmen lassen. Diese nachhaltige Materialkombination erklärt sich vorrangig durch die großen organischen Ähnlichkeiten des Schilfrohrgrases zu jenen von Holz und ebenso über den hohen Silikanteil an der Oberfläche des Rohrmantels. Er wirkt neben der mechanischen Verzahnung von Putz auch als chemischer Haftvermittler zu Lehm, der sich als Schichtensilikat sehr gut und dauerhaft mit den Trägermatten verbindet. Mit dieser Dämmkombination und der Verlegung von Heizschleifen in die raumgewandte Lehmputzschicht können nach Bedarf Ug-Werte (Wärmedämmwerte) bis auf das Niveau von Passivhausstandards erreicht werden, ohne wegen des Feuchteausgleichs allerdings jedoch auf problematische Zwangsentlüftungssysteme angewiesen zu sein. In Verbindung mit einer zweiten innenliegenden Fensterebene in aufgedoppelter Kastenbauweise lassen sich auch vorhandene einfachverglasste Fensterverschlüsse energetisch sehr effizient ertüchtigen. Gleichermäßen ist es möglich, wie im Übrigen seit Jahrhun-

derten gebräuchlich, zusätzliche Vorfenster anzubringen. Aber auch der Einsatz von Isolierverglasungen ist dort, wo eine dezent versteckte, zusätzliche Verglasung erforderlich ist, nicht per se tabu, sondern kann helfen, die Flächigkeit im Sinne des Gesamterscheinungsbildes ohne störende Rahmungen beizubehalten.

### Fazit

Die am Beispiel Gramings aufgezeigten Detaillösungen gründen auf Erfahrungswerten, die sich im Laufe der letzten rund 20 Jahre innerhalb der denkmalpflegerischen Praxis zunehmend bewährt haben, ohne allerdings als ein Rezeptekatalog gelten und eingesetzt werden zu können. So sind viele der Instandsetzungsdetails Ergebnis eines Diskussionsprozesses, an dem beim Instandsetzungsprojekt des Lichtmayrgütl das für die Bauausführung beauftragte Architekturbüro Bader, die feinsinnigen Handwerker, allen voran jene der federführend ausführenden Zimmererei Schießl, Frau Kreisheimatpflegerin Heinrich und der Verfasser des Beitrags als Vertreter der praktischen Denkmalpflege, Bau- & Kunstdenkmäler des BLfD zusammenwirkten. So gilt letzten Endes auch hier, dass das große Ganze mehr ist,

als die Summe seiner Einzelbestandteile. Das erreichte Gesamtergebnis bildet sich schließlich durch Zusammenwirken authentisch belassener, alterswertiger Oberflächenzustände, weiterhin ablesbarer historischer Baudetails, der materialgerechten wie handwerklichen Qualität der Reparaturen wie auch der technisch wie ästhetisch durchdachten Ergänzungen. So konnte dieses nun wieder bewohnte seltene Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert als Geschichtszeugnis vergangener karger Zeiten als reichhaltiges Baudenkmal bewahrt werden.

Paul Huber

### Literatur

Bader, Harald: *Das Lichtmayrhaus in Graming (Altötting) – ein Blockbau von 1522/1538. Denkmalpflegerische Bestandsdokumentation*, in: Hausbau im Alpenraum, Bohlenstuben und Innenräume (Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 51), Marburg 2002, S. 73–88

## Heiliges Theater

Die Restaurierung des Heiligen Grabes und des Fastentuches der kath. Pfarrkirche St. Wendelin in Eyershausen

Heilige Gräber, die kulissenartig in der Passionszeit den Hauptaltar verdecken, werden heute vor allem im Alpenraum benutzt. Die lange Tradition der Veranschaulichung des Heiligen Grabes in der Passionszeit fand im Barock Ausdruck in den einst weitverbreiteten Kulissen-Heiliggräbern. Diese schufen eine prächtige Bühne zur eindrucksvollen Inszenierung der Grabesruhe Jesu. Im Zentrum war Platz zur Aussetzung des Leibes Christi in der Monstranz, meist gab es die Darstellung des Grabes Jesu, ergänzt durch weitere Figuren wie Wächter und manchmal Wechselszenen. Diese Heiligen Gräber wurden im Zuge der Aufklärung verboten und gingen deshalb vielerorts verloren.

Das bekannteste Kulissen-Heiliggrab Unterfrankens ist das im Diözesanmuseum Astheim befindliche aus Kleineibstadt, Landkreis Rhön-Grabfeld. Es nahm die Architektur und das Gebälk der Seitenaltäre auf und die Öffnung der Grabeshöhle bezog sich auf die Öffnung der Chorschranken. Der Grabaufbau dominierte den gesamten Kirchenraum. Das Grab verfertigten Schreiner Markgraf und der bekannte Maler Johann Peter Herrlein (1722–99) im Jahr 1764. Ein ähnlich großes, den gesamten Chorraum füllendes „Ostergrab“ ist in Baunach, Landkreis Bamberg, erhalten und wird derzeit alle drei Jahre im alten Chorraum errichtet. Es entstand zwischen 1750/55, die Bemalung führte Johann Anwander (1715–70) aus.

### Das Heilige Grab in Eyershausen

Im Jahr 1992 wurden im Zuge der Innenrestaurierung im Turm der kath. Pfarrkirche St. Wendelin in Eyershausen, Landkreis Rhön-Grabfeld, Teile eines Heiligen Grabes wiederentdeckt, die dort über viele Jahrzehnte unbeachtet abgestellt waren.

Alle Teile bestehen aus gehobelten Brettern, die rückseitig mit Leisten gefügt und teilweise mit Steckschlössern verbunden und verstärkt sind. Die Vorderseiten sind bemalt. Vorhanden sind:

- Fünf Kulissenbögen mit je paarweise angeordneten flankierenden Säulen auf Piedestalen. Durch die Verkleinerung der Säulen nach hinten wird die typische Perspektivwirkung erzielt. Eine zusätzliche räumliche Wirkung ist durch unterschiedlich große Säulen auf der vordersten und der hintersten Kulisse beabsichtigt. Während die Säulen mit ocker-goldfarbenen gefassten Basen und Kapitellen durch Licht- und Schattenwirkung dem Betrachter räumlich erscheinen und in den Vordergrund treten, ist die übrige, grau bis schwarz gefasste Architektur durch helle Kontur- und Fugenlinien eher sparsam angedeutet. In der Darstellung der Lichtwirkung der Säulenschäfte, der Basen sowie der Ausarbeitung der Piedestale lassen sich deutliche Unterschiede feststellen, die auf Überarbeitungen schließen lassen. Die Schatten sind so gelegt, dass die helle Beleuchtung vom Herzen des Heiligen Grabes ausgeht.

- Eine querrrechteckige Tafel mit der Darstellung der Ruhe Jesu im Felsengrab
- Eine querrrechteckige Tafel mit der Darstellung eines Einblicks in das Fegefeuer, in dem drei Personen geläutert werden. Der Einblick ist durch eine braune Architekturdarstellung gerahmt, die von zwei grau-schwarzen Piedestalen umgeben ist.

- Zwei bemalte, auf Piedestalen stehende Wächtersilhouetten. Darstellung von römischen Soldaten mit Helm, metallischem Brustpanzer, Rock und Überhang, mit einem Arm eine Lanze haltend und den anderen in die Hüfte gestützt.

- Je eine rechts und ein links auf den Bogenanlauf der vorderen Kulisse steckbare Engelssilhouette. Der linke Engel trägt ein Kreuz, der rechte betrachtet hingebungsvoll den Essigschwamm in seiner Hand.

- Eine mittig auf den Bogen der vordersten Kulisse steckbare Silhouette mit zwei Engeln auf einem kleinen Auszug. Der rechte Engel präsentiert dem Betrachter das Schweißstuch der Veronika, der linke betet dieses an.

### Entstehungsgeschichte

Zur Entstehungsgeschichte des Heiligen Grabes in Eyershausen schreibt Annette Faber: „1798 erhält (der Maler Johann Kaspar Schirmer) 8 Gulden ‚wegen Mahlung des hl. Grab‘, eine Arbeit, an der auch Schreiner Valentin Obermeier von Königshofen beteiligt ist. Ein Heiliges Grab ist in Eyershausen spätestens seit 1737 vorhanden. Die Kirchenrechnungen berichten regelmäßig über dessen Auf- und Abbau sowie den Kauf von Glaskugeln und Farbe zu seiner Illumination während der Ostertage. Junge Burschen aus dem Ort wachten während dieser Zeit (verkleidet?) am Grab und erhielten dafür kleine Geldbeträge oder eine Mahlzeit. Dies diente neben der Sicherung gegen Feuer vor allem dem lebendigen Vergewärtigen des Passionsgedankens. ... Die große stilistische Nähe zum Heiligen Grab aus Kleineibstadt ist nicht zu übersehen: Es muss daher offen bleiben, ob Schirmer vorhandene Tafeln (von J. P. Herrlein?) instand setzte und auffrischte, oder ob er 1798 zusammen mit Schreiner Obermeier noch einmal ein Heiliges Grab nach älteren Vorlagen schuf, in einer Zeit also, in der sich andernorts die Aufklärung längst bemühte, ein Verbot dieser volkstümlichen Glaubenszeugnisse durchzusetzen.“

### Zustand vor der Restaurierung

Die bemalten Bretttafeln wurden im Gebrauch jährlich zur Kar- und Osterzeit auf- und abgebaut, transportiert und unterschiedlichen Klimasituationen ausgesetzt. Diese permanent intensive Nutzung führte vor allem zu mechanischen Schäden wie aufstehenden Fugen, abgebrochenen Holzteilen, Bestoßungen und Fassungsabrieb. Dazu kamen im Fall Eyershausen noch die Schäden, die durch den jahrzehntelangen „Dornröschenschlaf“ unter ungünstigen Bedingungen verursacht wurden. Der Bogen der zweiten Kulisse fehlte völlig, die Bemalung des Bogens der vierten Kulisse



Eyershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Pfarrkirche St. Wendelin, Blick in Richtung des gewesteten Chores, Hochaltar mit Heiligem Grab und Fastentuch, 2014 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

war bis auf die Grundierung verloren. Ebenso fehlten die historische Beleuchtungseinrichtung sowie die Stützkonstruktion, ohne die der Aufbau des Heiligen Grabes nicht möglich war. Neben einer massiven Verschmutzung aller Teile waren umfangreiche Schäden an der Malschicht erkennbar.

### Die Restaurierung

Während sich die Beteiligten 1992 nicht zur Restaurierung des Heiligen Grabes entschließen konnten, wurde dies 2011 nachgeholt. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) hat dazu eine genaue Bestandsaufnahme, Befunduntersuchung, Anlegung von Musterflächen, die Anfertigung einer Stützkonstruktion für den Aufbau und einer weiteren für die sorgfältige Lagerung empfohlen.

Des Weiteren sollte geprüft werden, ob die zentrale Aufstellung des gesamten Grabaufbaus vor dem Tabernakel statt der zuletzt verbürgten Aufstellung alleine der Wächterfiguren und der Grablege vor einem Seitenaltar möglich ist.

Die Restaurierung bedurfte aus unterschiedlichen Gründen der intensiven Betreuung durch das BLfD. Eine Probeaufstellung zeigte, dass der zentrale Ausschnitt genau vor den geöffneten Tabernakel und der gesamte Aufbau hinter den Volksaltar passten. Die Heilig-Grab-Anlage füllte den Chorraum mit einer Breite von etwa 4,9 m und einer Höhe von zirka 5,2 m aus. Die Restaurierung umfasste die Rekonstruktion des fehlenden Bogens und der abgebrochenen Teile, die Festigung der teils wasserlöslichen und fragilen Farbfassung, die Reinigung der Oberflächen, auf einzelnen Figuren die Abnahme eines verbräunten Firnis,

die Ergänzung der Holzausbrüche, die Stabilisierung der Konstruktion, die Retusche der Fehlstellen und Wasserränder und schließlich die Anfertigung der Hilfskonstruktionen zur Aufstellung und Lagerung.

Die Trägerschaft der Restaurierung hat der Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld e. V. übernommen. Fördergeber waren neben dem BLfD der Bezirk Unterfranken, die Diözese Würzburg, die Stadt Bad Königshofen, die Bayerische Landesstiftung, die Kirchengemeinde und der Landkreis Rhön-Grabfeld.

Von großem Medieninteresse begleitet, wurde das Heilige Grab nach einer ersten holztechnischen Instandsetzung erstmals vor Ostern 2012, wenn auch in sehr fragmentarischem Zustand, im Chorraum wieder aufgebaut. Nach Ostern reisten alle Teile zurück in die Werkstatt nach Würzburg. Leider schritten die



Eyershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Pfarrkirche St. Wendelin, Heiliges Grab, Ausschnitt Tafel mit Grablegung und Blick durch die Kulissen zum Tabernakel im Hintergrund, 2014 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Arbeiten eher langsam voran und erst im Herbst 2012 konnte ein zufriedenstellendes Muster für die Konservierung und Retusche der Sichtfassung abgestimmt werden. An wenigen Stellen war unter

der weitgehend erhaltenen und nachvollziehbaren Sichtfassung eine etwas aufwendigere Erstfassung zu erkennen. Diese durch den Gebrauch reduzierte ursprüngliche Gestaltung war wohl wegen

ihrer Lücken- und Schadhaftheit mit der Sichtfassung in vereinfachter Form wiederholt und übermalt worden. Nun war der Entdeckerdrang geweckt. Der Verein und die Pfarrei hofften darauf, eine gut erhaltene Bemalung womöglich des „Grabfeldmalers“ Johann Peter Herrlein freilegen zu können. Dieses Ansinnen vermochten die konservatorischen und denkmalpflegerischen Argumente alleine nicht mehr zu bremsen. Doch die Aussicht nur ein stark fragmentiertes, wenn auch differenziertes und weniger streng gestaltetes „Original“ freilegen zu können, führte zur Rückkehr zum ursprünglichen Konzept. Wenn das vermeintliche Original abermals zeit- und kostenaufwendig retuschiert und zu mehr als einem Drittel vollständig ergänzt worden wäre, hätte dies sowohl den Finanzierungs- als auch den Zeitplan gesprengt.

Nach Restaurierung der Sichtfassung wurde das Heilige Grab vor Ostern 2013 in der Kirche von Eyershausen aufgebaut und im Licht des Kirchraums die Retusche nach Ostern fertiggestellt. Anschließend erfolgte die Lagerung in einem eigens gefertigten Aufbewahrungsgestell vor Ort.

### Das Fastentuch

Alljährlich wird in der kath. Pfarrkirche von Eyershausen das Hochaltarblatt in der Fastenzeit durch ein 4,56 m x 2,43 m großes Fastentuch verhängt. Es dient auch für das am Karfreitag aufgestellte Heilige Grab als Hintergrund. Es datiert auf das Jahr 1897, archivalisch ist ein Fastentuch in Eyershausen seit 1765 belegt.

Das Tuch besteht aus einem sehr dünnen und leichten, Batist ähnlichen Baumwollgewebe. Dieses wurde sehr dünn mit blauer Farbe bemalt. Das große, zentrale Kreuz erscheint im Gewebetextur, da die blaue Farbe an dieser Stelle ausgespart wurde. Dargestellt sind die fünf Wunden des Gekreuzigten: die durchbohrten Hände und Füße, die Dornenkrone und das dreifach durchbohrte und von Dornen abgeschnürte Herz. Rote und ockerfarbige Linien begrenzen das Kreuz zum blauen Hintergrund. Ebenfalls in diesen Farben ist das Kreuz durch eine Rahmung umschlossen, allerdings sind die Linien breiter ausgeführt. Die Enden der Kreuzbalken und die Ecken



Eyershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Pfarrkirche St. Wendelin, Heiliges Grab, Ausschnitt Tafel mit Fegefeuer, 2014 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

der Rahmung bilden dunkel schattierte, ockerfarbige stilisierte Rocailles.

### Zustand vor der Restaurierung

Starke Deformierung wie großflächige Beulen und Wellen führten erstmals 1995 zur Empfehlung durch das BLfD eine Konservierung des Tuches durchzuführen. Ursache für die starken Deformierungen war eine rückseitig mit dickem Leim aufgebrachte Doublierung, um einige Gewebefehlstellen und Risse zu schließen. Der Leim war im Laufe der Zeit versprödet und hatte dazu geführt, dass durch

den alljährlichen Gebrauch sich die Gewebeflächen partiell voneinander getrennt haben und weitere Risse entstanden sind. Zusätzlich hatte das Aufwickeln auf die obere dünne Halterungsstange über viele Jahre die Knicke im Gewebe verstärkt. Der dünne Farbauftrag des Hintergrundes war stark berieben und insbesondere im Randbereich bis zur Gewebesichtigkeit reduziert. Bei der letzten Maßnahme hatte man den oberen Tuchabschluss soweit umgeschlagen, dass die aufgemalte Rahmung nicht mehr sichtbar war und hatte mit der Nähmaschine die seitlichen Ränder und den unteren Tuchrand auf dem neuen Gewebe fixiert.

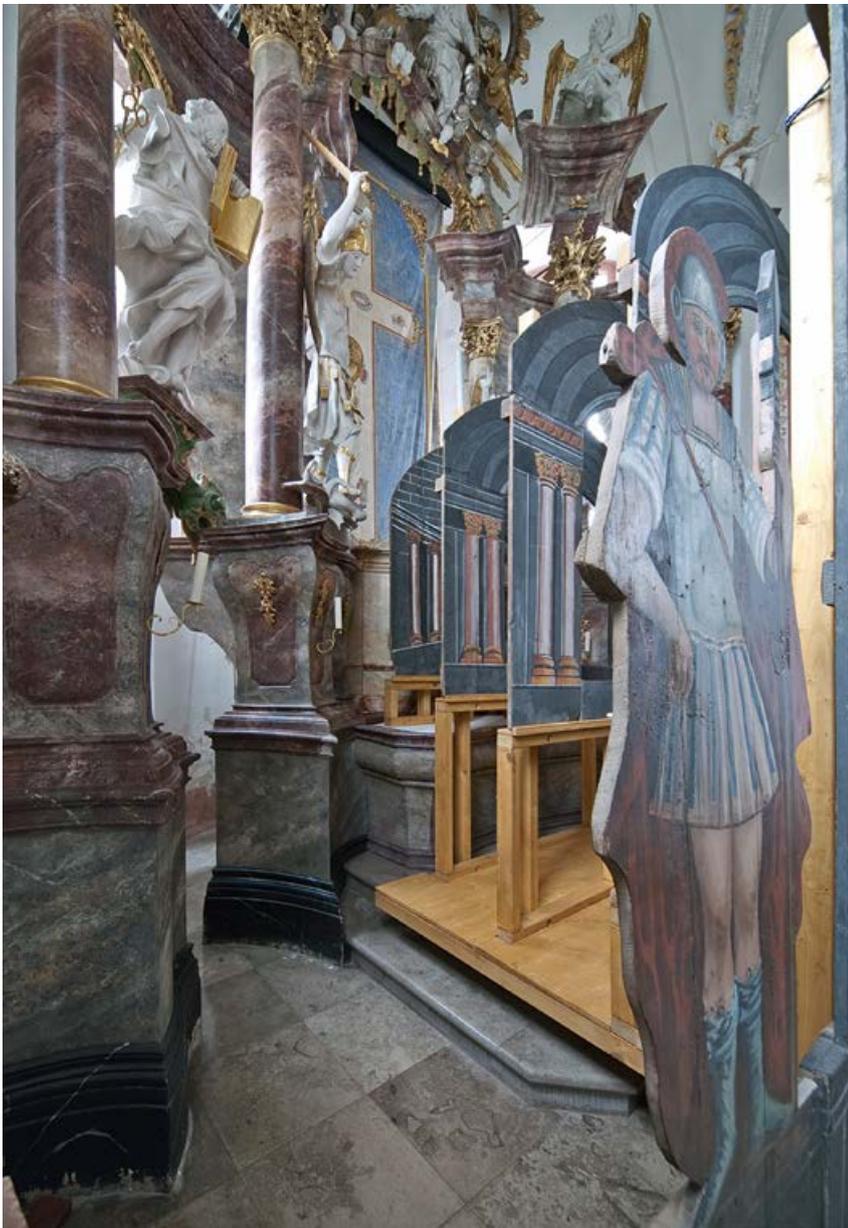
### Konservierung und Restaurierung

Im Jahr 2012 wurde die Planung zur Konservierung des Tuches konkretisiert und umgesetzt. Die Restaurierungswerkstätten des BLfD hatten wegen bis dahin umfangreich gesammelter Erfahrungen bei der Konservierung und Restaurierung von Fastentüchern ein Maßnahmenkonzept aufgestellt und haben die Maßnahmen von 2012–14 betreut. Der Schwerpunkt lag auf der Sicherung der dünnen Malschicht, Lösen der Nähmaschinennähte, Abnahme der Doublierung und des stark verbräunten, starren Klebemittels, der Fadenverklebung von Rissen und das Einsetzen von Intarsien in Löcher. Die Konstitution des originalen Gewebes erlaubte statt einer neuen Haftdoublierung nur eine Verstärkung der Ränder vorzunehmen. Bei der Oberflächenreinigung wurde schnell bemerkt, dass die blau gefärbten Bereiche des Tuches empfindlich und pudern reagierten, sodass eine Sprühfestigung zunächst vorgenommen wurde. Hingegen waren die etwas kompakteren roten, gelben und weißen Farbbereiche weit stabiler. Mit der langwierigen Glättung des Tuches konnte ein ansprechendes Ergebnis erzielt werden, dass noch durch das gezielte dünne Eintönen von reduzierter Farbigkeit überwiegend des blauen Hintergrundes mit Pastell oder Aquarellstiften vervollständigt werden konnte. Dabei ist es gelungen, die Gebrauchsspuren am Tuch nachvollziehbar zu belassen.

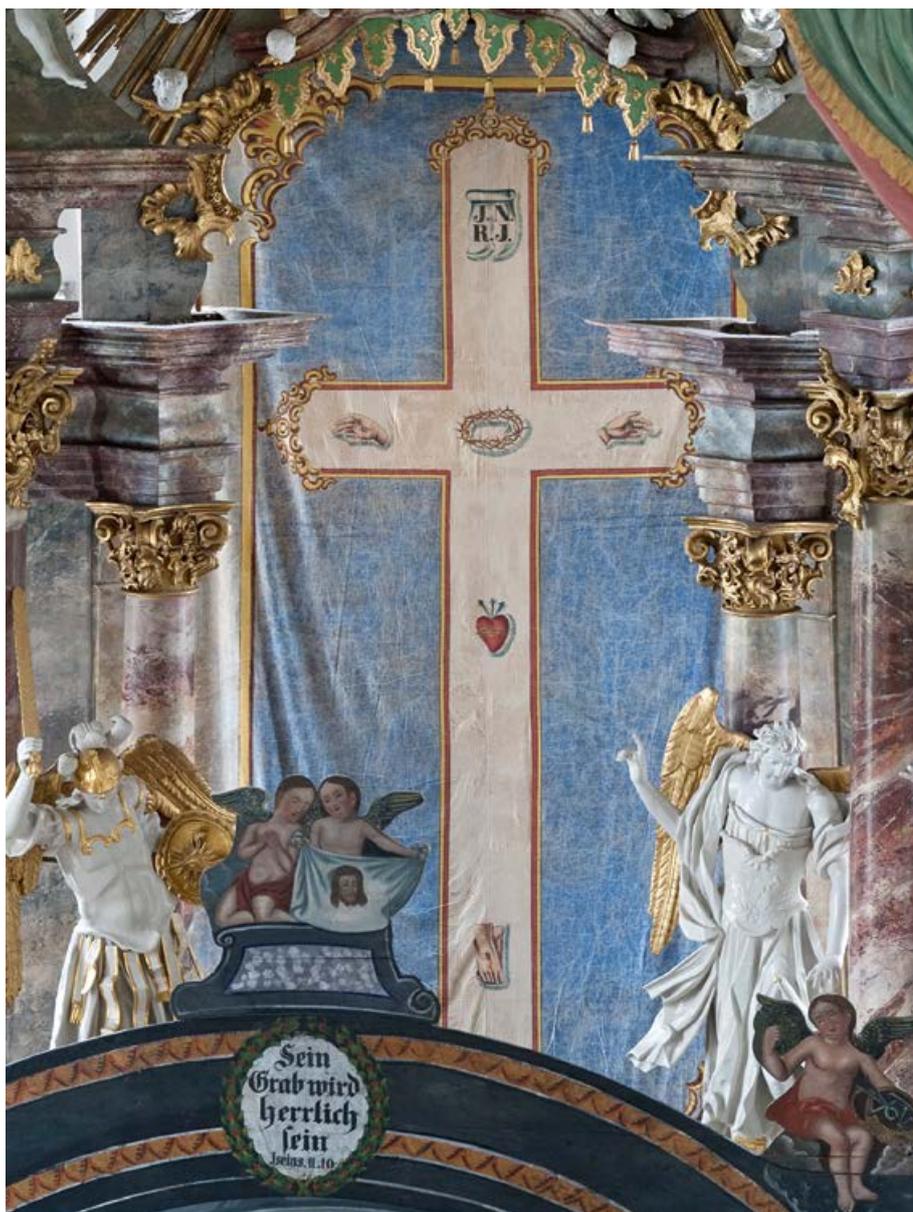
Für die fachgerechte Lagerung wurde eine Rolle mit einem Durchmesser von 40 cm gebaut. Bei der Größe des Tuches wäre ein größerer Durchmesser zwar aus konservatorischer Sicht besser gewesen, doch eine Deponierung hinter dem Hochaltar war nur mit geringerem Durchmesser zu realisieren. Die Abwägung dessen fiel deshalb leicht, weil der Ort hinter dem Hochaltar ideal zur Lagerung ist: Das Tuch bleibt im selben Klima, Gefahren durch Transport sind ausgeschlossen und es kann unmittelbar abgerollt werden.

### Vorhang auf

Es ist bemerkenswert, dass gerade in der Kirche Eyershausen, deren Ausstattungs- und Ausmalungsgeschichte vollständig überliefert und aufgearbeitet ist, und



Eyershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Pfarrkirche St. Wendelin, Schrägansicht Chorraum mit den gestaffelten Kulissen und dem Fastentuch, 2014 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)



Eyershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, kath. Pfarrkirche St. Wendelin, Fastentuch in der Hochaltararchitektur über dem Heiligen Grab, Teleaufnahme von der Empore aus, 2014 (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

deren wertvolle und heitere Rokokoausstattung bei der letzten Innenrestaurierung auf den entstehungszeitlichen Zustand zurückgeführt werden konnte, auch die ephemeren Ausstattungsbestandteile Heiliges Grab und Fastentuch erhalten sind. Noch erfreulicher ist deren fachgerechte Restaurierung nicht zu musealen Zwecken, sondern zur Weiternutzung im ursprünglichen Sinne. Dies wäre ohne den zielstrebigsten Mut der Beteiligten vor Ort, allen voran Herrn Küster Matthias Jeger nicht möglich gewesen.

Die große, stuckierte Draperie am Chorbogen öffnet sich nun in den Tagen

vor Ostern für eine besondere Szenerie: Die Kulissen des Heiligen Grabes lenken und fokussieren den Blick auf den leeren Tabernakel. Die Darstellungen im Heiligen Grab und auf dem in der Hochaltararchitektur aufgehängten Fastentuch lenken die Aufmerksamkeit auf die Leidensgeschichte, deren zentrale Bedeutung im Kirchenjahr den Aufwand der Umgestaltung rechtfertigt. Trotz der im Vergleich zu den Altären, Stuckaturen und Gemälden deutlich einfacheren Ausführung fügen sich das Heilige Grab und das Fastentuch durch die Aufnahme von Farben und Formen

der festen Ausstattung in diese ein. Nicht nur die Gottesdienste der Passionszeit in Eyershausen, sondern auch das wertvolle Bau- und Kunstdenkmal der Pfarrkirche und die Kunstlandschaft des Grabfelds sind somit um zwei historische Facetten bereichert.

Cornelia Hagn, Maria Seeberg  
und Christian Schmidt

#### Literatur

Faber, Annette: *St. Wendelin in Eyershausen, Künstler und Kunsthandwerker im Grabfeld* (Renovatio No. 4.) Lindenberg/Allgäu 1998, hier S. 50

## Fundverschleppung – ein vernachlässigtes Problem

Humus ist ein wertvolles Gut – eine schwindende Ressource. Deshalb ist der Umgang mit diesem unersetzlichen Material auch ausführlich im Bayerischen Bodenschutzgesetz geregelt. Im Bereich des archäologischen Grabungswesens wird der Begriff Humusschicht in der Regel synonym zum bodenkundlich als Ah-Horizont benannten Oberboden verwendet. Gemeint ist die Lage, die im Zuge der landwirtschaftlichen Nutzung immer wieder umgepflügt wird oder wurde, was auf Dauer eine vollständige Durchmischung dieses Materials zur Folge hat. Im bodenkundlichen Sprachgebrauch wird diese Schicht deshalb zur Unterscheidung auch als Ap-Horizont bezeichnet. Die Mächtigkeit dieser Lage reicht je nach Region, Bodengüte und Art der landwirtschaftlichen Nutzung zwischen 15–20 cm, aber auch bis zu 30–50 cm in die Tiefe. Für manche Sonderkulturen oder in besonders ertragreichen Böden kann zunehmend auch der liegende B-Horizont in den Pflugbereich geraten, insbesondere dann, wenn die immer höheren Erosionsraten durch tieferes Pflügen kompensiert werden sollen oder müssen.

Findet das im Bereich eines Bodendenkmals statt, werden auf diese Weise natürlich ständig aufs neue die im Untergrund erhaltenen Kulturzeugnisse, seien es Steingeräte, Keramikscherben, bis hin zu Mauerresten oder menschlichen Skelettresten, an die Oberfläche befördert. Im Regelfall führen diese Funde, wenn sie, sei es als Zufallsfunde oder als Ergebnis systematischer Suche, der Fachbehörde zur Kenntnis gebracht werden, zur Ausweisung und Darstellung der Bodendenkmäler.

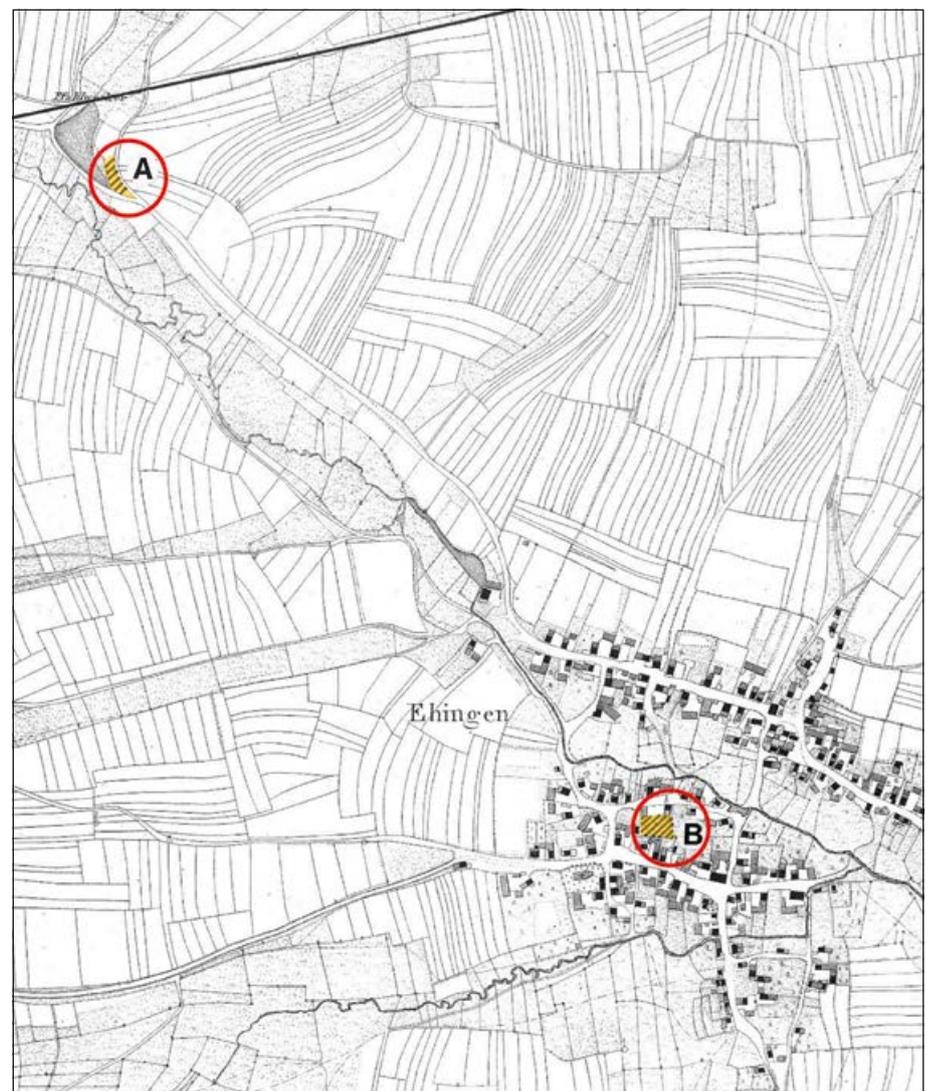
Im Rahmen der üblichen Rettungs- bzw. Sicherungsgrabungen ist es derzeit gängige Praxis, dass die Oberbodenlage („Humusschicht“) maschinell entfernt wird, da erst an ihrer Unterkante, im ‚ungestörten‘ Boden, archäologische Befunde oder Strukturen erkannt werden können. Dabei wird stillschweigend, wenn nicht sogar meist völlig unreflektiert, in Kauf genommen, dass im Bereich einer archäologischen Fundstelle das wegen der beschriebenen Prozesse im Humushorizont enthaltene Fundmaterial ungesehen und unbeachtet entfernt wird. Nicht selten dürfte es sich dabei um das Gros der

überhaupt an einer Fundstelle erhaltenen Funde handeln.

Ein nicht zu unterschätzender Aspekt dieses Vorgangs ist – und dies sollte man den Auftraggebern einer Ausgrabung, den Investoren wie auch den Genehmigungsbehörden in jedem einzelnen Fall von Beschwerden und Klagen wegen angeblich überzogener Auflagen und Grabungskosten immer wieder entgegenhalten –, dass die Fachbehörde im Rahmen ihrer fachlichen Anforderungen und Auflagenformulierungen von vornherein auf dieses Material und die innewohnenden Erkenntnispotenziale verzichtet! Mit dann freilich längerer Grabungsdauer und höheren Kosten wäre es

nämlich durch entsprechende Herangehensweisen durchaus möglich, auch dem vom Pflug bewegten Material im Bereich eines Siedlungs- oder Bestattungsortes noch wichtige Beobachtungen und Informationen abzurufen.

Wir wollen im Folgenden allerdings auf einen Aspekt abheben, der in der Vergangenheit schon einmal thematisiert wurde (Nadler 2001), in der denkmalpflegerischen Praxis bislang aber so gut wie keinen Niederschlag gefunden hat, obwohl er für diese erhebliche Implikationen hat: die Schaffung neuer Fundstellen und Fundlandschaften im Zuge von Erdmassentransfer. Da es sich hierbei um eine mittlerweile weit verbreitete Praxis



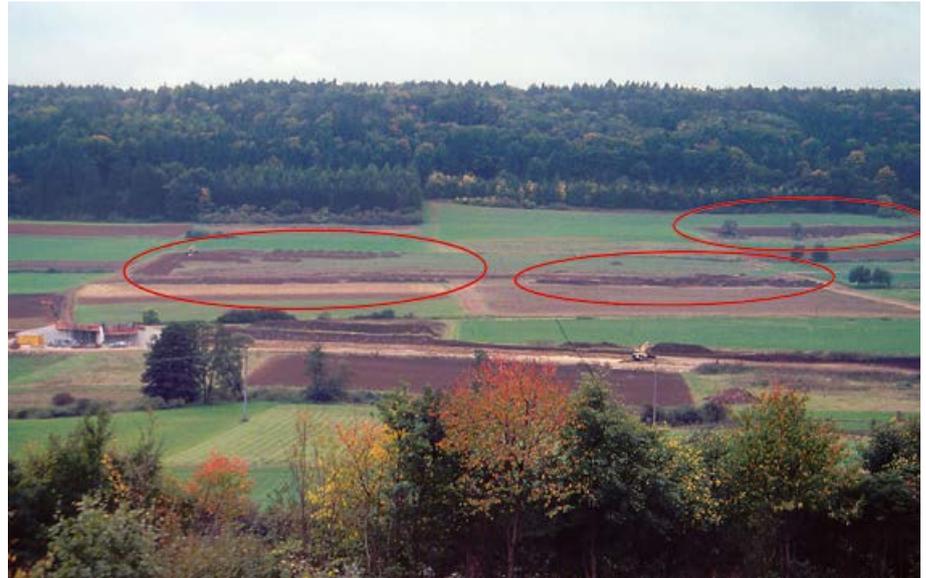
Echingen am Hesselberg, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen, Lage der Sekundärfundstelle (A) im Verhältnis zum Ursprungsort (B) (aus: Thoma 1998)

handelt, sollten die folgenden Beispiele doch einigermaßen zu denken geben.

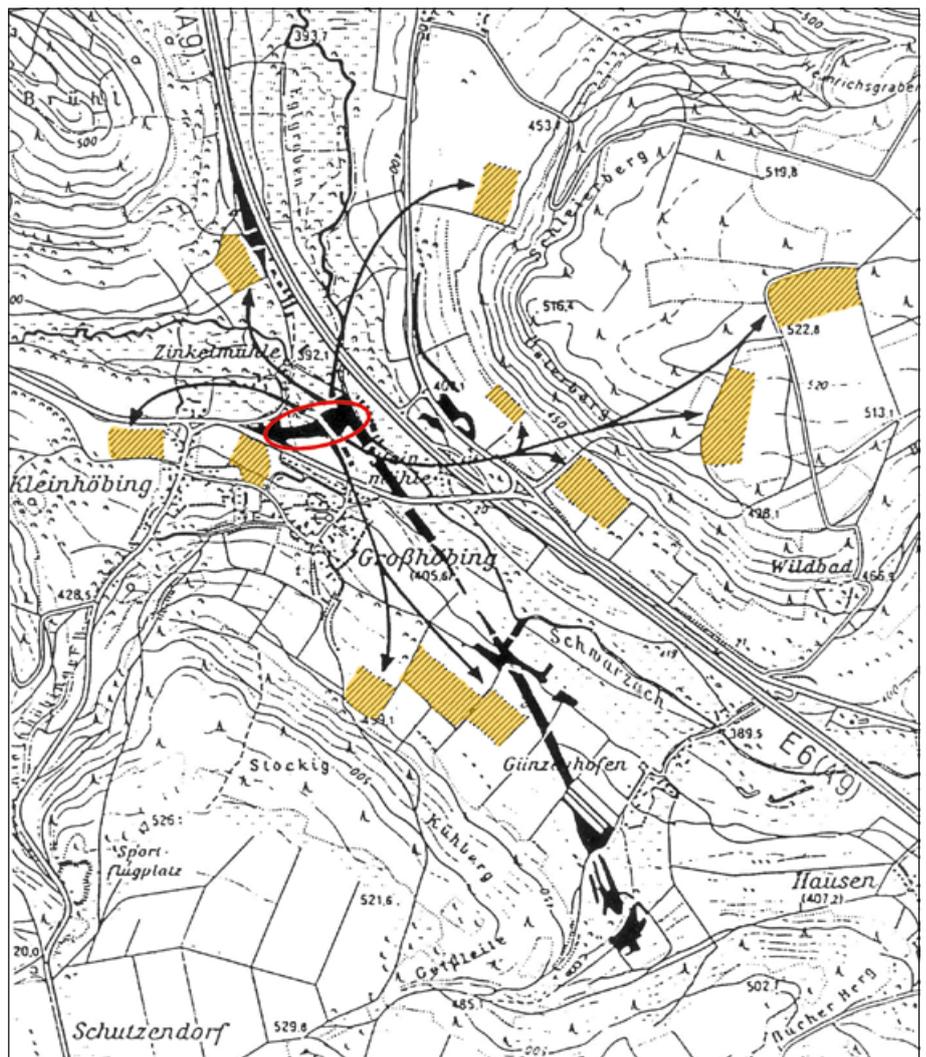
Durch die Fundamentierung oder Unterkellerung von Neubauten wie auch Bodenaustauschmaßnahmen beim Straßen- und Schienenbau entsteht nämlich fast immer ein gehöriger Überschuss an Bodenmaterial. Bei kleineren Bau-maßnahmen wird es normalerweise zur Neugestaltung der Garten- und Grünflächen bzw. der Geländeneumodellierung herangezogen. Bei Bauten mit umfangreicher Flächenversiegelung kann das Überschussmaterial aber oft nicht an Ort und Stelle wieder verbaut werden. Hier hat sich für die Grundeigentümer und Investoren mittlerweile ein lukrativer Nebenerwerb entwickelt, denn, wie gesagt, Humus ist eine schwindende Ressource und hat seinen Wert. Gerne wird er deshalb zur Bodenverbesserung auf Ackerflächen minderer Güte verbracht – mit allen archäologischen Überresten, die er noch enthalten kann. Es liegt auf der Hand, dass somit neue, künstliche Fundstellen geschaffen werden. Sie im Nachhinein zu erkennen, kann durch akribische Detektivarbeit gelingen, ist aber mit minimalem Aufwand auch präventiv möglich. Dies ist nicht Kunst um der Kunst willen, sondern hilft zu vermeiden, dass womöglich irgendwann aufwendige Grabungen im Bereich einer solchen Sekundärfundstelle veranlasst werden. Es soll ja schon vorgekommen sein, dass einem Grabungsleiter dies unglücklicherweise erst nach mehreren Wochen umfangreicher ‚befundloser‘ Grabungstätigkeit bewusst geworden und erst nach daraufhin durchgeführter Recherche „der Groschen gefallen“ ist.

### Fallbeispiel 1

„Häufig spielt bei der Erschließung wichtiger Fundstellen der Zufall eine bedeutende Rolle und wie bei kriminalistischen Ermittlungsarbeiten führen dann aber oft erst Ausdauer und das hartnäckige Verfolgen selbst unscheinbarer Spuren zu wichtigen Beweisen; so auch bei der Entdeckung der ersten frühneolithischen Siedlung mitten im Dorf Ehingen [...]“ (Thoma 1998, S. 21). Um es kurz zu machen, dem ehrenamtlichen Mitarbeiter Ewald Gutwald waren im Jahr 1995 auf einem Acker in der Nähe des römischen Limes im südlichen Mittelfranken, dem sein Besuch galt, fremdartig erschein-



Greiding-Großhöbing, Lkr. Roth, großflächig verlagertes Oberbodenmaterial (rot umrandet)  
(Foto: Martin Nadler 05.10.2000)



Schwarzachtal bei Greiding-Großhöbing, Lkr. Roth, Lage der Grabungsflächen 1995–2001 (flächig schwarz) sowie der Flächen (gelb unterlegt), auf die Bodenmaterial aus der Baufläche im Straßendambereich (rot umrandet) verbracht wurde. (Zeichnung BLfD, Ulrike Wittki)

de Humushaufen aufgefallen, die mit linearbandkeramischen und hochmittelalterlichen Funden durchsetzt waren. Das Material war offensichtlich erst vor kurzem angefahren worden. Längerwierige Recherchen ergaben schließlich, dass dieses Aushubmaterial aus dem Zentrum des knapp 1 km entfernten heutigen Ortes Ehingen am Hesselberg stammte, womit die Sekundärfundstelle eliminiert, andererseits die bislang unbekannte eigentliche Fundstelle nunmehr festgelegt war. Ein weniger aufmerksamer Mitarbeiter hätte diesem Vorgang vermutlich keine Beachtung geschenkt, und nach geraumer Zeit hätte man diese Beobachtungen auch nicht mehr machen können, da das Material dann wahrscheinlich bereits untergepflügt gewesen wäre. Der Fundplatz wäre als neue bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstungsstelle in die Archive eingegangen. Dank erhöhter Sensibilisierung einiger ehrenamtlicher Mitarbeiter werden laufend weitere derartige Fälle bekannt. Auffällige längliche Fundstreuungen entlang von Ackerrändern und Grundstücksgrenzen können dabei ein Indiz für eine Sekundärfundstelle sein.

## Fallbeispiel 2

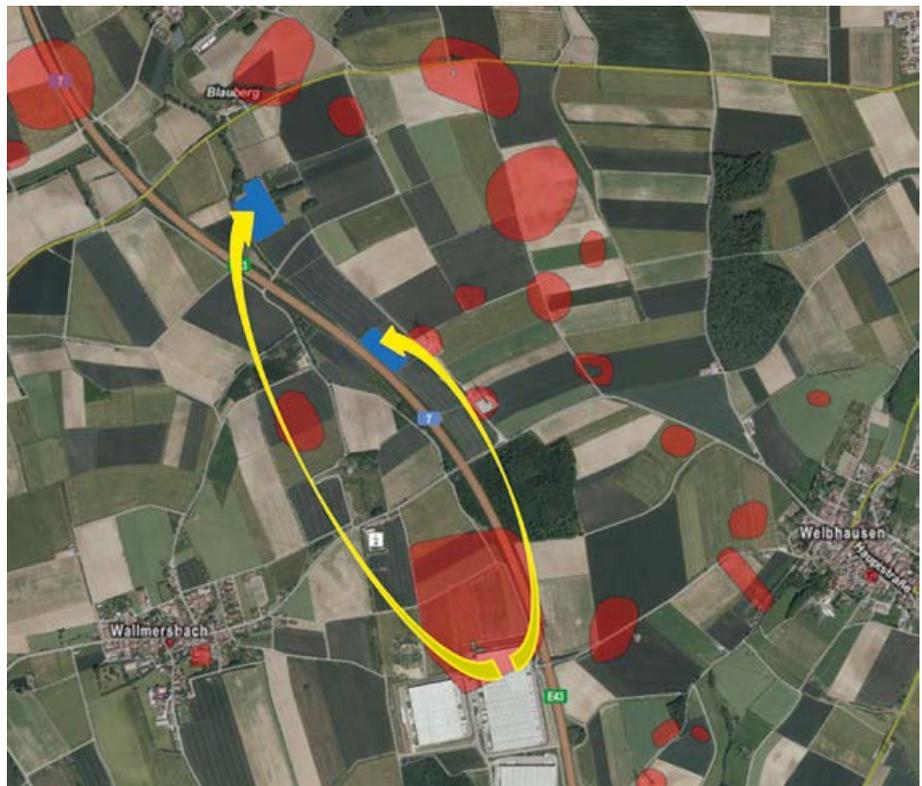
Auf besonders augenfällige Weise wurden wir im Bereich der ICE-Neubaustrecke Nürnberg-Ingolstadt mit dieser Problematik konfrontiert. Über mehrere Jahre hinweg unterzogen wir die gesamte Bautrasse zwischen Nürnberg und der Bezirksgrenze zu Oberbayern einem intensiven Monitoring, d. h. es wurde nicht nur versucht, ganz konventionell die von der Baumaßnahme betroffenen bzw. während der Bauarbeiten angetroffenen Bodendenkmäler zu bergen und zu dokumentieren, sondern auch darüber hinaus alle sonstigen für die Archäologie relevanten Fakten und Daten zu sammeln. Dazu gehörten z. B. konsequente Begehungen aller für die Baumaßnahme und Baugistik aufgeschlossenen Flächen und Dokumentation auch bei Abwesenheit von Funden und Befunden sowie generell die Sammlung aller Informationen und Beobachtungen, die für Fragen der Siedlungsgeschichte und Landschaftsentwicklung bis in die jüngste Zeit hinein von Interesse sein können (Nadler 1998). Gerade die archäologiefreien Bereiche



Uffenheim-Wallmersbach, Lkr. Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Abfuhr von Oberbodenmaterial (Foto: Martin Nadler, 2010)

werden oft vernachlässigt oder nicht angemessen protokolliert. Dabei ist immer wieder feststellbar, dass in gewissen Bereichen Bodendenkmäler und archäologische Fundstellen nicht mehr anzutreffen sind, weil flächig bereits so große Veränderungen vorgekommen sind, dass

nichts mehr zu erwarten ist oder unter Umständen auch tatsächlich nie irgendwelche Kulturniederschläge vorhanden waren. Im Hinblick auf künftige Planungen und Prognosen sind Negativaussagen über diese Flächen aber ebenso wichtig wie konkrete Fundnotizen.



Uffenheim-Wallmersbach, Lkr. Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Lage der Verbringungsstellen (blau) im Verhältnis zur Ausgangsfläche (Grafik: Martin Nadler)



Greiding, Lkr. Roth, Grabungsfläche „Am Distelfeld“ mit Oberbodenhalden (Foto: Martin Nadler 07.3.2016)

Ein Schwerpunkt der Arbeiten lag im Talknoten bei Greiding-Großhöbing, Lkr. Roth. Wegen des enormen Zeitdrucks und der ungeheuren zu bewältigenden Sedimentmassen musste, wie üblich, in großem Stil mit dem Bagger gearbeitet werden. Zwar verbrachte man einen großen Teil der überschüssigen Erdmassen auf die in den planfestgestellten Plänen ausgewiesenen Deponieflächen, nicht gering war aber das Erstaunen, als vor allem das Bodenmaterial aus der fundreichen Talniederung im Laufe der Wochen zum Zweck der Bodenverbesserung auch auf immer mehr Ackerflächen rund um Großhöbing gekarrt wurde. Das Ergebnis dieses Transfers gibt die Abbildung auf Seite 30 oben wieder. Das stark fundführende Bodenmaterial landete dabei nicht nur auf Flächen, die bislang fundfrei waren, sondern auch auf Ackerflächen, von denen bereits Funde der gleichen oder anderer Zeitstellung vorlagen! Die neu aufgeschütteten Erdmassen sind im Zuge der landwirtschaftlichen Tätigkeit mittlerweile gut in das vorhandene Substrat eingearbeitet! Um die Authentizität von hier stammender Funde beurteilen zu können, werden künftige wissenschaftliche Bearbeiter also darauf achten müssen, wann die Funde getätigt wurden, vor oder nach der Vermengung!

Die mögliche Tragweite mag ein kleines Gedankenspiel veranschaulichen: Ein

guter Teil des beschriebenen Erdreichs, annähernd tausend LKW-Ladungen, in dem insbesondere sehr viele spätlatènezeitlichen Funde enthalten sein dürften, wurde auf ein hufeisenförmig abgesetztes Bergplateau am östlichen Talrand verbracht und dort großflächig einplaniert. Es ist gut möglich, dass in späteren Jahren hier ein Teil dieser Funde wieder auftaucht und dem Denkmalamt bekannt gemacht wird. Und es erscheint auch nicht unwahrscheinlich, dass man ohne Kenntnis der eigentlichen Herkunft dieses Materials wegen der passenden topographischen Lage hier dann eine Abschnittsbefestigung, wenn nicht gar ein keltisches Oppidum postulieren würde. Unter Umständen würde man aufgrund der ebenfalls enthaltenen frühmittelalterlichen Funde hier auch den Sitz der Adelsfamilie des 7./8. Jahrhunderts rekonstruieren, deren Gräber am Fuße dieses Bergplateaus entdeckt wurden. Es darf weiter spekuliert werden, der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.

### Fallbeispiel 3

Im Sommer 2010 musste im Gewerbegebiet Langensteinach an der BAB A7 bei Uffenheim ein Ausschnitt einer dicht bebauten, fundreichen Siedlung der Ältesten Linearbandkeramik untersucht und ausgegraben werden (Nadler 2011). Da

die Fundstelle über die Jahre zahlreiche Oberflächenfunde erbracht hat, kann auch hier angenommen werden, dass sich in der Pflugschicht sehr viel einschlägiges Fundmaterial befindet. Bei einer Gebäudefläche von über 3 ha und einer Oberbodenmächtigkeit von 30–50 cm fielen gewaltige Mengen an überschüssigem Oberboden an. Da die Ackerflächen der Region durchweg von hoher Güte sind, fand diesmal keine Verteilung der Erdmassen in der Landschaft statt, sondern die Verbringung auf zwei eng begrenzte Flächen etwa 1400 und 2100 m nördlich der Ausgangsstelle. Dies erleichterte die Dokumentation des Vorgangs etwas. Von diesen Grundstücken waren vorher keine Funde bekannt, was aber nichts heißen muss, da inzwischen mehrfach bei Untersuchungen in nahegelegenen Vermutungsflächen positive Befunde in vorher fundfreien Bereichen aufgetreten sind.

Über die denkmalpflegerischen Fallstricke hinaus, könnte es auch in diesem Fall zu verheerenden wissenschaftlichen Fehldeutungen kommen. Nicht auszudenken, welche Schlüsse gezogen werden, wenn unsere Nachfolger mit dann vermutlich verbesserten Analysemethoden gegebenenfalls feststellen, dass Gefäßscherben von den drei Fundplätzen zusammenpassen! Und welche historischen Ausdeutungen im Zuge der heute allseits beliebten GIS-Spielerei-

en und Bevölkerungsberechnungen auf der Grundlage gleich dreier schon in der ältesten Linearbandkeramik vermeintlich so nahe beieinander liegender zeitgleicher Siedlungen vermutlich gezogen würden, kann man sich leicht vorstellen.

#### Fallbeispiel 4

Haben die oben genannten Fälle gezeigt, dass sich die Verlagerung im Nahbereich oder doch der engeren Region abspielt, konnte in einem aktuellen Fall der Transfer in eine andere Kleinregion festgestellt werden. Ort der Handlung ist das Baugebiet „Am Distelfeld“ am südlichen Stadtrand von Greding. Wegen der dichten Bebauung und umfangreichen Verkehrsflächen fiel auch hier viel Oberboden- und Aushubmaterial an. Dieses sollte gleichmäßig auf die späteren Gartenflächen verteilt werden. Nach Fertigstellung

der Straßen und Bürgersteige war aber klar, dass das zu einer zu großen Überhöhung der Grundstücke gegenüber den Geh- und Fahrwegen führen würde.

So war eines Tages zu beobachten, dass die Aushubmieten in größerem Umfang weggeschafft wurden. Erwartungsgemäß erntete der Verfasser auf seine Frage nach dem Zielort des Materials bei der Erdbaufirma und auch den Ausgräbern erst einmal fragende Blicke, der Hintergrund der Anfrage und die innewohnende Problematik waren aber schnell vermittelt. Leider bestand die Befürchtung, dass der Verbleib eines erheblichen Teils der Erdmassen bereits nicht mehr zu ermitteln sei. Zum Glück stellte sich am Ende heraus, dass das Material nur an eine Stelle, nämlich in das Baugebiet „Am Badgraben“ am Rande von Freystadt im Nachbarlandkreis Neumarkt/Opf. verbracht wurde, fast 20 km in nördlicher Richtung von Greding entfernt.

Ein entsprechender sofortiger Eintrag des Vorgangs im Fachinformationssystem Denkmalpflege durch die zuständige Kollegin in Regensburg wird helfen, mögliche Fehlentscheidungen, wie oben beschrieben, zu vermeiden. Denn hier gibt es jetzt eine Fundstelle mit umfangreichem frühlatènezeitlichen Siedlungsmaterial, die als Bodendenkmal eingetragen das Siedlungsbild der Region nachhaltig verzerren würde! Da sich die Verbleibsstelle in einem ähnlichen geologischen Milieu befindet wie der Ausgangsort, könnte auch ein Bodenkundler das Fremdmaterial nicht ohne weiteres erkennen.

Wir wollen betonen, dass sich die angeführten Beispiele auf begrenzte Ursprungsflächen von wenigen Hektar Fläche beziehen. Auf das ganze Land bezogen, ist das Ausmaß der Verlagerungsvorgänge allerdings nicht annähernd abzuschätzen. Deshalb gibt es mehr als gute Gründe, derartige Verschleppungen künftig systematisch zu dokumentieren. Der Appell und die Bitte an alle Eigentümer, Grabungsfirmen und -leiter, die mit derartigen Vorgängen am ehesten konfrontiert werden, aber auch an ehrenamtliche Mitarbeiter, lautet daher, auch diese Informationen im Rahmen der Grabungsdokumentation oder von Fundmeldungen systematisch festzuhalten und zu sammeln und den listenführenden Kollegen möglichst zeitnah und mit möglichst genauer und vollständiger Kartierung zuzuleiten.

Martin Nadler

#### Literatur

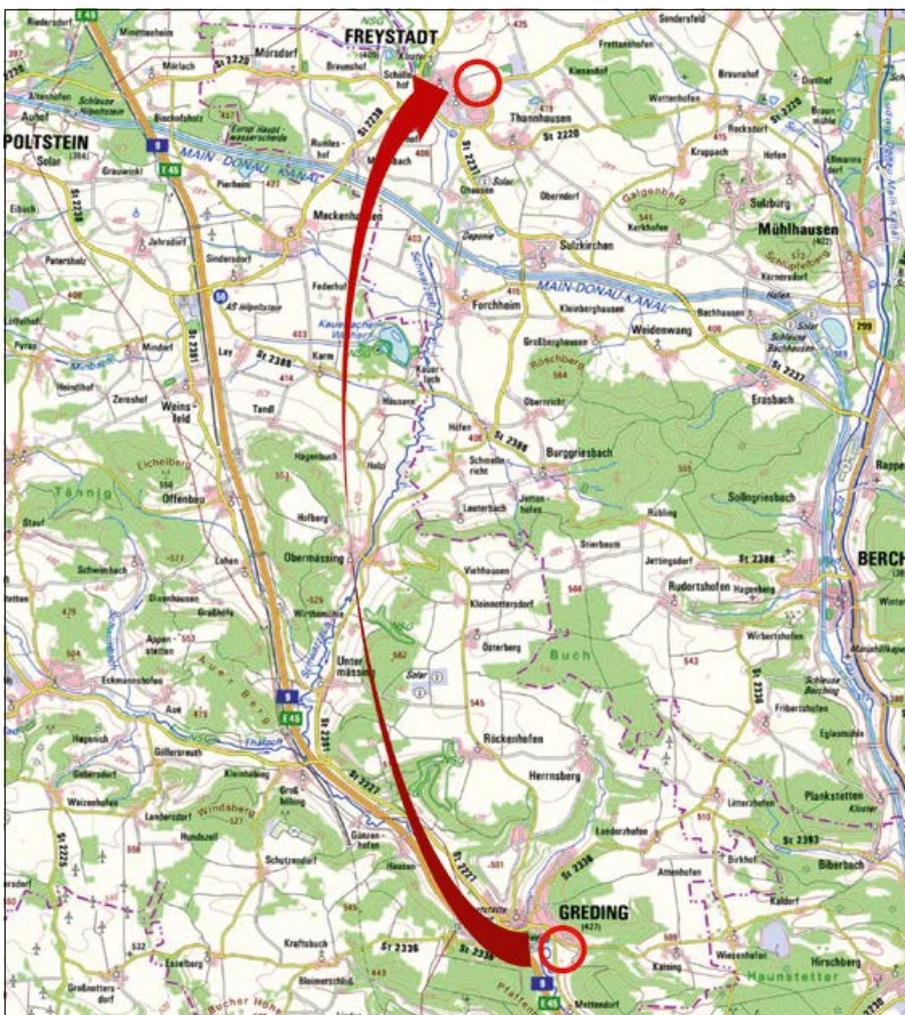
Nadler, Martin: *Artifizielle Fundlandschaften*, in: *Archäologische Informationen* 24/1 (2001), S. 55–61

Nadler, Martin: *Die Rettungsgrabungen entlang der ICE-Neubaustrecke Nürnberg-Ingolstadt in den Jahren 1999–2002, Teil 2 und Nachträge*, in: *Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken* 8 (2008), S. 9–40

Nadler, Martin: *Landnahme in Mainfranken – Eine Siedlung der Ältesten Bandkeramik bei Wallmersbach, Stadt Uffenheim, Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, Mittelfranken*, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern* 2010, Stuttgart 2011, S. 11–13

Nadler, Martin: *Siedlungs- und Landschaftsgeschichte im Gredinger Distelfeld. Stadt Greding, Lkr. Roth, Mittelfranken*, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern* 2016, Darmstadt 2017, S. 11–13

Thoma, Hermann: *Die bandkeramische Siedlung in Ehingen am Hesselberg, Lkr. Ansbach*, in: *Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken* 4 (1998), S. 21–36



Lage der Sekundärlagerstelle bei Freystadt im Verhältnis zum Ursprung am Stadtrand von Greding, Lkr. Roth (Grafik: Martin Nadler)

## Neufund zur Gönningerkapelle in Bamberg

Der ehemalige Hochaltar in Küstersgreuth wiederentdeckt

Dass der Fund bislang unbekannter Archivalien die historische Forschung voranbringt, ist zwar selbstverständlich, im einzelnen Fall aber überrascht immer

wieder, dass dadurch alte Fragen doch noch zu beantworten und ungeahnte Zusammenhänge aufzudecken sind. Bei der Forschung am Bayerischen Landes-

amt für Denkmalpflege (BLfD) erlebt man dies häufiger als die öffentlich wahrgenommene Arbeit der Denkmalpflege wohl gemeinhin annehmen lässt. Prädestiniert für Neufunde ist das aufwendigste publizistische Unternehmen des BLfD, das sogenannte Großinventar: „Die Kunstdenkmäler von Bayern“. Diesem liegen teils jahrelange Recherchen zugrunde. Seit 1990 erscheinen die Bände zur Stadt Bamberg, 12 der geplanten 17 liegen bereits vor. Enorme Forschungsarbeit wurde zuletzt den zwei voluminösen Bänden zum Dom gewidmet (siehe Denkmalpflege Informationen 161, 2015, S. 115–119).

Aus der Vorbereitung für den nächsten, im Frühsommer dieses Jahres erscheinenden Band wird hier das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung vorgestellt, wie sie nicht nur den prominenten Objekten gilt, sondern allen historischen Zeugnissen der Architektur, Kunst und Technik. Der Band ist der erste von dreien zur Theaterstadt, dem Stadtgebiet östlich des rechten Regnitzarms. Neben vielem anderen wird der städtische Hauptfriedhof mit der auf ihm gelegenen Marienkapelle behandelt, die nach ihrem Stifter auch Gönningerkapelle heißt. Sie ist ein in mehrfacher Hinsicht vernachlässigter Bau, denn sie wird seit langem nicht mehr genutzt, dient nur mehr als Depot für Steindenkmäler und blieb auch wenig beachtet. Als jetzt die Geschichte der Kapelle näher erkundet wurde, fanden sich Archivalien, die den 1855 verkauften, bislang unbekanntem barocken Altar wiederfinden ließen, sodass man nun mit Kenntnis dieses wichtigsten Stücks der Ausstattung unverhofft wieder eine Vorstellung vom ursprünglichen Raumeindruck gewinnt. Der Altar steht seit über anderthalb Jahrhunderten in der Wallfahrtskapelle St. Markus in Küstersgreuth (Gemeinde Burgebrach, Landkreis Bamberg).



Küstersgreuth, Gde. Burgebrach, Lkr. Bamberg, Markuskapelle, Hochaltar, 1771/72, ehemals in der Gönningerkapelle in Bamberg (Foto: BLfD, David Laudien)



Küstersgreuth, Gde. Burgebrach, Lkr. Bamberg, Markuskapelle, Hochaltar, 1771/72, Figur des hl. Heinrich II. (Foto: BLfD, David Laudien)

Die Bamberger Kapelle wurde von dem Spezereihändler Johann Jakob Gönninger gestiftet, der auch für die Ummauerung des damaligen Armen- und heutigen Hauptfriedhofs sowie für den Unterhalt der Kapelle aufkam; ihr Bau erfolgte zwischen 1763 und 1768. Sie wurde errichtet als Kopie eines berühmten Wallfahrtsortes, der Gnadenkapelle in der Kirche des Klosters Einsiedeln in der Schweiz. Diese ahmt selbst den von dem italienischen Renaissance-Architekten Donato Bramante 1514 entworfenen Kapellenbau um die Casa Santa in Loreto nach, die der Legende nach von Engeln dorthin getragen worden war, als Nazareth und das Heilige Land 1291 von den Muslimen erobert wurden. Die Gönningerkapelle ist im Grundriss und der Gliederung der Architektur – besonders der Fassade – sowie im Bildprogramm eng an das Vorbild der Kapelle von Einsiedeln angelehnt, wie es in der Barockzeit aussah, und adaptiert es zugleich für den Zweck einer Friedhofskapelle. Auch das Gnadenbild ist eine Kopie des Einsiedler Bildes.

1771/72 entstanden die drei Altäre der Kapelle, an ihnen arbeiteten der Schreinermeister Michael Holtzmann und ein Vergolder namens Lambacher; ob vom

ersteren auch die Entwürfe stammen, weiß man aber nicht. Als der Innenraum 1855/56 im Zuge einer Renovierung eine neue Ausstattung in neuromanischen Formen erhielt, verkaufte man die gesamte alte barocke. Den Hochaltar erwarb für 20 Gulden – zum halben Preis des geschätzten Werts – die Gemeinde Küstersgreuth für ihre gerade 1854/55 wiederhergestellte Markuskapelle. So erging es ihm wie vielen barocken Altären aus großen Kirchen, etwa dem Bamberger Dom, die man aufgrund eines Geschmackswandels nicht mehr dulden wollte: Sie kamen in Dorfkirchen der Umgebung und blieben auf diese Weise erhalten, wenngleich oft mehr oder weniger verändert.

Auch der ehemalige Hochaltar der Gönningerkapelle ist nicht im ursprünglichen Zustand geblieben. Wegen der geringeren Höhe des Chors in Küstersgreuth musste er in der Höhe, ein wenig auch in der Breite, reduziert werden. Erhalten sind die Mensaverkleidung, der Hauptteil des Aufbaus, der Tabernakel, die beiden Figuren der hll. Heinrich und Kunigunde und die Türblätter der Opfergangtüren an den Seiten. Damit sind immerhin wesentliche Teile in der Substanz bewahrt.

Die Mensa hat die für das 18. Jahrhundert typische geschweifte sarkophagartige Form, ist an der Vorderseite mit zwei Füllungsfeldern, in der Mitte mit dem Marienmonogramm in einem Kreis aus Zweigen und an den Kanten mit geschnitztem Akanthusornament versehen. Der Aufbau ist für das kleine Format recht aufwendig. Er ist über konkavem Grundriss entwickelt, die gerade Mitte hat eine flache Nische mit Stichbogen, die seitlichen Pfeiler treten geschwungen nach vorn, ihnen sind Pilaster aufgelegt und – als auffallendstes Element – Säulen diagonal vorgestellt. Das hohe verkröpfte Gebälk akzentuiert durch seine Auskragung den Bogen des Aufbaus. Unten ist in ihn der Tabernakel eingepasst, mit Expositorium, rahmenden Volutenpilastern und geschweiftem Abschluss sowie kleinen Leuchterbänken an den Seiten. Erkennbar notdürftig sind die beiden Opfergangtüren angebracht, denn sie haben keinen Türstock und scheinen für den vorhandenen Platz zurechtgeschnitten. Die beiden etwas groben Voluten, die an den Pfeilern des Aufbaus ansetzen, weit zur Seite ausschwingen und auf den Fensterbänken des Chors aufrufen, dürften 1855 neu angefertigt worden sein, um



Küstersgreuth, Gde. Burgebrach, Lkr. Bamberg, Markuskapelle, Hochaltar, 1771/72, Figur der hl. Kunigunde (Foto: BLfD, David Laudien)

den Türen einen Rahmen und den beiden Figuren eine Standfläche zu bieten. Diese Konstruktion und die im Verhältnis zum übrigen eigentümlich großen Skulpturen zeigen, dass beim Umbau die Proportionen des Altars nicht unerheblich verändert wurden, und zwar auch im Zentrum.

In der Nische über dem Tabernakel stand ursprünglich die Madonnenfigur, die sich heute im neuen Altar der Gönningerkapelle befindet – eine Kopie der Schwarzen Madonna von Einsiedeln, die Johann Daniel Burger, der Erbe des Stifters, von dort bringen ließ. Sie ahmt das spätgotische Vorbild bis auf den kleinen Vogel, den das Jesuskind in der Linken hält, getreu nach und war wie dieses auch stets mit wechselnden kostbaren Gewändern bekleidet, die sie bis auf die Köpfe und Hände mit einem zeltförmigen Mantel bedeckten. Da die Figur 1,32 m hoch ist, muss die Nische von nur 80 cm, in der heute eine kleine Statue des hl. Markus steht, höher gewesen sein – und daher auch der ganze Aufbau. Wie dieser ursprünglich aussah, kann man nur vermuten. Er wurde wohl kaum verkürzt, denn dafür gibt es keine Spuren und seine Proportion entspricht dem seinerzeit Üblichen; sein Sockel kann jedoch etwas

höher gewesen sein und der Tabernakel also tiefer gestanden haben, die Nische reichte möglicherweise weiter hinauf bis ans obere Gebälk (der jetzige Bogen und die Kartusche darüber sind erkennbar neu). Darin stand das Gnadenbild, das nach vorne hin durch einen Glaskasten geschützt war. Der Aufbau endete keinesfalls wie in Küstersgreuth mit dem Gebälk und einer Rocaille als bloßem Füllsel, sondern hatte einen Auszug, den man sich mit Voluten, einer Strahlenglorie, der Taube des Heiligen Geistes oder ähnlich vorstellen muss. Mit demnach deutlich gestreckten Proportionen fügte sich der Altar weit aus besser in den relativ steilen Chor der Gönningerkapelle ein als der heutige es könnte. Zu einem solchen Aufbau passten dann auch die beiden Figuren besser.

Die Seiten sahen wohl ähnlich wie heute aus, doch die Opfergangtüren

hatten sicherlich Rahmen, darauf wahrscheinlich Konsolen für die Figuren; zum hohen Aufbau vermittelten wohl ebenfalls Voluten, die aber vielleicht nicht so stark geschwungen waren. Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennt man viele entsprechende Beispiele.

Die beiden Skulpturen stehen in ähnlicher Pose, zur Mitte hin geneigt, mit stark bewegten Gewändern. Heinrich trägt eine vergoldete Rüstung und eine Schärpe sowie einen weiten, vorn mit einer Schließe gehaltenen Umhang, in den ein imaginärer Wind zu fahren scheint. So wird das Momenthafte noch unterstrichen, das schon in seiner Haltung und der Art liegt, wie er Reichsapfel und Zepter in Händen hält. Noch stärker bewegt ist Kunigundes Mantel, der sie nicht bloß hinterfängt, sondern der auch nach vorn umschlägt, weshalb die Kaiserin mit der Linken in

den gebauschten Stoff greift. Sie hat als Attribut eine Pflugschar unterm Fuß, da sie gemäß der Legende über glühende Scharen laufen musste, um in einem Gottesurteil ihre Unschuld und eheliche Treue zu beweisen. Die heftige Bewegung führt zu tiefen Faltenältern und schwingenden Säumen des Gewandes, der Block ist daher tief ausgehöhlt, was schnitztechnisch durchaus anspruchsvoll war.

Der Bildhauer ist nicht bekannt; man schlug Johann Stephan Gollwitzer vor, doch dies ist nur eine Vermutung, da man von ihm kein sicher bezugetes Werk kennt. Eine Zuschreibung an einen bestimmten Namen scheint derzeit nicht möglich, denn um 1760/80 beherrschten nicht wenige Bildschnitzer in Bayern, Franken und Schwaben diesen Stil der erregten Figuren mit überschwenglicher Gestik, zu deren Ausdruck die wehenden Gewänder mit scharfkantigen Falten gehören. Ähnliche Skulpturen finden sich bereits an den Seitenaltären von St. Gangolf in Bamberg, etwa an denen der Dreifaltigkeit, der Maria vom Sieg und des hl. Johannes Nepomuk, die Franz Martin und Bonaventura Joseph Mutschele 1753/54 fertigten. Ihre Werkstatt pflegte diesen Stil weiter, sie entwarf auch ähnliche Kapitelle wie am Altar aus der Gönningerkapelle. Neben den Mutschele und den Mitgliedern der Familie Gollwitzer arbeiteten aber auch andere, über deren Werk man nicht Bescheid weiß und von denen die nicht eben wenigen Skulpturen des späteren 18. Jahrhunderts in Bamberg und Oberfranken stammen. So kann man nur den Umkreis benennen, aus dem das Figurenpar kommt.

Zumal im Hinblick auf sein kleines Format und selbst in seiner reduzierten Fassung macht der Altar durch die konkave, sich nach außen öffnende Architektur und die beiden Figuren noch einen prächtigen Eindruck, wozu auch die 1855 angebrachte, farblich gut abgestimmte Fassung der Marmorierung in Grautönen, hellem Gelb und Gold zusammen mit dem Weiß und Gold der Figuren beiträgt.

Christoph Bellot und  
Christine Kippes-Bösche

#### Literatur

Exner, Matthias/Ruderich, Peter: *Theuerstadt und östliche Stadterweiterungen*. Bd. 1: *Untere Gärtnerlei und nordöstliche Stadterweiterungen*, Bamberg 2018 (Die Kunstdenkmäler von Bayern. Stadt Bamberg Bd. 7,1) [erscheint im Frühsommer]



Bamberg, St. Gangolf, Altar des hl. Johannes Nepomuk, Bonaventura Joseph Mutschele, 1754, Detail: Figur des Johannes Nepomuk (Foto: BLfD, David Laudien)

## Der junge Wilhelm von Kaulbach in München

Vorbilder des Amor-und-Psyche-Zyklus in der Villa Dessauer

Aus den Augen, aus dem Sinn? Im Zuge der Luftschutzsicherung der Villa Dessauer auf der Münchner Königinstraße während des Zweiten Weltkrieges gingen wichtige Zeugnisse der Innenausstattung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verloren. Der sechs Wandmalereien umfassende Amor-und-Psyche-Zyklus von Wilhelm von Kaulbach (1804–74), der sich seit 1835 im Musikzimmer des Gebäudes befand, konnte jedoch abgenommen und erhalten werden. Heute wird er im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) aufbewahrt.

Kaulbach war einer der berühmtesten Künstler des 19. Jahrhunderts und eine bedeutende Persönlichkeit der Münchner Kunstszene. Er wurde 1822 in die Düsseldorfer Kunstakademie aufgenommen und genoss unter Peter von Cornelius (1783–1867) und Karl Joseph Ignaz Mosler (1788–1860) bis 1825 eine künstlerische Ausbildung. Im Sommer 1826 zog es Kaulbach nach München, wo er sich zunächst mit weiteren Schülern von Cornelius, der inzwischen Leiter der Münchner Akademie der Bildenden Künste war, an der Ausmalung des Odeons und an der Freskierung der Hofgartenarkaden beteiligte. Während dieser Arbeiten machte Kaulbach Bekanntschaft mit dem Architekten Leo von Klenze (1784–1864), der ihn bald darauf mit dem Auftrag zur Ausmalung des Tanzsaals im Herzog-Max-Palais betraute. Es folgten Monumentalmalereien wie Die Zerstörung Jerusalems, welche König Ludwig I. (1786–1868) bestellte, der Zyklus der Weltgeschichte im Neuen Museum in Berlin oder die Fresken an der Fassade der Neuen Pinakothek, die Kaulbach zu hohem Ansehen verhalfen.

Eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Œuvre dieses Historienmalers, findet erst seit den letzten Jahren statt. Vorrangig wurden dabei das grafische Werk und die monumentalen Wandmalereien behandelt. Über den jungen Kaulbach wurde und wird indes wenig geforscht. In seine jungen Jahre aber fällt die Beschäftigung mit der Fabula um Amor und Psyche des antiken Schriftstellers Apuleius. Diesem „antiken Plot“ nahm sich Kaulbach dann auch künstlerisch an. So fertigte er zwei zyklische Darstellungen



München, Königinstraße 2, ehem. Villa Dessauer, Amor-und-Psyche-Zyklus, historische Aufnahme (Foto: Hermann Oldenburg, 1922)

zum Thema, die in einer kurzen zeitlichen Abfolge entstanden. Doch wie setzte er es um? Und an welchen Vorbildern mag er sich orientiert haben?

Der Advokat Georg Dessauer (1795–1870) war eine schillernde Persönlichkeit der Münchner Gesellschaft und verkehrte mit vielen Künstlern in seinem Haus. Aus diesem Grund beschlossen Carl Rottmann (1797–1850), Eugen Napoleon Neureuther (1806–82), Christian Morgenstern (1805–67), Heinrich Heinlein (1803–85) und auch Kaulbach, sich durch Ausmalungen der Villa erkenntlich zu zeigen.

Auf der ersten Wandmalerei von Kaulbach im dessauerschen Musikzimmer ist nahe des linken Bildrandes die schöne Psyche zu sehen, wie sie aus einer tempelartigen Architektur heraustritt. In diesem Augenblick deutet die im rechten Bildvordergrund platzierte Venus mit dem Amorknaben im Arm auf das Mädchen und weist ihren Sohn an, es zu strafen, während aus den Wolken im oberen Bildfeld ein drachenartiges Ungeheuer hervortritt. Der Künstler illustrierte, wie das Mädchen Psyche wegen seiner außergewöhnlichen Schönheit als Göttin verehrt wird. Dies erweckt den Zorn der Venus, die in der Folge ihren Sohn beauftragt, Psyche zu

bestrafen. Amor verliebt sich jedoch in sein vermeintliches Opfer und bringt es in seinem Schloss in Sicherheit, ohne dass Psyche vom göttlichen Wesen ihres Retters weiß. Fortan besucht er Psyche dort jede Nacht, um in der Dunkelheit unerkannt zu bleiben.

Dem folgt die Darstellung der Psyche mit ihren Schwestern, die sie glauben machen, sie würde das Bett mit einem Ungeheuer teilen, dass sie über kurz oder lang fressen wolle und ihr deshalb einen Dolch übergeben. Denn der einzige Ausweg dem Monster zuvorzukommen sei, es in der Nacht zu erstechen. Daran schließt die sogenannte Lampenszene an, in der Psyche mit dem Dolch in der Hand dem Rat ihrer Schwestern folgen will, dann aber der wahren Gestalt von Amor gewahr wird. Weil dieser kein schreckliches Ungeheuer ist – sondern ganz im Gegenteil der Gott der Liebe schlafend vor ihr liegt, erschrickt sie, sodass ein Tropfen heißen Öls aus ihrer Lampe Amor verletzt, der daraufhin erwacht und verwundet zu seiner Mutter flieht.

Es folgt eine Illustration von Amor und Sobrietas, die dem Gott die Flügel stützt, während Venus in ihrem von Tauben gezogenen Wagen im oberen rechten Bild-



München, ehem. Villa Dessauer, Amor-und-Psyche-Zyklus, links Bild 1, „Venus fordert von Amor die Bestrafung der Psyche“, vor der Restaurierung (Foto: BLfD, Restaurierung Bau- und Kunstdenkmalpflege), rechts Bild 2, „Psyche mit ihren Schwestern“, nach der Restaurierung (Foto: BLfD, Michael Forstner)

feld das Geschehen beobachtet. Hier stellt Kaulbach einen Gedanken der Venus dar, die voller Wut darauf sinnt, ihren ungehorsamen Sohn zu strafen. Psyche begibt sich indes auf der Suche nach Amor auf einen Irrweg und liefert sich schließlich der zornigen Venus aus, die sie mit Prüfungen belegt. Nachdem Psyche all diese Aufgaben besteht, wird sie schließlich als Gattin des Amors in den Kreis der Götter aufgenommen, wie das Abschlussbild des Zyklus zeigt.

Im Zusammenhang mit diesem letzten Bild stellte Hans Meyer, der Ende des 19. Jahrhunderts an einer dann unvollendet gebliebenen Kaulbach-Monografie arbeitete, die These auf, dass dieses nicht fertiggestellt wurde. Bei genauer Betrachtung ist zu erkennen, dass im Abschlussbild stark retuschiert wurde. So waren die Götter im Hintergrund sicherlich nicht als Schatten von Kaulbach umgesetzt, sondern wurden wahrscheinlich später übermalt. Ebendies gilt auch für die starke Dominanz der Linien in den Figuren von Amor und Psyche, speziell im Faltenwurf ihrer Gewänder, die nicht etwa auf den Entstehungsprozess zurückzuführen sind, sondern von einer nachträglichen Bearbeitung zeugen. Das Fehlen einer Dokumentation im Archiv des BLfD könnte zudem ein Hinweis darauf sein, dass die

Übermalungen stattfanden, als die Male-reien noch architekturgebunden waren.

Kaulbach orientierte sich bei den Arbeiten im Musikzimmer der Villa Dessauer an seinem 1829–31 gefertigten ersten Amor-und-Psyche-Zyklus für das Herzog-Max-Palais in der Ludwigstraße. Anders als im Palais, wirken die Figuren der Villa nicht mehr wie schwebende Skulpturen vor einem undefinierten rostrotten Hintergrund. Sie sind in Innenräume oder Landschaften eingefasst und der Künstler zog mehrfigurige Kompositionen den Zweifigurengruppen vor. Die Malereien in der Villa Dessauer wirkten wie quadratische Wandteppiche, die ursprünglich umrankt waren mit Blumen und Arabesken, die von Neureuther stammten.

Im Herzog-Max-Palais stattete Kaulbach den größten und repräsentativsten Raum des Festappartements aus – den 213 m<sup>2</sup> fassenden Tanzsaal. Dort fertigte er insgesamt 16 Wandmalereien, die ursprünglich in der oberen Fensterzone, unweit der Decke des Ballsaals, angebracht waren. Sie umliefen den Raum ähnlich einem „überdimensionalen Fries“, wie Barbara Kuhn treffend formulierte. Im Vergleich zur Villa Dessauer ist der Zyklus, den Kaulbach für Herzog Maximilian in Bayern (1808–88) fertigte, wesentlich umfangreicher. So war die Fabula im

Herzog-Max-Palais in mehrere Episoden gegliedert, die der Künstler für Dessauer entweder in einer Malerei zusammenfasste oder andere ausließ. Der Grund dafür ist sicherlich einerseits in der Größe des Raumes und im Umfang des Auftrags zu sehen, wohingegen es sich bei Dessauer eher um einen Freundschaftsdienst gehandelt haben dürfte. Die Besonderheiten des Dessauer-Zyklus liegen darin, dass Kaulbach die ursprünglichen Motive, die im Palais zu finden waren, nicht einfach wiederholte, sondern sie neu aufleben ließ.

Kaulbach, der Maler des Klassizismus, übersetzt den Geist der Antike und die Fabula um Amor und Psyche in das 19. Jahrhundert. Für die Ausformulierung seiner Arbeiten bezog er sich auf antike Skulpturen, da die Psyche-Figur im Referenztext als „kunstreich vollendetes Standbild“ beschrieben ist. Dabei fällt beispielsweise das dritte Bild des Dessauer-Zyklus besonders ins Auge: Die Lampenszene beruft sich auf eine wenige Jahre zuvor nach München gelangte Skulptur, den Barberinischen Faun, der um 220 v. Chr. datiert und auf Wunsch von König Ludwig I. in Rom angekauft wurde, damit er in der 1830 eröffneten Glyptothek ausgestellt werden konnte. Gleichsam ist damit sichergestellt, dass der Künstler diese Skulptur kannte und studiert haben



München, ehem. Villa Dessauer, Amor-und-Psyche-Zyklus, links Bild 3, „Lampenszene“, rechts Bild 4, „Sobrietas stützt die Flügel Amors“, beide vor der Restaurierung (Fotos: BLfD, Restaurierung Bau- und Kunstdenmalpflege)

dürfte. Im Vergleich zur antiken Vorlage verzichtet Kaulbach auf die Darstellung der Hauptschauseite und zeigt den Faun im linken Profil. Verändert hat der Künstler ebenso die Beinhaltung. Doch der charakteristische hinter den Kopf greifende rechte Arm wurde übernommen und auch die herunterfallende linke Hand bleibt in der Umsetzung erhalten.

Als weiteres Vorbild kann die Kapitolinische Gruppe gelten, die aus der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. stammt und 1749 im kaiserzeitlichen Villenviertel des Aventin geborgen wurde. Bereits kurze Zeit später gehörte sie zu den berühmtesten Skulpturen Europas, die in verschiedenen Stichen, Statuetten und in Gips oder Bronze Verbreitung fand. Zudem wurde die Kapitolinische Gruppe rasch in Enzyklopädien abgebildet und galt als populäres Studienobjekt. Schließlich wurde sie in den kunsthistorischen Kanon als vorbildhaft für die Darstellung von Amor und Psyche aufgenommen.

Bei der Kapitolinischen Gruppe sind die beiden Dargestellten im Kontrapost gezeigt. Dabei fungiert das jeweils äußere Bein als Standbein, wodurch der Eindruck entsteht, die Figuren würden sich aufeinander zu bewegen. Dies unterstreichen die einander zugewandten Arme, die dazu dienen, die Köpfe anzu-

nähern. Der vermeintliche Kuss ist so dargestellt, dass er durch eine Hand Amors verdeckt wird. Bei genauerer Betrachtung erkennt man, dass der Moment kurz vor oder nach dem Kuss durch den Bildhauer eingefangen wurde. Kaulbach spielte mit dieser antiken Gruppe und vertauschte die beiden Körper: Psyche ist anstelle des kapitolinischen Amors gezeigt, in dem Augenblick, als die Hand ins Gesicht greift. Amor nimmt währenddessen die Position der kapitolinischen Psyche ein, umarmt sein Gegenüber leicht oberhalb der Taille und zieht es zu sich. Im Gegensatz zu den anderen Darstellungen des Zyklus, die aufeinander verweisen, sind die Figuren im Abschlussbild völlig auf sich bezogen. In diesem Zusammenhang bedeutet die Kapitolinische Gruppe bei Kaulbach die Vereinigung von Amor und Psyche. Das gilt nicht nur für die Figuren, sondern auch für das Verhältnis von göttlicher Liebe und menschlicher Seele, womit die Protagonisten nicht mehr nur als Personen dargestellt sind, sondern auch als Symbole.

Gleichzeitig bedeutet diese Motivwahl, dass der Zyklus auf kein zusammenhängendes vorangegangenes Werk zurückzuführen ist, das für Kaulbachs Arbeit Pate gestanden hätte. Vielmehr nahm er einzelne Anleihen vor und fügte sie zu einem stimmigen Ganzen zusammen,

worin sicherlich die große Leistung des jungen Künstlers zu sehen ist und womit es Kaulbach gelang, sich innerhalb der Münchner Kunstszene zu positionieren und einen Namen zu machen.

Angela Theisen

Siehe DI 166, S. 48–50

#### Literatur

Apuleius: *Der Goldene Esel. Metamorphosen Libri XI*, hrsg. und übers. von Edward Brandt und Wilhelm Ehlers, Berlin 2012

Eschenburg, Barbara: *Spätromantik und Realismus*, München 1984 (Gemäldekataloge der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, 5)

Holm, Christiane: *Amor und Psyche. Die Erfindung eines Mythos in Kunst, Wissenschaft und Alltagskultur (1765–1840)*, München 2006 (Kunstwissenschaftliche Studien, 130)

Kuhn, Barbara: *Vom Herzog-Max-Palais zur Landeszentralbank. Geschichte des Hauses Ludwigstraße 13*, hrsg. v. Landeszentralbank in Bayern – Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbank, München 1990

Müller, Hans: *Wilhelm Kaulbach*, Berlin 1893

Oldenbourg, Rudolf: *Wandmalereien von Eugen Napoleon Neureuther*, in: *Die Kunst für Alle* 37, Februar 1921, S. 156–158

Steinmetz, Christel: *Amor und Psyche. Studien zur Auffassung des Mythos in der bildenden Kunst um 1800*, Köln 1989

## Das ehemalige Postdienstgebäude in Weiden i. d. Oberpfalz

Neu in der bayerischen Denkmalliste

Mit der Privatisierung hat die Deutsche Bundespost ihre Immobilien veräußert. Durch die nachfolgenden Eigentümer war es aber nicht durchgängig möglich für jedes der Gebäude eine wirtschaftlich tragfähige Neunutzung zu finden. Daher stand das ehemalige Postdienstgebäude, Bahnhofstraße 24 in Weiden, 2017 erneut zum Verkauf, wobei einer der Kaufinteressenten die Prüfung der Denkmaleigenschaft anregte.

### Die städtebauliche Situation

Das ehemalige Postdienstgebäude in Weiden i. d. Oberpfalz steht in unmittelbarer Nachbarschaft zum Bahnhof am Bahnhofplatz in ortsbildprägender Lage. Hierauf reagiert der Dreiflügelbau mit drei runden und spitzhelmgedeckten Ecktürmen. Diese verleihen dem Gebäude in seiner Außenerscheinung von der

Hauptansichtsseite – dem Bahnhofplatz – her den Anschein eines Amtsschlosses, eines Vierflügelbaus mit Ecktürmen. Dieser Bautypus war im Zeitalter der Renaissance weit verbreitet und wurde auch für Schlossbauten mit landesherrlichem Anspruch genutzt, so beispielsweise in Deutschland für das Schloss Johannisburg in Aschaffenburg (vgl. BLfD, Akten-Nr. D-6-61-000-246), dem kunsthistorisch wichtigsten Schlossbau dieses Typus in Mitteleuropa.

Das Weidener Postdienstgebäude bildet an der dem Bahnhofplatz zugewandten Seite zwei Trakte zu drei Vollgeschossen mit hohen Walmdächern und stehenden Gauben aus. Von Anbeginn war kein vierter Westtrakt vorgesehen, aber der platzabgewandte Nordtrakt war auch dreigeschossig und mit einem Nord-Eckturm konzipiert. Dass der nördliche Trakt dann nur zweigeschossig und ohne Nord-Eckturm errichtet wurde, er-

klärt sich in der unten noch eingehender darzustellenden Baugeschichte des Amtsgebäudes. Die glatt verputzten Fassaden zeigen eine ausgesprochene „Fenstergliederung“, das heißt die Fassaden werden nur durch die hochrechteckigen Formate der Fensteröffnungen gestaltet, wobei deren Höhe vom Erdgeschoss bis zum zweiten Obergeschoss kontinuierlich abnimmt. Dies hat seine Ursache nicht alleine in der Funktion, sondern erklärt sich auch in der Gestaltungsabsicht, einer monotonen Fassadencharakteristik entgegenzuwirken. Den „Haupttrakt“ an der Bahnhofstraße gliedern einundzwanzig Fensterachsen und die beiden kürzeren „Nebentrakte“ an der Ost- und Nordseite dreizehn Fensterachsen in vollkommen regelmäßigem Abstand. Die drei Ecktürme, deren Traufen ein wenig über die der Trakte hochgezogen sind, zeigen geschossübergreifende senkrechte „Fenster-schlitz“, die diesen architekturgeschicht-



Weiden i. d. Oberpfalz, ehem. Postdienstgebäude, „Hauptansicht“ von Südosten, gesehen vom Bahnhofplatz, 2017 (Foto: BLfD, Christian Dümmler)

## Das Postamt als Verkehrshindernis

Die Türme des Postgebäudes müssen der Straßenverbreiterung weichen



Aufnahme: Dorsch B. O.

Weiden i. d. Oberpfalz, ehem. Postdienstgebäude, gesehen vom Bahnhofplatz, hist. Aufnahme, 1938 (aus: Oberpfälzer Kurier)

lich aus der Wehrarchitektur entlehnten Bauteilen die abweisende fortifikatorische Charakteristik nehmen. Alle Fensteröffnungen zeigen sich durch eine einfache massive Umrahmung hervorgehoben und so von der glatten Wandfläche abgesetzt. Ursprünglich besaßen die Fenster eine für die Fassadenwirkung wichtige Binnengliederung durch Kämpfer, Stulpe und Sprossen, wodurch die Glasfelder in liegende Rechteckformate unterteilt wurden.

### Veränderungen

Der Außenbau ist im Wesentlichen erhalten, doch ist die gestalterisch sehr wichtige Sprossengliederung der Fenster durch deren Erneuerung mit Einscheibfensterflügeln in den 1960er Jahren verloren gegangen – ein Mangel, der sich jedoch im Rahmen einer Instandsetzung des Objekts und einer nochmaligen Fenstererneuerung ohne nennenswerten Aufwand beheben lässt.

Das Innere des Stahlbetonskelettbaus wurde seit seiner Entstehung in der

Raumaufteilung mehrfach verändert, weil man den Bau sich wandelnden Bedürfnissen der Postdienstleistung anpassen musste. Den Umbauten der Jahre 1957 ff.,



Treppenantritt mit Flachstahlgeländer (Foto: BLfD, Christian Dümmler)

die wesentlich das Erdgeschoss mit der Schalterhalle im Haupttrakt betrafen sowie der Umbau von 1969 ff. haben aber die wesentlichen und denkmalrelevanten Innenstrukturen erhalten. Hierzu gehören die drei Treppenhäuser – die Spindeltreppe im Nordwest-Eckturm sowie die zweiläufig-gegenläufigen Treppen des Ost- und des Haupttrakts mit ihren aus Bandeisen gefertigten Geländern. Hinzuweisen ist im Weiteren auf die Felderrahmentüren mit den liegenden Kassetten, die sich zwar nicht vollständig, aber vor allem im Keller und im zweiten Ober- sowie im unteren Boden des Dachgeschosses weitgehend erhalten haben. Der Einbau von zwei Aufzugsanlagen und der Rückbau der ehemals im zweiten Ober- und im Dachgeschoss eingerichteten großzügigen Beamtenwohnungen mit einer Grundfläche zwischen 100–200 m<sup>2</sup> waren den sich wandelnden betrieblichen Erfordernissen geschuldet. Zuletzt entstand 1989 ff. im Dachgeschoss des Nordtrakts eine Werkskantine.

### Baugeschichte

Die Baugeschichte des ehemaligen Postdienstgebäudes Weiden ist durch die im Staatsarchiv Amberg und die in der städtischen Registratur Amberg erhaltenen Akten detailliert nachvollziehbar. Um die notwendige Grundfläche für den geplan-

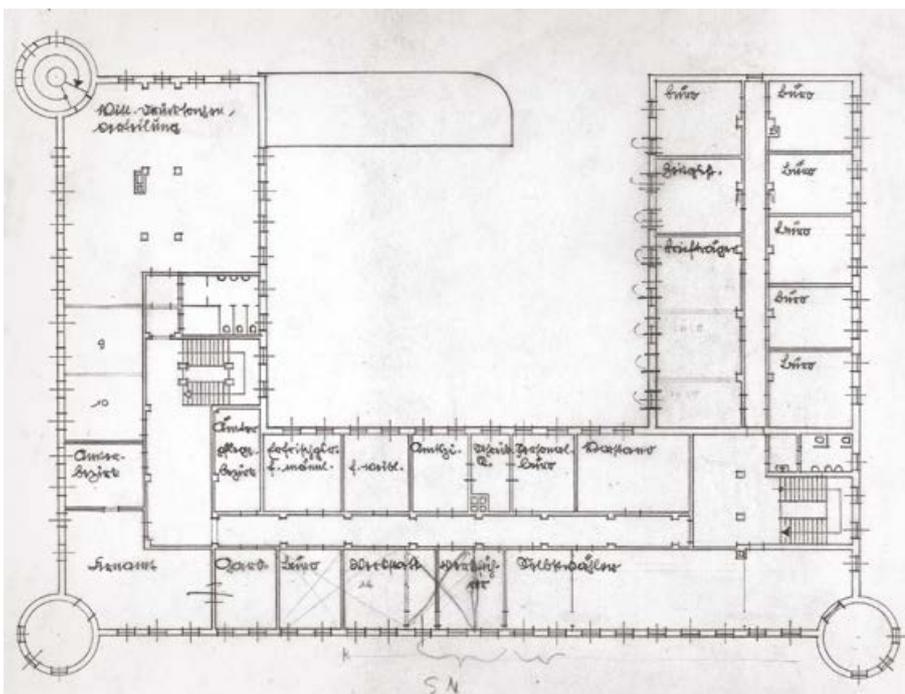
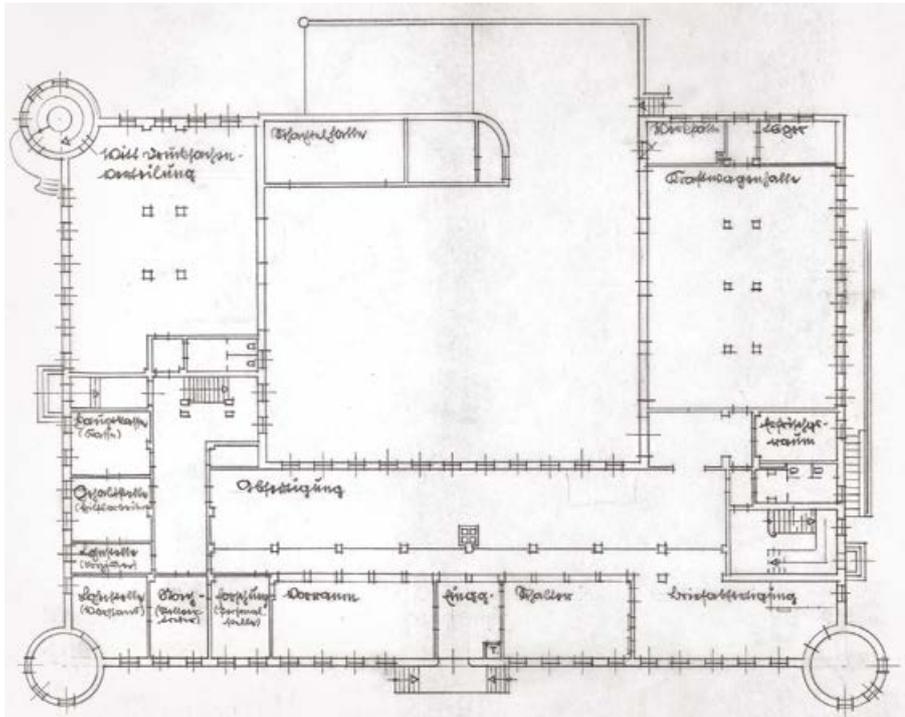


Wendeltreppe im Südwestturm mit offener Spindel (Foto: BLfD, Christian Dümmler)

ten Neubau für ein „Post- und automatisches Telegraphenamt“ im Nahbereich des Bahnhofs bereitzustellen, erwarb die Deutsche Reichspost mit Kaufvertrag vom 18. Juli 1921 von Ludwig und Marie Rosner den Gasthof „Weißer Hahn“.

Es handelte sich um einen an der Bahnhofsstraße (frühere Bezeichnung Max-Reger-Straße) stehenden dreigeschossigen historistischen Bau aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts mit Satteldach zu sieben Fensterachsen und einer breiten

Hofdurchfahrt. Der große rückwärtige Hof wurde durch verschiedene Gebäude gebildet, die als Nebengebäude teils zum Gasthof gehörten, und teils von der Post für Diensträume angemietet waren. Östlich davon lag mit dem Bahnhofsplatz eine sehr große unbebaute Fläche, die sich im Eigentum der Deutschen Reichsbahn befand. Diese Freifläche erwarb hälftig das Reichspostministerium am 8. Februar 1925. Kurz zuvor, am 12. Dezember 1924, hatten die Deutsche Reichsbahn und die Deutsche Reichspost alle anstehenden Fragen des Bauvorhabens im Grundsatz vertraglich geregelt. Die Stadt setzte hierauf mit Stadtratsbeschluss vom 8. Januar 1926 die Baulinien an der damals noch durch Vorgärten geprägten Max-Reger-Straße zugunsten des die gesamte Baufläche beanspruchenden Bauvorhabens neu fest. Mit Schreiben vom 15. April 1926 informierte die Oberpostdirektion die Stadt über die Planungen zu dem drei dreigeschossigen Trakte umfassenden Neubau, der einen gegen die Bahngleise sich nach Westen hin öffnenden Hof besitzt, und an allen vier äußeren Ecken durch runde Ecktürme akzentuiert werden sollte. Aufgrund des großen Platzbedarfs beantragte man nun die soeben festgesetzten Baulinien wenigstens teilweise überbauen zu dürfen. „Für den Neubau des Postdienstgebäudes am Bahnhof in Weiden“, so die Oberpostdirektion Nürnberg, „sind zur monumentaleren Gestaltung der Fassaden 4 Ecktürme vorgesehen, die mit einem Radius von 2,40 m über die Mauerflucht vorspringen [...]. Die Ecktürme, die die Treppen enthalten, sollen vor die Grenze der Baulinie treten, um mehr Platz im Inneren zu erhalten“. Diesem Antrag wurde vom Stadtrat zunächst nicht stattgegeben, das Bauvorhaben dann aber doch in der von der Oberpostdirektion gewünschten Weise begonnen. Die Hintergründe erschließen erst die Aktenvorgänge des Jahres 1938. Damals beantragte die Stadt bei der Deutschen Reichspost den Rückbau der beiden an der Max-Reger-Straße stehenden Ecktürme mit dem Hinweis, dass diese dem sich ständig erhöhenden Verkehrsaufkommen hinderlich wären. Eine Zustimmung wurde von der Reichspost nur unter der Bedingung in Aussicht gestellt, dass die Stadt die entstehenden Kosten vollständig übernehme, was diese jedoch ablehnte. Interne Recherchen der Stadt durch Befragung verschiede-



Weiden i. d. Oberpfalz, ehem. Postdienstgebäude, Planung zum 2. Bauabschnitt 1928, Grundriss Erdgeschoss (oben) und Grundriss 1. Obergeschoss (Pläne: StAA, Oberpostdirektion Regensburg, Plansig. Mappe 804)



Weiden i. d. Oberpfalz, ehem. Postdienstgebäude, Treppenhaus Südtrakt  
(Foto: BLfD, Christian Dümmler)

ner Alt-Stadträte sind in Aktennotizen vom April 1939 festgehalten. Aus diesen erschließt sich, dass die Stadt von Anfang an die Ecktürme des Postdienstgebäudes als unerwünschte „historisierende Reminiszenzen“ abgelehnt hatte, woraufhin die Reichspost auf den Stadtrat in dem Sinne Druck ausübte, dass man den Bau überhaupt nicht ausführen werde, sollte dieser nicht in der aus den Bauplänen ersichtlichen Form genehmigt werden. Auch 1938/39 konnte sich die Stadt zuletzt nicht mit ihren Wünschen durchsetzen, denn aus Kostengründen musste man von dem erwünschten Rückbau der beiden fraglichen Ecktürme im Südosten und Nordosten Abstand nehmen.

Grundsteinlegung und Baubeginn des in zwei Bauabschnitten zur Ausführung gekommenen Postdienstgebäudes erfolgte im September 1926 nach der Bauausführungsplanung, die nun vom

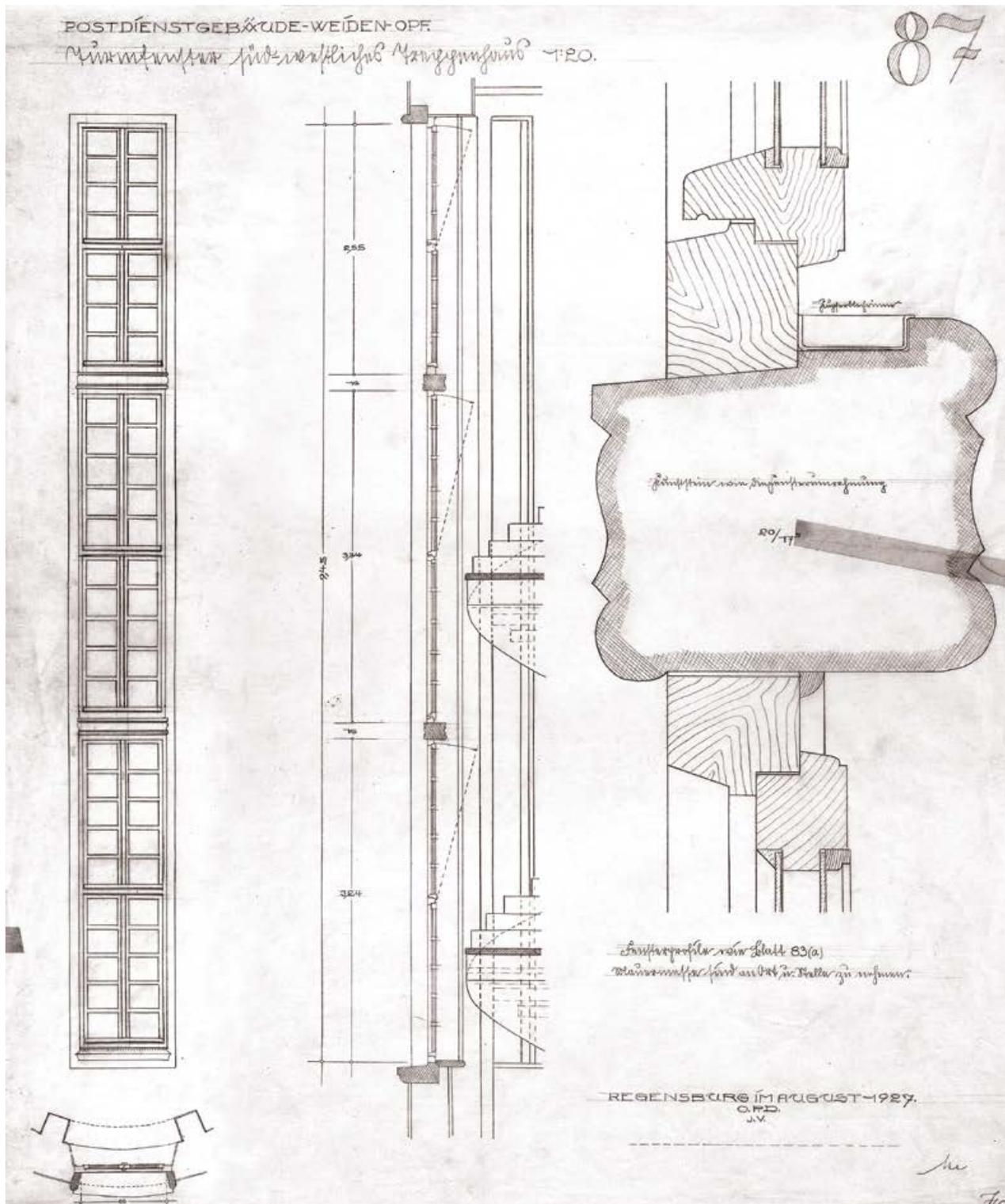
Postbaureferat Regensburg durch die Bauräte Franz Holzhammer (1893–1958) und Karl Schreiber (1897–1956) ausgearbeitet worden war. Hierbei ergaben sich kleinere Änderungen im Inneren und vor allem der Erschließung. An Stelle der ursprünglich geplanten Wendeltreppen in den Ecktürmen wurde nur im südwestlichen Turm eine solche Treppe erbaut. Im Südtrakt und im Norden des östlichen Haupttrakts entstanden geräumige und gut belichtete zweiläufig-gegenläufige Haupttreppenhäuser mit langen Wendepodesten und großen Treppenaugen. Zunächst wurde der südliche Teil des Postdienstgebäudes errichtet, um den angemieteten Baubestand um den ehemaligen Gasthof „Weißer Hahn“ weiternutzen zu können. So entstand im ersten Bauabschnitt nur der gegen den Bahnhofplatz orientierte Südtrakt mit zwei der Ecktürme und vom Haupt- bzw. Osttrakt an der

Max-Reger-Straße etwa zwei Drittel der vorgesehenen Länge.

Nach der Fertigstellung dieses ersten Bauabschnitts und der Eröffnung am 27. November 1928 konnte die Gasthofbebauung mit den alten Diensträumen der Post eingelegt und der zweite Bauabschnitt begonnen werden. Knapper werdende Geldmittel führten zu dem dazu, dass vom Neuerwerb von Mobiliar soweit abgesehen wurde, als das alte im Neubau noch weiter genutzt werden konnte. Zum anderen aber kam es zur Reduzierung der Planung: Nur der Haupt- bzw. Ost-Trakt kam im zweiten Bauabschnitt wie vorgesehen dreigeschossig samt des Nordost-Eckturms zur Ausführung, der Nordtrakt wurde dagegen nur eingeschossig und ohne Nordwest-Eckturm errichtet. Noch vor der Vollendung am 1. September 1930 bewertete der Oberpfälzische Kurier in seiner Ausgabe Nr. 175 vom 1. August 1929 das Bauvorhaben: „Zunächst in der gesamten Blockanordnung betrachtet, ist das Gebäude städtebaulich eine ausgezeichnete Lösung. Durch die große ruhige Front gegen den Bahnhofplatz [...]“ wurde zusammen mit dem Bahnhofsgebäude „ein geschlossener Platz geschaffen, ein glänzendes Foyer der Stadt Weiden“. Kritisiert und als unverständlich wurde in dem Pressebeitrag jedoch angemerkt, dass das Postdienstgebäude Ecktürme „als Reminiszenz an einen Schlossbau“ erhalten habe. Erst mit den kriegsvorbereitenden Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates folgte 1939 doch noch eine Aufstockung des nördlichen Trakts um wenigstens ein Obergeschoss. Mit dieser Maßnahme verbunden war der Ausbau dieses Kellerteils als Luftschutzraum mit Außentreppe.

### Kunstgeschichtliche Bewertung

Nach dem Poststaatsvertrag von 1920 ging die Bayerische Staatspost in der Deutschen Reichspost auf. Doch erhielt Bayern für seinen Bereich eine eigene und vor allem unabhängige Postdienststelle mit Sitz in München, in der eine Postbauabteilung eingerichtet wurde. Bis zur Auflösung der Bayerischen Postdienststelle durch die Nationalsozialisten 1934 konnte die bayerische Post ihre Bauaufgaben vollkommen selbständig durchführen, das heißt als unabhängige



Weiden i. d. Oberpfalz, ehem. Postdienstgebäude, Ausführungsplan der Fenster am südwestlichen Treppenturm  
 (Plan: StAA, Oberpostdirektion Regensburg, Planslg. Mappe 804, Detail 87)

ge Reichsbehörde war das Bayerische Reichspostreferat weder gegenüber den örtlichen Genehmigungsbehörden noch gegenüber der Reichspostzentrale in Berlin vorlagepflichtig. Unter ihrem ersten Leiter Oberpostbaurat Robert Poyerlein

(1883–1968) entwickelte sich in diesen wenigen Jahren der Eigenständigkeit eine bayerische Postbauarchitektur, bei der man es sich zum Ziel gesetzt hatte, sehr moderne und zeitgemäße Verwaltungsbauten zu schaffen. Die heute so

bezeichnete „bayerische Postbauschule“ entwickelte also eine spezifische Architektursprache, die, wie es Oberpostbaurat Robert Vorhoelzer (1884–1954) in einem Aufsatz 1934 formuliert hatte, „sauber und ehrlich in der Gesamthaltung“ aber

„nicht marktschreierisch repräsentativ“ auftreten wollte. Die bayerische Postbauschule schuf in den knapp fünfzehn Jahren ihres Bestehens Maßstäbe, die vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg beim Wiederaufbau die Architektur in Westdeutschland beeinflusste und eine weit über Bayern hinausgehende Wirkung entfalten konnte.

Vor dem Jahr 1920 besaß die Post in Bayern nur wenige eigene Dienstgebäude, denn die notwendigen Diensträume wurden nach Bedarf einfach angemietet. Hierin begründet sich der enorme Bedarf an Postbauten in Bayern in den 1920er Jahren. Aber es war auch die schnelle Entwicklung des Fernsprechverkehrs und die Einführung des Selbstwählendienstes, die ein Bereitstellen von Räumlichkeiten für die umfangreichen technischen Einrichtungen in kurzer Zeit verlangten. Neben dem Hauptsitz des Postbaureferats in München wurden daher schon 1920 Baureferate in Nürnberg und Würzburg, und ab Mitte der 1920er Jahre weitere Baureferate in Augsburg, Bamberg, Regensburg und Speyer eingerichtet. Alle Referate wurden mit jungen, von Vorhoelzer ausgebildeten Architekten besetzt, womit eine Gleichartigkeit in der Bauauffassung und der künstlerischen Zielsetzungen verbunden und gewährleistet war. Die bayerische Postbauschule war, wie es Vorhoelzer kurz vor seinem Tod formuliert hatte „nicht das Arbeiten einer Person, sondern eines Kreises. [...] Wir alle waren Tastende und sind es noch heute“. Während man sich in den großen Städten wie vor allem in München zu „experimentieren“ getraute und Postbauten errichtete, die sich ganz entschieden der postulierten „Neuen Sachlichkeit“ zuwandten und deswegen mitunter von der Öffentlichkeit harsch kritisiert wurden – das 1929 fertiggestellte neue Postamt an der Tegernseer Landstraße in München-Giesing (vgl. Akten-Nr. D-1-62-000-6790) wurde in der Presse als „kümmerlich nackt“ und als „Postkiste“ geschmäht –, war der Ansatz im ländlichen Raum konservativer, weil man hier die gegebenen Strukturen als „verletzlicher“ empfand. Also orientierte man sich in der Provinz mehr an historischen Bauformen. Dies bezog sich allerdings nur auf die Kubaturen, die den Typus eines Bauernhauses, eines Zehnthofes oder eines Amtsschlusses zitierten. Damit folgte die bayerische

Postbauschule einer schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufkommenden Haltung, die als Heimatschutzbewegung bekannt, später vom nationalsozialistischen Staat adaptiert wurde. Doch auch bei diesen Postbauten, die historisierende Elemente aufgreifen, folgte man in der Fassadengestaltung und in der inneren Struktur der gewünschten Einfachheit und Sachlichkeit, bei dem sich jede Art überflüssiger bauplastischer Dekor verbot. Auch die Gebäude im ländlichen Bereich orientierten sich am Grundsatz der Zweckdienlichkeit. Es entstanden durchweg hell belichtete Räume mit sachlich nüchterner Atmosphäre. Bei der Einrichtung war es vor allem der offene Schaltertisch, der als Synonym für ein neues Selbstverständnis der Post stehen sollte. War nämlich der Postbeamte der monarchischen Epoche als Vollzugsorgan des Staates verstanden worden, sollte er sich jetzt aus dem „Käfig der Schalterkabine“ herauslösen und als Dienstleister dem Kunden zuwenden.

Charakteristisches Merkmal der bayerischen Postbauten war im Übrigen eine handwerklich solide und detaillierte Durchbildung. Selbst für kleine Postämter wurden bis zu einhundert Pläne gefertigt, bei denen neben Grundrissen, Aufrissen und Schnitten Unmengen an Details bis hin zu Tür- und Fensterbeschlägen entwickelt und großmaßstäblich gezeichnet wurden. Viele der damals entstandenen Entwürfe zu bautechnischen Details wurden nach 1945 in der Fachliteratur als vorbildlich publiziert. Mit dem Anspruch qualitätvoller und funktionsgerechter Durchbildung erreichten die Postbauten bei aller Schlichtheit eine Wertigkeit, die heute als stilprägend verstanden wird. In diesem Bezug sei auf den umfangreichen, im Staatsarchiv Amberg erhaltenen Bestand an originalen Planzeichnungen für das Postdienstgebäude Weiden hingewiesen. Fast durchgängig in hartem Bleistift auf Transparentpapier gefertigt, stellen sie nicht nur einen bemerkenswerten dokumentarischen „Schatz“ dar. Vielmehr sind die Detailpläne geeignet bei künftigen Baumaßnahmen am Weidener Postdienstgebäude Veränderungen zu „heilen“, die dem ursprünglichen Erscheinungsbild und Charakter zuwiderlaufen. Konkret empfiehlt es sich für die Erneuerung der Fenster die entsprechenden Pläne heranzuziehen, handelt es sich

hier doch, wie eingangs erwähnt, um ein stilprägendes Gliederungsinstrument der Fassaden.

Die ehemalige Postdienststelle Weiden gehört zu den wichtigsten Bauten der bayerischen Postbauschule im ländlichen Raum. Die originale, sorgfältig durchgeplante wandfeste Ausstattung ist überwiegend erhalten. Das Gebäude ist damit ein hervorragendes Zeugnis der modernen Architektur in Bayern mit besonderer künstlerischer Bedeutung.

Christian Dümmler

#### Literatur

Bauer, Friedrich/Wiedemann, Alfred: *Die bayerische Postbauschule (1920–1934)*, in: Aicher, Florian/Drepper, Uwe (Hrsg.): Robert Vorhoelzer – Ein Architektenleben. Die klassische Moderne der Post, München 1990, S. 152–157, hier S. 154

Vorhoelzer, Robert: *Neue Postbauten in München und Bayern*, Kunst der Nation 2 (1934)

#### Quellen

Staatsarchiv Amberg, Postakten Nr. 158 [Postamtsneubau 1922–1930]; Akt Oberpostdirektion Regensburg Nr. 4819 [Posthaus Weiden 1926–1940]

Staatsarchiv Amberg, Oberpostdirektion Regensburg, Plansammlung, Mappen Nrn. 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814

Stadtregistratur Amberg, Bahnhofstraße 24, Teilakt 5

## Moderne trifft Geschichte

### Das Neue Rathaus in Schrobenhausen

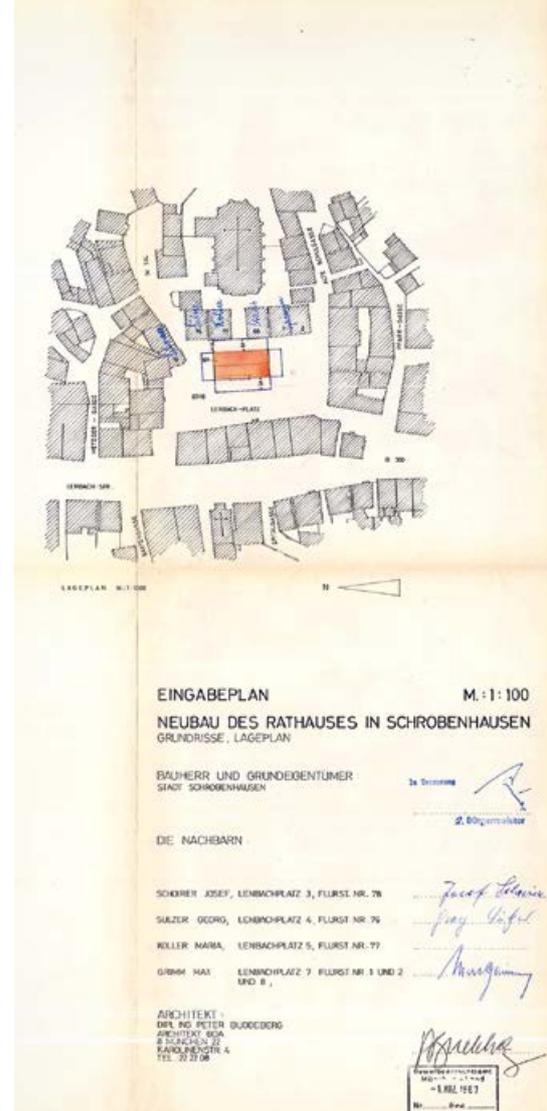
Im Zuge der Fortschreibung der Denkmalliste befasst sich die Denkmalpflege zunehmend mit den Strömungen und Bauwerken der Nachkriegsarchitektur. Eine besondere Gruppe bilden dabei die Gebäude des Stahlbetonskelettbbaus, die sowohl konstruktiv als auch in ihrer Materialität einen neuen Zeitgeist in der Architekturgeschichte nach 1945 markieren. Im Rahmen vertiefter Untersuchungen zu Gebäuden dieser Zeitstellung war das Neue Rathaus in Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, jüngst Gegenstand der Prüfung und wurde in die Denkmalliste eingetragen.

Das Rathaus befindet sich an zentraler Stelle am Lenbachplatz im Ensemble Altstadt Schrobenhausen, an gleicher Stelle des Vorgängerbaus, des Alten Rathauses. Aufgrund von Bauschäden beschloss der Stadtrat im Jahr 1965, das Alte Rathaus abbrechen und an seiner Stelle ein neues Gebäude errichten zu lassen. Dieses sollte sich in Größe, Charakter und Bauform in das städtebauliche Gesamtbild des Rathausplatzes einfügen. Zur Durchführung der Planung wurde ein Wettbewerb aus-

geschrieben. Teile der historischen Innenausstattung des Lenbachsaals wurden bewahrt, um diese im Neubau wieder einzugliedern.

Den 1. Preis des Wettbewerbs erhielt der Architekt Peter Buddeberg (geb. 1927) mit einer modernen Gestaltung, die die regionalen und historischen Charakteristika aufnahm und in eine neue Materialität und Formensprache überführte. Nach Abbruch des alten Gebäudes wurde im März 1968 mit dem Neubau begonnen. Im August 1969 bezog die Verwaltung das Neue Rathaus, dessen offizielle Einweihung im Januar 1970 stattfand. Als Nachfolgebau des Alten Rathauses kommt dem Gebäude eine besondere historische und städtebauliche Bedeutung zu. Er stellt einen herausragenden Bezugspunkt im Ensemble Altstadt dar, in dessen Zentrum das Rathaus situiert ist.

Das Neue Rathaus zählt zu den Bauten des sogenannten Brutalismus (béton brut, franz.: roher Beton), dessen wesentliches Merkmal über die Materialsichtigkeit definiert ist. Darüber hinaus zeichnet sich der Baustil durch eine Betonung sicht-



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Eingabeplan Neues Rathaus, 1967 (Plan: Stadt Schrobenhausen)



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Altes Rathaus, Nordwestansicht, hist. Aufnahme 1889 (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, fm125126)

barer Konstruktionselemente aus. Am Rathausbau Buddebergs ist dies deutlich ablesbar.

Das dreigeschossige Gebäude mit Steildach ist in Stahlbetonskelettbauweise erstellt. Die Stahlbetonstützen sind mit vorgefertigten, kupferverkleideten Betonbrüstungen versehen. Die unteren beiden Geschosse haben eine großflächige Aufglasung mit vorgeblendeter Ausfachung in Holz. Das folgende Geschoss sowie die Giebelscheiben sind in geschlammtem Ziegelmauerwerk erstellt. Pfeilerartige Vorlagen in Beton gliedern den aufgestellten Unterbau. Durch die Traufzone ziehen sich jeweils Lichtbänder, unterteilt von kurzen Betonpfeilerkonsolen. An der West-, Nord- und Südseite befinden sich im zweiten Obergeschoss große, vertikal gegliederte Fensterflächen.

Der Zugang des Gebäudes erfolgt auf der Westseite durch ein zwei Geschosse übergreifendes Portal mit Treppenaufgang, begleitet von Handläufen aus



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Neues Rathaus von Peter Buddeberg 1968/69, Nordwestansicht (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Holz- und Metallelementen. Ein Betonrelief seitlich des Eingangs (Karl Maurer, München) zeigt in stilisierten Formen das Stadtmodell der Altstadt.

Der Innenraum erschließt sich über das zentrale Treppenhaus mit einer östlich über zwei Geschosse gezogenen Glasfuge, durch die eine Blickachse auf die Stadtpfarrkirche St. Jakob eröffnet wird. Im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss zweigen seitlich jeweils Gänge ab, die nach einer transparenten Abtrennung zu den Büroräumen führen. Die Innenraumflächen sind überwiegend als Sicht-Betonwände gestaltet, geformt durch Holzbetonschalung, in der Optik von verschlammten Holzlatten. Die Decken zeichnen sich hierzu kontrastierend durch groben Rauputz aus. Die Beleuchtung ist weitgehend original mit quadratischen flachen Deckenleuchten erhalten. Auch die Innenausstattung der Büroflichten und Büroräume mit Holztüren und hohen, eingebauten Schrankwänden mit

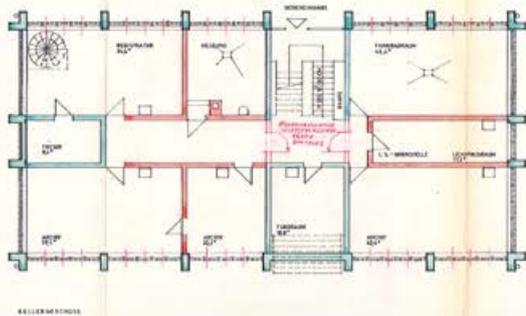
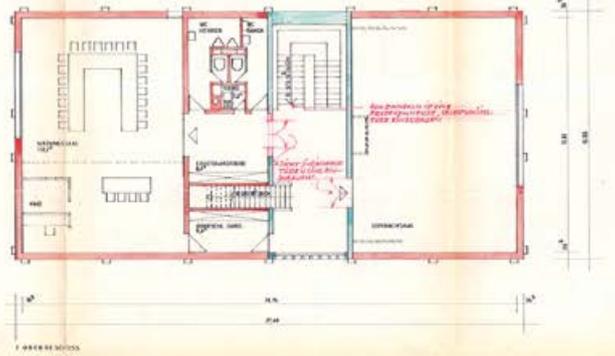
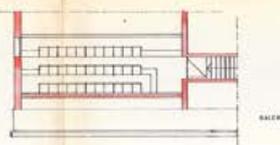
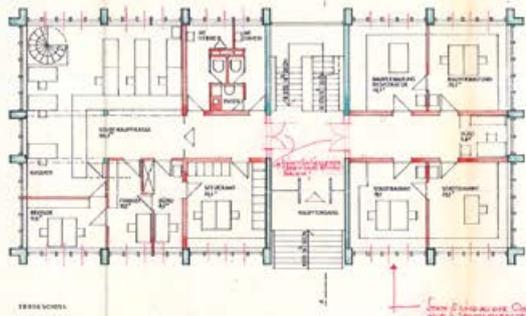


Neues Rathaus, Eingangssituation (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Holz in Kalkoptik entspricht noch dem architektonischen Gesamtkonzept Buddebergs. Den Boden im Treppenhaus und in den Fluren bedecken regelmäßige Platten dunkelgrauen bis schwarzen Natursteins, metamorph überprägt, vergleichbar mit Schiefer.

Im zweiten Obergeschoss befinden sich im Norden der Sitzungssaal und im Süden der sogenannte Lenbachsaal. Der Sitzungssaal öffnet sich zu einem längsrechteckigen Raum mit großer Fensterfront an der Nordseite. Die Wände sind mit Rauputz versehen. Beginnend von der östlichen Wand zieht sich eine horizontale Holzlattung über eine geschwungene, abgehängte Decke mit eingebauten Deckenleuchten bis zur Rückwand im Westen. Dort ist eine Empore in Sichtbeton eingezogen, die Unterseite wiederum mit quadratischen Deckenleuchten ausgestattet.

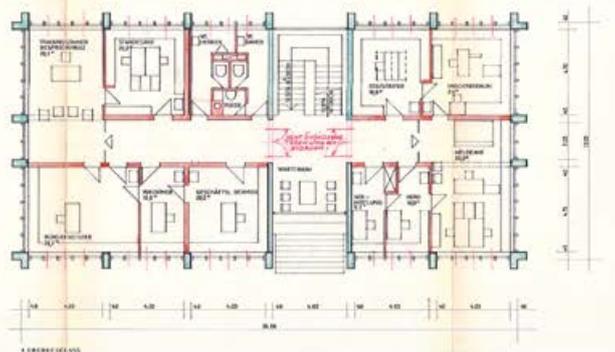
Der Lenbachsaal ist als hell gestalteter Saalraum konzipiert. Die, wie die Wän-



Handwritten notes in red ink:

Handwritten notes in red ink:

Handwritten notes in red ink:



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Eingabeplan Neues Rathaus, Grundrisse, 1967 (Plan: Stadt Schrobenhausen)

de, rau verputzte Decke ist als Spiegel mit Voute ausgeführt. Kugelleuchter mit Rauchglas sorgen für eine ausgewogene Beleuchtung. Die Ausstattung birgt mit Gemälden Franz von Lenbachs sowie einem grün glasierten Kachelofen die erwähnten historischen Details aus dem Vorgängerbau. Nach Süden öffnet sich eine vertikal gegliederte Fensterfront. Dieser sind fünf Glasmalereien vorgeblendet, vier davon Wappendarstellungen, übernommen aus dem alten Rathausbau. Die zentral platzierte Malerei mit der Darstellung des aufsteigenden Ikarus ist mit der Jahreszahl 1969 bezeichnet, anlässlich der Einweihung des Neuen Rathauses von dem Künstler Josef Dering geschaffen.

Der Maler und Graphiker Dering, 1910 in München geboren, fertigte über drei Jahrzehnte, 1948 bis 1983, in der dem Rathaus benachbarten spätgotischen Stadtpfarrkirche St. Jakob fünfzehn große Glasmalereifenster sowie ein Rosettengemälde an. Über den städtebaulichen Aspekt hinaus eröffnet sich auch hier ein Bezug zu dem Konzept des Rathausbaus im Sinne der Verbindung moderner künstlerischer Gestaltung und historischem Bauwerk bzw. Bauen und Gestalten im historischen Bestand.

Als Nachfolgebau des historischen Vorgängers kommt dem Gebäude auch eine stadtgeschichtliche Bedeutung zu, die sich in der Bauform im Sinne der Wiederentdeckung der Altstadtarchitektur widerspiegelt. Die Neuorientierung in der Architektursprache markiert darüber hinaus einen

architekturgeschichtlichen Abschnitt in der Entwicklung städtebaulich relevanter Gebäudekonzeptionen dieser Zeitstellung. Mit dem Versuch einer Einfügung in das historische Umfeld bildet das Rathaus ein frühes Beispiel der Stadtreparatur bzw. des Bauens im Bestand. Mit der Abkehr



Neues Rathaus, Blick in den Sitzungssaal (Foto: BLfD, Michael Forstner)

von einem rein funktionalen Bau hin zu einer an historischen Vorbildern orientierten architektonischen Formensprache wird das Gebäude wegweisend für die weitere Entwicklung des öffentlichen Bauens. Buddeberg selbst äußerte sich hierzu: „Es war meine Absicht, die Form des [alten] Baukörpers mit dem steilen Dach zu wiederholen, die Durchbildung der Architektur jedoch in einer zeitgemäßen Art und Weise vorzunehmen. Ein Beispiel für einen bewussten Regionalismus, ohne in eine anbiedernde Formensprache zu fallen.“ (Peter Buddeberg 1998, S. 35)

Die Integration neuer Architektur in die historisch gewachsene Bausubstanz einer Stadt gehört zu den großen Herausforderungen in den zeitgenössischen Bauaufgaben. Neues Bauen in alter Umgebung birgt den Konflikt zwischen zwei Zielen, der Bewahrung baulichen Erbes und der Entfaltung gegenwärtiger Architektur. Eine mögliche Lösung stellt der respektvolle Umgang mit der überkommenen Umgebung dar. Gegenwart kann Geschichte aufnehmen und fortsetzen, das Historische kann im Gegenwärtigen fortgeführt werden. Entscheidend ist die Qualität der Beziehung, die zwischen alt und neu hergestellt wird. Ziel war im Fall Buddebergs die Möglichkeit eines Weges, der zwischen Anpassung und Kontrast liegt – weder Stilkopie noch zusammenhanglose Neuschöpfung.

Die Bauten Buddebergs, der vor allem im Münchner Raum als Architekt von Privathäusern und Wohnanlagen tätig war, spielen mit der Materialsichtigkeit sowie den geometrischen Formen. Die Wohnbauten des Architekten in den frühen 1960er Jahren zeichnen sich durch einen auf klare Linien reduzierten Stil aus. Die Strenge der Form löst sich in der Führung der Materialität, der Kombination von Beton, Holz, Metall und transparenten Flächen, die Linien betonen, aber auch auflockern können. Dabei sind die örtliche Situation, Vorgaben der Auftraggeber sowie mögliche historische Rahmenbedingungen weitere Parameter für die Ideenfindung und den Entwurf.

Zunehmend erscheinen in der öffentlichen und öffentlich sichtbaren Architektur seit Mitte der 1950er Jahre Bauten in Skelettbauweise, die tragende Konstruktionen demonstrativ nach außen verlegen, beispielsweise durch tragende Pfeiler und Balken im Außenbau. Es entstehen gitterartige, tief verschattete Fronten mit



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Neues Rathaus, Ansicht von Südosten  
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

„strenger Würde“, konstruktive Verbindungen, die offen gezeigt und zur Kunst erhoben werden.

Die Gegenüberstellung der Bauidee „ehemals“ und „heute“, die Ausgewogenheit zwischen Altbauten und Neubau, den Einsatz neuer Maßstäbe und Materialien im gewachsenen Umfeld hat der Architekt Buddeberg nicht zuletzt durch die Baubedingungen in der Nachkriegszeit

und durch seine unmittelbaren Vorbilder erfahren. Das Werk Buddebergs wird von einem ausgeprägten Sinn für Formgebung bestimmt, wie er selbst äußert. Die Architekturauffassung, geleitet durch die Bautätigkeit der Nachkriegsjahre, geprägt von der Einfachheit der Formen und der Gegebenheit des Materialmangels, wird von den Architekten Franz Hart, Hans Döllgast, Hermann Leitensdorfer sowie



Neues Rathaus, Blick in den Lenbachsaal (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Schrobenhausen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Neues Rathaus, Ostseite mit Glasfüge  
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

Martin Elsässer, die Lehrer Buddebergs maßgeblich inspiriert. Auf erste Vorbilder in der Schweiz, die „neues Bauen“ mit „disziplinierter“ und „einfacher regionaler“ Architektur verbinden, folgte ein Blick nach Skandinavien mit Bauten von Gunnar Asplund.

Einflüsse amerikanischer Architektur während einer Arbeitsphase Buddebergs in den USA wurden im Austausch mit Marcel Breuer, Philipp Johnson und Minuro Yamasaki vertieft. Die vertikal betonte, konstruktiv sichtbare Gliederung aufstrebender Bauten ist dabei ein herausragendes Moment.



München, Technische Universität, Maschinenbau-Abteilung, Georg Werner und Franz Hart, 1957–66  
(Abb. aus: Mathias Castorph und Michael Heinrich: *Franz Hart, 1910–1996, 12 Bauten in München*, München 2014, S. 48)

Parallele Elemente zu dem Schrobenhausener Rathausentwurf Buddebergs finden sich unmittelbar im Werk des Architekten Franz Hart, dessen Vorbildfunktion Buddeberg selbst bestätigt. Die Maschinenbau-Abteilung der TU München (Luisenstraße) wurde 1957–66 nach Plänen von Georg Werner und Franz Hart anstelle eines im Zweiten Weltkrieg zerstörten Universitätsgebäudes errichtet. Die betonsichtige Fassade gliederte vor der Sanierung durch die Hild und K Architekten 2012–14 eine vertikal betonte Struktur mit Pfeilervorlagen im Erdgeschoss.

Auf der Grundlage der Neuformulierung einer Bauaufgabe ist das historische Bewusstsein in Verbindung mit der gebotenen Rücksicht im Umgang mit den alten Bauten die angestrebte Synthese, die Buddeberg in seinem Entwurf in Schrobenhausen umzusetzen suchte. Die Einbindung horizontaler und vertikaler Rhythmen im Einklang mit Maßstab und Dimensionen sowie formaler Elemente und Charaktere der vorhandenen Stadtlandschaft waren dabei ein Ziel. In den Mitteln, Konstruktionen und Materialien folgt der Bau des Neuen Rathauses den Anforderungen und Möglichkeiten zeitgenössischer Architektur. Der skelettierte Stahlbau besitzt eine moderne Gestaltung, die sich weder dem alten Bestand angleicht, noch diesen völlig negiert. Struktur- und Bauelemente historischer Architektur werden übernommen. Der Steilgiebel und die strebepfeilerartigen Vorlagen sowie die großflächige Aufgläserung sind von gotischen bzw. neugotischen Formen und Vorbildern inspiriert. Der Rathausbau ist unter diesem Aspekt auch in Fachveröffentlichungen gewürdigt worden. Buddeberg kombinierte moderne Baumaterialien mit Stilelementen der gotischen Architektur, brachte diese in einen neuen Zusammenklang und übersetzte sie in eine moderne Architektursprache. Es entstand ein moderner Baukörper in der Altstadt, der den historischen Kontext in neuer architektonischer Weise verarbeitet und reflektiert und dadurch zu einem wichtigen neuen Bestandteil des Ensembles wurde.

Almut Schöffner-Knoblach

#### Literatur

Buddeberg, Peter: *Peter Buddeberg. Architekt*, Ausstellungskatalog Architekturalerie München, Gräfelfing 1998

## Industriebau des Brutalismus

Die ehemalige Fabrikationsanlage der Bundesmonopolverwaltung für Branntwein in München, Berg am Laim

Auf dem Betriebsgrundstück der Bundesmonopolverwaltung für Branntwein im Gewerbegebiet der Neumarkter Straße erhebt sich zwischen Bahngleisen und einem begrünten Innenhof der turmartige Hochbau der ehemaligen Reinigungs- und Rektifikationsanlage. Das Gebäude besitzt als eines der wenigen Industriebauten Bayerns eine Formensprache, die dem Brutalismus zuzuordnen ist. Geschichtliche, künstlerische und städtebauliche Gründe führten kürzlich zum Eintrag des Gebäudes in die Denkmalliste.

Durch die umliegenden Verkehrsadern befindet sich das Gebäude an der Neumarkter Straße 1 in einer isolierten Lage und gestalterisch anspruchslosen Umgebung: Nach Norden grenzt das Grundstück an die Bahnstrecke nach Rosenheim. Westlich des Grundstücks verläuft der Leuchtenbergring, der hier zur Unterführung der Bahngleise abgesenkt ist. Südlich liegt die Neumarkter Straße, die in diesem Bereich zur Sackgasse wird.

Das Grundstück weist eine hohe Nutzungskontinuität in der Verarbeitung von Rohalkohol auf. Ab 1900 gehörte es der Cognacfabrik Macholl, die hier aus französischen Weinen Qualitätsbranntwein produzierte und internationale Bekanntheit erlangte. Die Lage des Grundstücks wurde von den Brüdern Macholl nicht nur wegen seines Bahnanschlusses zur Anlieferung von großen Tanks als besonders verkehrsgünstig, sondern im Hinblick auf passierende Bahnreisende auch als ausgesprochen werbewirksam geschätzt. Die Bauten des Firmengeländes mit riesiger Namensaufschrift orientierten sich denn auch vorrangig nach Norden zur Bahnstrecke. Im Jahr 1913 erwarb die Süddeutsche Spirituszentrale den westlichen Teil des Firmengeländes. 1924 ging die Vereinigung in der Reichsmonopolverwaltung für Branntwein auf. Seit 1951 gehört das Grundstück der Bundesmonopolverwaltung für Branntwein (BfB). Die Aufgaben der Bundesbehörde, deren Zentrale sich in Offenbach am Main befindet, bestanden bis zur Abschaffung des Monopols am 31. Dezember 2017 in der Übernahme von Agraralkohol aus klei-

nen und mittelständischen Brennereien sowie dessen Reinigung, Aufbereitung und Verwertung. Dazu unterhielt die BfB Betriebe in München, Nürnberg und nach der deutschen Wiedervereinigung auch in Wittenberg. Für den Münchner Standort wurden auf dem gleisnahen Teil des Grundstücks im Laufe der Jahre einige

neue Gebäude ergänzt. 1961 wurde etwa ein Kühlturm gebaut, 1963 durch den Architekten Kurt Ackermann (1928–2014) ein Heizhaus errichtet. Das veraltete technologische Kernstück der Anlage zur Reinigung des angelieferten Rohalkohols, seiner Aufbereitung zu Neutralalkohol und Abfüllung wurde abgebrochen und



München, ehem. Fabrikationsanlage für Branntwein, Ansicht der Werkstätten und des Fabrikationsturms (Foto: BLfD, Michael Forstner)

1973–76 die kleinere Fabrikationsanlage durch die Architekten Helga (1924–2016) und Adolf Schnierle (1924–1994) in Zusammenarbeit mit dem Finanzbauamt errichtet. Im Zuge der schrittweisen Abschaffung des Branntweinmonopols wurde der Betrieb in München zum 31. März 2014 geschlossen. Die anschließende private Übernahme durch die kleinen und mittelständischen Brennereien selbst erwies sich auf dem internationalen Markt als nicht konkurrenzfähig und der Betrieb wurde wenig später endgültig eingestellt.

Die ehemalige Fabrikationsanlage setzt sich aus drei Baukörpern zusammen, einem etwa 25 m hohen Fabrikationsturm, einem zweigeschossigen Werkstattflügel sowie einem von einer Sichtbetonmauer

eingefasstem Tanklager. In brutalistischer Haltung wurden die einzelnen Funktionen der Anlage baulich voneinander separiert, um ihr Verhältnis zueinander sichtbar und begreifbar zu machen. Die gesamte ehemalige Fabrikationsanlage hebt sich in ihrer Anlage, Höhe und Formensprache klar von den übrigen Gebäuden des Grundstücks ab. Sie besitzt ein auf Fernwirkung zielendes signalhaftes Erscheinungsbild, das sich aus dem kontrastierenden Wechsel großer, offener Glasfassaden und geschlossener Sichtbetonflächen ergibt. Die spätere farbliche Absetzung der Materialien – blau für Fensterrahmen und Türen, weiß für den Beton – verstärkt die Zeichenhaftigkeit des Baus. Seine volle Wirkung entfaltet



München, ehem. Fabrikationsanlage für Branntwein, Oberflächenausbildung (Foto: BLfD, Michael Forstner)



München, ehem. Fabrikationsanlage für Branntwein, Ansicht der Werkstätten und des Fabrikationsturms (Foto: BLfD, Michael Forstner)

er – ganz ähnlich wie um 1900 – zur angrenzenden, nordwestlich verlaufenden Bahnstrecke Richtung Rosenheim. Als weithin erkennbares „Aushängeschild“ trotz er nicht nur den städtebaulich kritischen Verhältnissen, sondern verwandelt sie zu seinem Vorteil.

Im Fabrikationsturm ermöglichen die beiden offen gestalteten Längsseiten des Turms nach Norden und Süden einen maximalen Einblick in das Gebäude und auf die Reinigungs- und Rektifikationsanlage. Über einem Sichtbetonsockel erhebt sich hier eine über fünf Geschosse reichende, leicht vorgerückte Vorhangsfassade aus Glas. Sie wird von einer außenliegenden, vertikalen Stahlkonstruktion aus schlanken Doppel-T-Profilen getragen. Nach Osten wird sie von einer geringfügig zurückgesetzten Sichtbetonfassade aus Ort beton begrenzt, hinter der sich der Erschließungskern des Gebäudes befindet. Die für den Brutalismus typischen Betonoberflächen zeigen insgesamt ein schmales, vertikales Schalungsmuster in handwerklich sorgsamer Ausführung. Ein differenziertes Fugenbild strukturiert und rhythmisiert die Betonoberflächen in verschieden große Felder. Liegende, rahmenlose Fenster mit gerundeten Ecken etwa über den Eingängen in die ehemalige Fabrikationsanlage gliedern die Felder zusätzlich. Eine plastische Wirkung des Baukörpers erzielen geschwungene Anschlüsse der Betonoberflächen und gerundete Gebäudeecken. Als überzeugende Großform erscheint die ehemalige Fabrikationsanlage, weil in der Nahansicht Beton- und Glasflächen durch äh-

lich dimensionierte Schalungsstruktur und Profilausbildung gestalterisch zusammen wirken und von weitem der Bau durch ein zum Flachdach an drei Seiten vorspringendes kräftiges Gesims aus blau gestrichenem Metall mit gerundeten Ecken zusammengefasst wird.

Der Nebenflügel mit den früheren Werkstätten nimmt die gestalterischen Vorgaben des Fabrikationsturms weitgehend auf. Hier sind es vorgehängte Betonfertigteile, die an den drei Gebäudeseiten von schmalen Fensterbändern durchzogen werden. Die im Unterschied zur Vertikalbetonung des Turms entstehende horizontale Fassadengliederung wird durch die Gebäudeecken umgreifenden Fenster verstärkt. Mit einem weiteren Fensterband doppelter Höhe und vier liegenden Fensteröffnungen mit runden Ecken besitzt insbesondere die Fassade zum Innenhof eine qualitätvolle Durchgestaltung.

Das Gebäude wurde als Stahlbetonskelettbau mit einem Stahlbetonkern aus Ortbeton für die Treppen und den Aufzug errichtet. Der Grundrissgestaltung liegt ein modulares Raster von 1,25 x 1,25 m zugrunde, das für den Turm und die Werkstatt gleichermaßen angewendet wurde. Im Fabrikationsturm befindet sich die früher kontinuierlich arbeitende Reinigungs- und Rektifikationsanlage mit schlanken Stahlbehältern, die vom Erdgeschoss bis unter das Dach reichen. Die Zwischendecken des Baus bestehen aus Stahlträgern, auf die lediglich Metallroste aufgelegt sind. Diese Roste sind leicht zu entnehmen und ermöglichen auf diese Art und Weise ein geschossübergreifendes Arbeiten an den Apparaten.

Die technische Ausrüstung der ehemaligen Fabrikationsanlage steht derzeit zum Verkauf. Die Ausrüstung des Nürnberger Standorts der BfB ging bereits nach Indonesien, Apparaturen wurden abgebaut, verschifft, aufgebaut und wieder in Betrieb genommen. Auch für die Münchner Anlage ist nun eine Weiternutzung an anderer Stelle vorgesehen. Für das gesamte Gelände und das Gebäude der Fabrikationsanlage steht hingegen eine neue Nutzung an, möglicherweise als Berufsschule für Medien und Gestaltung.

Von den über hundert Bauten der Münchner Architekten Schnierle sind bislang die Schulanlage Neufriedenheim in München-Laim und der Kindergarten am Harthof in die Denkmalliste aufgenommen. Die ehemalige Fabrikationsanlage hat



München, ehem. Fabrikationsanlage für Branntwein, geschossübergreifende Reinigungs- und Rektifikationsapparaturen (Foto: BLfD, Michael Forstner)

im Werk der Architekten im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit dem Material Beton eine besondere Bedeutung. Für einen bayernweiten Vergleich steht zwar eine systematische Auswertung von Bauten der 1970er Jahre noch aus. Doch auf Grundlage eines ersten Überblicks bildet das Gebäude in seiner vollständigen Überlieferung ein anschauliches Beispiel für die gestalterischen Ansprüche der Zeit. Mit einer räumlichen Trennung von Gebäudefunktionen, ihrer formalen

Ablesbarkeit an den Fassaden, der Offenlegung der Materialien und signalhaften Wirkung der Großform besitzt das Gebäude eine brutalistische Formsprache. Die plastische Ausbildung des Baus bleibt allerdings im Vergleich zu anderen brutalistischen Gebäuden, in München etwa den Wohnhäusern Orpheus und Eurydike, sehr moderat. Die Ausstellung SOS Brutalismus am Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main sowie Katalog und Datenbank zeigen jedoch, dass die ehemalige Fabrikationsanlage an der Neumarkter Straße auch im internationalen Vergleich als ein seltenes Beispiel brutalistisch geprägter Industriebauten gelten kann.

Wiepke van Aaken

#### Literatur

Elser, Oliver/Kurz, Philip/Cachola Schmal, Peter (Hrsg.): *SOS Brutalismus*, Ausstellungskatalog Deutsches Architekturmuseum in Frankfurt a. M., Zürich 2017

Knauer-Nothhaft, Christl/Kasberger, Erich: *Berg am Laim. Von den Siedlungsanfängen zum modernen Stadtteil Münchens*, München 2007, S. 257–260

Schnierle Architekturbüro: *Schnierle + Schnierle. Bauten, Projekte, Wettbewerbe/Plangutachten, internes Werkverzeichnis zum 60. Geburtstag Adolf Schnierles*, München 1984

#### Quelle

Schnierle, Helga/Schnierle, Adolf: Schaffung einer geschlossenen Fabrikationsanlage, Ansichten, Grundrisse, Schnitte M 1:100, 27. Juni 1971, Bauakt Neumarkter Straße 1, Landeshauptstadt München, Lokalbaukommission



München, ehem. Fabrikationsanlage für Branntwein, Eingang des Erschließungsturms (Foto: BLfD, Michael Forstner)

## Betonbewehrung im frühen 20. Jahrhundert

Ein ungeregeltes Industrieprodukt

### Einführung

In der täglichen Auseinandersetzung mit historischen Betonbauwerken, die bis etwa 1920 im deutschen Raum errichtet wurden, stellt sich ganz abgesehen vom allgemeinen Erhaltungszustand des Bauwerks die Frage nach den tatsächlichen Eigenschaften von Beton und Bewehrung. Wird eine Beurteilung nach heute gültigen Normen erforderlich, ist es ganz grundsätzlich notwendig, die Tragfähigkeit der Bauteile zu kennen. Ganz allgemeine Bedenken hinsichtlich des Zusammenwirkens von zwei so unterschiedlichen Werkstoffen wie Beton und Eisen sind häufig vorhanden. Aber auch jeder Werkstoff für sich löst Misstrauen aus. Ist dieses Misstrauen gegenüber dem Ortbeton schon sehr groß, wird es mit Blick auf die eingelegte Bewehrung häufig noch größer. Dies liegt beim Beton an der Zu-

sammensetzung und Einbringtechnik. Es liegt weiterhin am Alter der Bauwerke und dem Veränderungsprozess, dem der Beton unterliegt. Bei der Bewehrung bestehen Bedenken hinsichtlich der Verlegung bzw. Führung der Bewehrungsstäbe. Doch auch die Eigenschaften des verwendeten Eisens selbst sind meist nicht klar. Die Bewehrungswerkstoffe betreffend, existierten zunächst auch keine Normen. Während die erforderlichen Eigenschaften von Zement bereits seit 1878 in Deutschland festgeschrieben wurden, unterlagen die verwendeten Bewehrungen für Konstruktionen im Hochbau bis 1925 keinerlei allgemein verbindlicher Vorschrift.

Diese Umstände führen in der täglichen Praxis häufig dazu, dass ausführliche Befunduntersuchungen an den betreffenden Bauwerken durchgeführt und zahlreiche Proben entnommen werden, um die Bauteil- und Werkstoffeigen-

schaften feststellen zu können. Für den Denkmalpfleger ist das Ergebnis solcher Untersuchungen immer wieder sehr schmerzlich, werden die Gebäude doch in einer Weise seziert, dass schon deshalb von gravierenden Verlusten am Denkmalbestand gesprochen werden muss. Darüber wurde an dieser Stelle bereits berichtet (Rehm 2012).

Im Rahmen einer ausgedehnten Forschungsarbeit mit dem Titel „Die Anwendung von Eisenbeton im Hochbau – Dokumentation und Analyse realisierter Skelettbauten in München bis 1918“ an der TU München, Fakultät Architektur, wurde es möglich, zahlreiche erhaltene Bauwerke aus Eisenbeton zu untersuchen. In Zusammenarbeit mit Prof. i.R. Dr.-Ing. Jürgen Villain (Hochschule Augsburg) konnten die bei Bauarbeiten an vier für den frühen Eisenbetonbau wichtigen Bauwerken entnommene Bewehrungsstäbe gesichert und einer ausführlichen Untersuchung unterzogen werden. Die Eigenschaften der Eisenwerkstoffe werden einerseits in Bezug zu den bauzeitlich üblichen Bestimmungen und Normen, als auch zu den heute gültigen Vorschriften gesetzt. Die Ergebnisse sind ein erster Schritt hin zu einer objektiven Einschätzung von verwendeten Bewehrungsstäben in Eisenbetonbauwerken, der vielleicht zu einer reduzierten Probennahme bei künftigen Vorhaben führt.

### Die Entnahmestellen

Alle vier Gebäude, die Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind, stehen in München und wurden zwischen 1905 und 1914 errichtet. Das älteste Beispiel ist das ehemalige Kgl. Bayerische Arbeitermuseum im Lehel (Rehm 2012) von 1905 bis 1906. Es wurde nach Plänen des Bauamtmanns Adolf Schulze errichtet. Die zentrale Maschinenhalle und der Westflügel wurden von der Deutschen Eisenbeton-Gesellschaft, einem Zusammenschluss der Firmen Wayss & Freytag A.G. sowie Heilmann & Littmann, errichtet. Das Gebäude ist heute Teil des Landesamtes für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit und wird derzeit



München, Pfarrstraße 3, ehem. Kgl. Bayerisches Arbeitermuseum, 1905–06 erbaut (Foto: Jörg Rehm)



München, Deutsches Museum, Museumsinsel 1, Außenansicht Westflügel (Foto: Jörg Rehm)

einer intensiven statisch-konstruktiven Instandsetzung unterzogen. Im westlich gelegenen Flügel wurden betonierete Kassettendecken zur Ausführung gebracht. Es mussten aufgrund künftig erhöhter Verkehrslasten in regelmäßigen Abständen Rippen erneuert werden. Die zur Errichtungszeit mit einem Gipsputz versehenen Untersichten werden künftig nur mit einer Spachtelung und einem Farb-anstrich versehen sein. Dadurch können die Querschnitte der neuen Rippen analog zum älteren Bestand hergestellt werden. Ein Teil der beim Teilabbruch der betreffenden Rippen entnommenen Bewehrungsstäbe wurden den Verfassern zur Prüfung übergeben. Diese Stäbe wurden gemäß der Fertigstellungsanzeige für den Rohbau 1905 vor Ort verarbeitet.

Der Sammlungsbau des Deutschen Museums war zu seiner Errichtungszeit zwischen 1909 und 1916 die größte Betonbaustelle Deutschlands und in der Vergangenheit vielfach Gegenstand bautechnikgeschichtlicher Forschungen. Er wurde nach Plänen des Architekten Gabriel von Seidl errichtet. Seine Skelettstruktur weist mit über 10 m die größten Spannweiten auf, die im Raum München bis 1918 realisiert wurden. Bereits vor einigen Jahren wurden die Räumlichkeiten der ehemaligen Chemiesammlung im Westflügel bis auf den Rohbau geräumt. Diesen Bauabschnitt haben die Bauunternehmungen Gebr. Rank und Dyckerhoff & Widmann ausgeführt. Durch den Rückbau wurde es möglich, in diesen Räumen genauere Untersuchungen am Eisenbeton durchzuführen. Interessant ist insbesondere der Aufbau der Außenwände. Am Deutschen Museum wurde ein sogenannter Vorsatzbeton zur Ausführung gebracht und steinmetzmäßig nachbearbeitet. Auf der Innenseite der tragenden Ortbetonwände wurde eine Vorsatzschale aus Bimsbeton aufgeführt, die wärmedämmtechnisch von Vorteil war. Sie diente auch als Unterkonstruktion für Ausbaugewerke. Während der außenliegende Vorsatzbeton in einem Zug mit der Tragwand hergestellt wurde, führte man den innenseitigen Bimsbeton nachträglich aus. Er wurde eigenständig bewehrt und mit kurzen Bindeeisen mit der Tragwand verbunden. Der Bimsbeton wurde über die Jahre bereichsweise schadhaft. So wurde es möglich ein paar der Bindeeisen zu sichern und einer Untersuchung zuzuführen. Das Richtfest für das Deutsche



München, Technische Universität, Hofansicht der Flügelbauten mit zentralem Treppenhaus der Thierschflügel (Foto: Jörg Rehm)



München, Lindwurmstraße 88, Lindwurmhof (Foto: Jörg Rehm)

Museum wurde im Oktober 1911 gefeiert. Es ist wahrscheinlich, dass die Bindeeisen erst danach verarbeitet wurden, also zwischen 1912 und 1914, als der Rohbau insgesamt fertiggestellt war.

Der Theodor-Fischer-Saal ist Teil der entlang der Luisen- und Gabelsberger Straße verlaufenden, sogenannte Thierschbauten des Stammgeländes der Technischen Universität München (TUM). Friedrich von Thiersch war Hochschulprofessor und plante mit Blick auf das fünfzigjährige Bestehen der Hochschule im Jahr 1918 die genannten Flügelbauten, die noch heute mit dem markanten Glockenturm an der Gabelsberger Straße das Stammgelände prägen. Friedrich von Thiersch stand wie sein Bruder August von Thiersch der Anwendung von Eisenbeton offen gegenüber und wählte bei der Gestaltung des Treppenhauses in der Eckverbindung der beiden Flügel sogar eine modern anmutende Fassadengestaltung. Die Flügelbauten werden derzeit instand gesetzt. Einige Bauteile müssen ersetzt werden. Es bot sich die Gelegenheit ein paar Bewehrungsstäbe zu sichern. Der Bau wurde 1910 begonnen. Im Treppenraum neben dem Theodor-Fischer-Saal ist eine Skulptur untergebracht, die mit einer Inschrift

von 1913 versehen ist. Die untersuchte Bewehrung stammt deshalb wohl aus der Zeit zwischen 1910 und 1913.

Das letzte der vier Gebäude ist der sog. Lindwurmhof, der 1910–11 nach Plänen der Bauunternehmung Gebr. Rank errichtet wurde. Er liegt am Südbahnhof in der Nähe des Großmarktes. Die Gebrüder Rank übernahmen neben der gesamten Planung auch die Ausführung. Das weitläufige Kontorgebäude ist seit vielen Jahren im Besitz der Schuchardt-Stiftung und wird intensiv genutzt. Die Hausverwaltung ermöglichte es uns, Befunde aufzunehmen. Sie setzte uns auch über die Herstellung eines Deckendurchbruchs in Kenntnis, bei dem wiederum Bewehrungseisen freigelegt und entnommen werden konnten.

### Art der Analysen

Bei den entnommenen Bewehrungsstäben handelt es sich um ungerippte Rundeisen mit Durchmesser von 8 bis 11,7 mm in unterschiedlicher Länge. An den entnommenen Bewehrungen aller Bauwerke wurden zur Gefügebeurteilung metallografische Schlitze hergestellt und die chemische Zusammensetzung mittels

Funkenanalyse bestimmt. An den Schlitzen wurden Kleinlasthärteprüfungen (Last: 5 N) vorgenommen.

Die Zugversuche an den Proben aus dem ehemaligen Arbeitermuseum, dem Lindwurmhof und dem Thierschbau der TUM wurden in Anlehnung an DIN 488/T2 und ISO 6892 durchgeführt. Es wurden keine normgerechten Probekörper daraus gewonnen und die inhomogene Oberfläche wurde keiner mechanischen Nachbearbeitung unterzogen. Die Streckgrenzen und die Zugfestigkeiten wurden aus den Spannungs-Dehnungs-Diagrammen bestimmt. Die Bruchdehnung wurde an den Proben nach dem Bruch ermittelt. Da aus den relativ kurzen Rundeisenproben aus dem Deutschen Museum keine Zugproben hergestellt werden konnten, musste deren Zugfestigkeit aus Härtemessungen mit einer entsprechenden Unsicherheit abgeschätzt werden.

### Ergebnisse der Analysen

Die chemische Analyse ergab, dass alle entnommenen Werkstoffe einen Kohlenstoffgehalt von weniger als 0,08 % (Deutsches Museum: 0,07 %; Lindwurmhof: 0,04 %; TUM: 0,02 %; Arbeitermuseum:

0,05 %) und einen sehr geringen Siliziumgehalt (0,0002 – 0,0005 %) besitzen. Es ist deshalb richtig von Eisen zu sprechen und nicht von Stahl. Bei einem Kohlenstoffanteil von weniger als etwa 0,1 % ist der Werkstoff im Gegensatz zu Stahl nicht härtbar.

Die ältesten untersuchten Eisenwerkstoffe aus dem ehemaligen Arbeitermuseum haben höhere Anteile an Schwefel, Phosphor und Stickstoff. Es ist zu vermuten, dass diese Anteile aufgrund der zunehmend verbesserten Hochofentechnik immer weiter abnahmen. Es ist weiterhin relativ wahrscheinlich, dass es sich bei allen Proben um sogenanntes Flusseisen handelt. Die Anteile an Stickstoff, Mangan und insbesondere Silizium sprechen für einen im Windfrischverfahren (Thomasverfahren) hergestellten Werkstoff. Dies ist auch statistisch sehr wahrscheinlich, da der Anteil an Schmiedeeisen im Hochbau bis 1913 auf 1,3 % der Gesamtproduk-

tion zurückging (Helmerich 2005, S. 16). Schmiedeeisen, das wesentlich inhomogener als Flusseisen ist, wurde vornehmlich im sogenannten Puddelverfahren hergestellt.

Bedingt durch den Herstellungsprozess zeigt sich am Beispiel der Probe aus dem Deutschen Museum besonders in der Probenmitte eine Zeiligkeit von Perlit (Gemenge aus Ferrit und Zementit). Die Probe aus der TUM enthält Schlacken, die in Walzrichtung gestreckt sind. Bei den TUM-Proben liegt der Kohlenstoff in Form von Zementit nur an den Korngrenzen (sog. Korngrenzen-Zementit) vor. Mit steigendem Kohlenstoffgehalt wird der Perlitanteil größer. Wenn die vier vorliegenden Proben hinsichtlich der Korngröße, der Homogenität des Gefüges, der Schlacken- und Mangan-Sulfid-Anteile (Größe, Verteilung) gewichtet werden, ergibt sich folgende relative Reihenfolge von „gut“ nach „schlecht“:

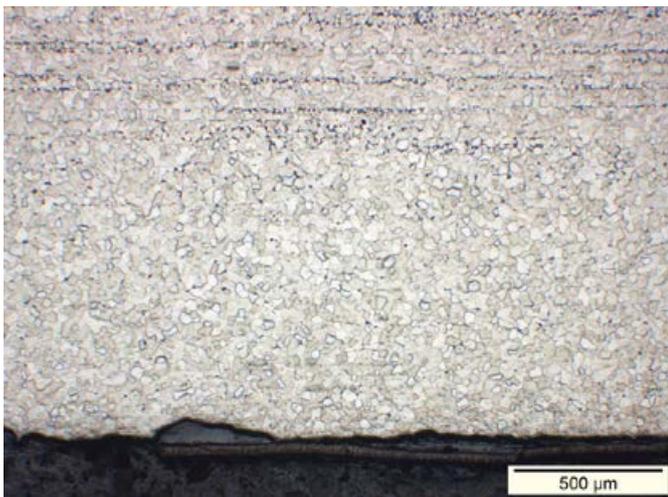
Lindwurmhof – Kgl. Bayerisches Arbeitermuseum – Deutsches Museum – TUM. Dabei ist „gut“ gleichzusetzen mit homogenem Gefüge und geringen Anteilen an Schlacken und Verunreinigungen. „Schlecht“ bedeutet inhomogenes Gefüge und hohe Anteile an Schlacken und Verunreinigungen.

Bei der Prüfung der Proben stellten sich die für Eisenwerkstoffe typischen Spannungs-Dehnungs-Diagramme mit ausgeprägter Streckgrenze ein. Die ermittelten Zugfestigkeiten aus acht Proben von den drei Gebäuden betragen 340 bis 428 N/mm<sup>2</sup>. Die aus den Härtewerten abgeschätzte Zugfestigkeit der Probe aus dem Deutschen Museum liegt bei ca. 400 N/mm<sup>2</sup>. Die Streckgrenzen der Proben liegen bei 250 bis 340 N/mm<sup>2</sup>, die Bruchdehnungen betragen 22 bis 28 %. Für die Proben aus dem Deutschen Museum liegt probenbedingt keine Angabe zur Streckgrenze und Bruchdehnung vor. Die Härte der Proben beträgt zwischen 111 und 132 HV 0,5 [kg/mm<sup>2</sup>].

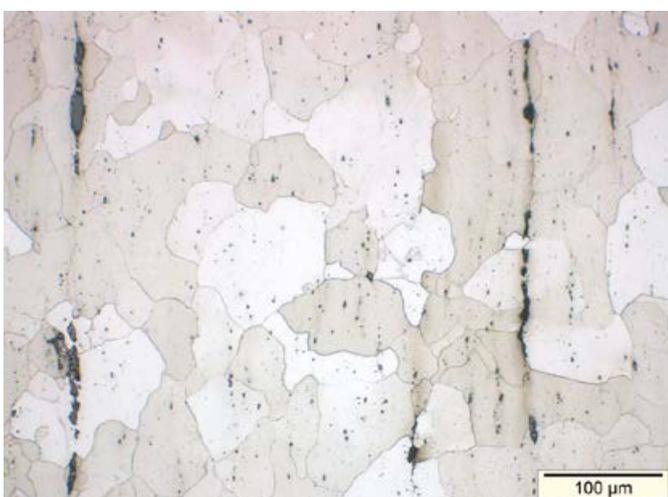
Vergleicht man das Verhältnis von Zugfestigkeit zu Streckgrenze des vorliegenden Flusseisens mit heutigen Betonstählen, so stellt man fest, dass diese bei den vorliegenden Flusseisen mit 1,2 bis 1,3 wesentlich höher lagen als heute mit 1,05 bis 1,08 bei einem Betonstahl BSt 500. Betonstahl hat aber eine andere chemische Zusammensetzung, insbesondere der Kohlenstoffgehalt liegt deutlich höher, als bei den untersuchten Proben der Jahre 1905 bis 1914. Die hohe Duktilität war für die Verarbeitung auf der Baustelle von Vorteil, da sich die Eisenstäbe unter Berücksichtigung der erforderlichen Biegeradien besser formen, also biegen ließen. Bei frühen Bauwerken waren die Bewehrungsdurchmesser aber größer als dies später der Fall war. Diese Stäbe mit Durchmessern von 20 mm oder mehr mussten trotz der hohen Duktilität warm gebogen werden.

### Diskussion und Bedeutung der Analyseergebnisse

Die Analyse von Bewehrungsstäben übernahmen ab 1900 zunehmend die Materialprüfanstalten. Ab 1913 wurde auch darüber diskutiert, ob die Streckgrenze ein Qualitätskriterium für Eisenwerkstoffe sein könnte. In der zeitgenössischen Literatur sind ab 1890 immer wieder Werte



Zeiligkeit des Perlits an einer Probe aus dem Deutschen Museum (Foto: Jürgen Villain)



Schlackebestandteile in Walzrichtung gestreckt an einer Probe aus der TU München (Foto: Jürgen Villain)

für die Zugfestigkeit, die Streckgrenze und die Bruchdehnung von Fluss- und Schweißseisen zu finden. Greift man die Literatur für den Untersuchungszeitraum heraus, so bewegen sich die Werte für die Zugfestigkeit zwischen 370 und 440 N/mm<sup>2</sup>, für die Streckgrenze zwischen 240 und 355 N/mm<sup>2</sup> und für die Bruchdehnung zwischen 20 und 27 %. Vergleicht man diese Werte aus der Literatur mit den aktuellen Versuchsergebnissen, so ist festzustellen, dass sie sich sehr gut decken.

### Sicherheitsaspekte bei der Bemessung

Seit es Bestimmungen und Normen gibt, wird bei der Bemessung von Konstruktionen eine Sicherheit angesetzt. Die rechnerische Grenzsicherheit nutzt die statischen Eigenschaften der verarbeiteten oder geplanten Baustoffe optimal aus. Mängel bei der Ausführung, ungünstige Lastzustände, die Alterung und Ermüdung des Materials etc. machen es aber erforderlich, einen Sicherheitsabstand zur rechnerischen Grenzsicherheit vorzusehen. Der rechnerische Sicherheitsabstand, der in den Bestimmungen zur Ausführung von Hochbauten aus Eisenbeton ab 1904 vorgesehen wurde, ist bemerkenswert. Der Bemessungsspannung für die Bewehrung von 120 N/mm<sup>2</sup> steht eine Streckgrenze von 250 bis 340 N/mm<sup>2</sup> gegenüber, die bei den oben genannten Bewehrungsproben festgestellt wurden. Dies ergibt einen Sicherheitsfaktor bzw. Sicherheitsbeiwert von wenigstens 2,0. Für heutige Berechnungsmethoden werden für Bewehrungsstahl kombinierte Sicherheitsbeiwerte von 1,55 bis 1,73 angesetzt.

Mit den in der vorliegenden Untersuchung gewonnenen Ergebnissen kann angenommen werden, dass die verarbeiteten Bewehrungswerkstoffe tatsächlich den zur Zeit der Verarbeitung zugrundeliegenden Erkenntnissen gemäße Eigenschaften aufweisen. Es wäre begrüßenswert, die Ergebnisse durch weitere Sicherung von Proben untermauern zu können, ohne dass dies zu exzessiven Befunduntersuchungen führen sollte. Die Ergebnisse sind geeignet, als Basis für eine sichere Einschätzung der Werkstoffeigenschaften herangezogen zu werden. Für die Praxis gilt, dass eine genaue Archivforschung

große Vorteile für die Beurteilung des Bauwerks bringen. Voraussetzung für die Beurteilung ist nämlich eine genaue Datierung der Bauausführung. Bewehrungspläne helfen darüber hinaus, eine statische Überprüfung vornehmen zu können. Der Wahrheitsgehalt dieser Pläne lässt sich auch mit zerstörungsfreien oder zerstörungsarmen Methoden vor Ort nachprüfen. Sollten dennoch Zweifel an der Standsicherheit bestehen, lohnt es sich außerdem, nach heute gängigen probabilistischen Sicherheitsaspekten die Baukonstruktion mit den Möglichkeiten moderner Berechnungsverfahren zu prüfen, wobei die Versagenswahrscheinlichkeit mit in Betracht gezogen wird.

Jörg Rehm und Jürgen Villain

### Literatur

Bargmann, Horst: *Historische Bautabellen, Normen und Konstruktionshinweise 1870–1960*, 5. Auflage, Neuwied 2013

Förster, Max: *Die Grundzüge des Eisenbetonbaus*, 3. Auflage, Dresden 1926

Helmerich, Rosemarie: *Alte Stähle und Stahlkonstruktionen* (Forschungsbericht 271), Berlin 2005

Jürges, Thomas: *Die Entwicklung der Biege-, Schub- und Verformungsbemessung im Stahlbetonbau und ihre Anwendung in der Tragwerkslehre*, Dissertation RWTH Aachen, 2000

Mörsch, Emil: *Der Eisenbetonbau, seine Theorie und Anwendung*, Stuttgart 1906 und 1912, 2. bzw. 4. Auflage

Petry, Wilhelm: *Zugbeanspruchung des Eisens in Eisenbeton bei auf Biegung beanspruchten Bauteilen*, Dissertation TH Darmstadt, Bonn 1913

Rehm, Jörg: *Vorboten der Moderne*, in: *Denkmalpflege Informationen* 152 (2012), S. 38 – 41

*Stahl und Eisen: Streckgrenzen für Betonrundeisen*, 33. Jahrgang, Nr. 22, 1913, S. 113

## Beschlagnahmt, verkauft, versteigert

### Jüdisches Kulturgut in den nichtstaatlichen Museen in Franken

Das zweite Projekt der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern zur Provenienzforschung hat im Februar 2017 begonnen und wird innerhalb von zwei Jahren weitere nichtstaatliche Museumsbestände auf ihre Provenienzen untersuchen. Dabei wurde eine deduktive Methode gewählt, um sich der Biografie

einzelner Sammlungsstücke vom Archiv aus zu nähern. So wird vom externen Archivgut auf das Museum als heutigen Besitzer geschlossen.

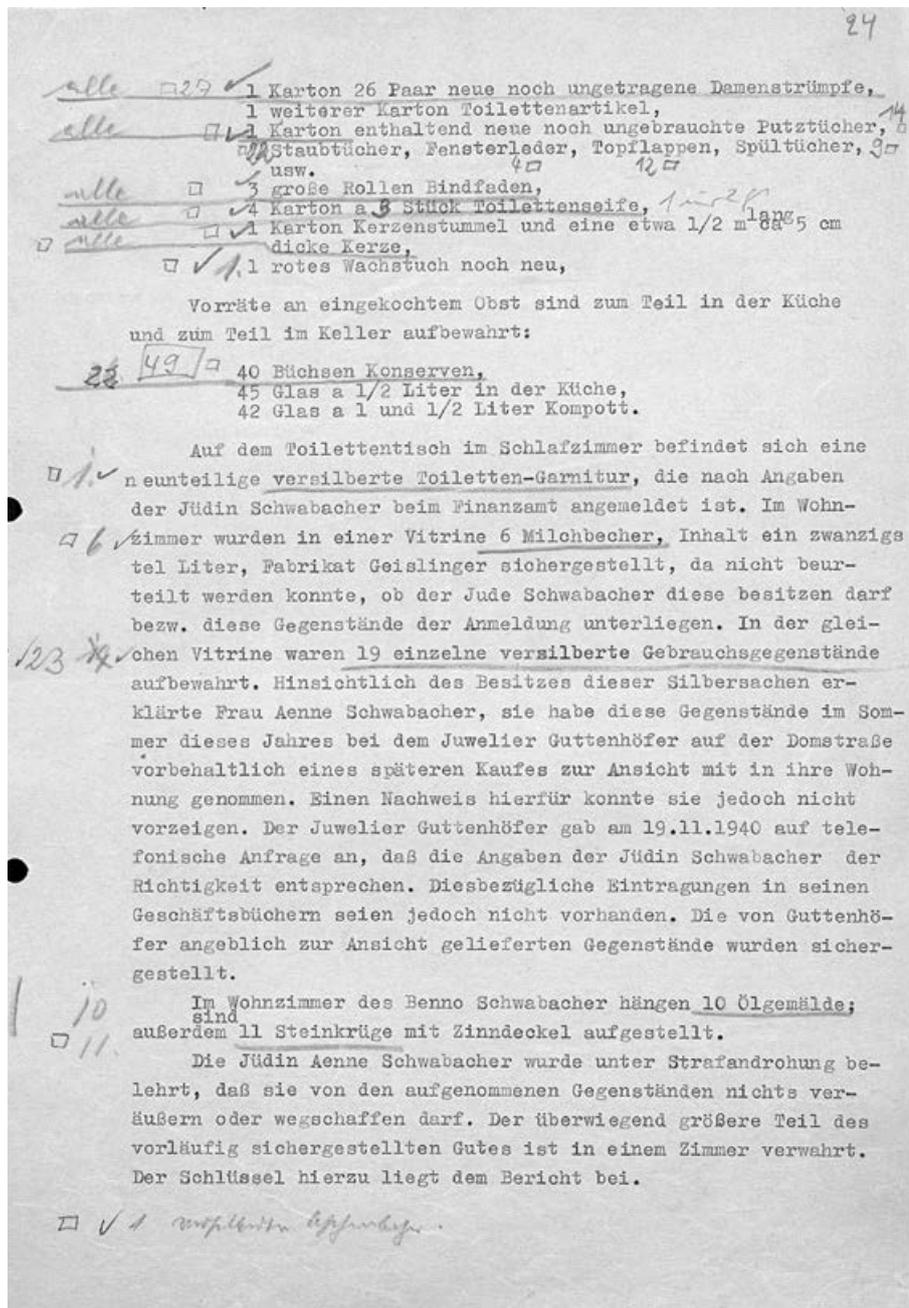
Anders als bei Projekten zur Provenienzforschung zumeist üblich wird kein zuvor definierter Museums- oder Bibliotheksbestand untersucht. Ein Schwer-

punkt liegt hierbei auf der Region Franken, um die kommunalen und regionalen Charakteristiken des Entzugs darstellen zu können. In Franken befanden sich vor der NS-Zeit die bedeutendsten jüdischen Gemeinden Bayerns, in denen etwa zwei Drittel der bayerischen Juden lebten. Nicht die Meisterwerke der bildenden Kunst stehen im Vordergrund, sondern Kunsthandwerk, persönliche Wertgegenstände oder einfacher Hausrat. Diese Gegenstände waren wegen ihres regionalen Charakters interessant für kleinere und lokal ausgerichtete Museen.

Als Quellengrundlage werden vor allem die Würzburger Gestapo-Personenakten tiefenerschlossen – mit etwa 26 000 Einzelfallakten der zweitgrößte erhaltene Bestand Deutschlands. Knapp ein Viertel des Bestandes enthält wichtige Informationen zur Enteignung fränkischer zumeist rassistisch Verfolgter und zur Verwertung ihres Besitzes. Gemeinsam mit dem Staatsarchiv Würzburg konnten etwa 5 000 Akten, die unter den genannten Gesichtspunkten herangezogen werden können, eruiert werden.

In den Personenakten ist der schrittweise Entzug von Kulturgütern dokumentiert: von den Protokollen bei Wohnungsdurchsuchungen bis hin zu Beschlagnahmelisten und Versteigerungsprotokollen mit Namen der Käufer und Zuschlagpreisen. Museen konnten sowohl bei Beschlagnahmungen wie auch bei den öffentlichen Auktionen in Erscheinung treten und sich an jüdischem Eigentum bereichern. Dem systematischen Raub fiel nicht nur die jüdische Oberschicht zum Opfer, sondern grundsätzlich jeder, der über Wertgegenstände verfügte. Die Wiedergutmachungsakten der Staatsarchive und personenbezogene Daten aus städtischen Archiven werden als Komplementärdarstellungen herangezogen.

Das Zweitprojekt nähert sich verdächtigen Objekten somit von zwei Seiten her: In einem ersten Schritt befragt es Archivunterlagen nach ihrer Provenienz, ihrem Schicksal und Verbleib. Festzustellen ist, ob Objekte beschlagnahmt und an Museen gegeben worden sind oder ob Museumsmitarbeiter auf Auktionen Stücke



Auszug aus einem Protokoll der Gestapo-Stelle Würzburg, das am 19. November 1940 nach einer Durchsuchung der Wohnung Benno Schwabachers angefertigt wurde (Staatsarchiv Würzburg, Gestapo-Stelle Würzburg 13873, Blatt 24)

mit belasteter Provenienz ersteigert haben. Händler und Sammler reagierten auf Objektwünsche von Museen und boten ihnen entsprechende Werke an. Durch Quittungen und andere Korrespondenzen werden die Geschäftsbeziehungen lokaler Anbieter zu den städtischen Museen nachvollziehbar.

In einem zweiten Schritt wird anhand der hauseigenen Ankaufsbücher, Inventare, Korrespondenzen, Rechnungen etc. überprüft, ob diese Objekte sich immer noch in den nichtstaatlichen Museen Frankens befinden. Der Entzug von Kulturgut, der durch die Personenakten der Gestapo deutlich wird, ist ausgesprochen vielschichtig. Kleine Heimatmuseen haben jüdische Kultgegenstände von den bayerischen Staatsarchiven übernommen, größere Häuser haben sich wegen personeller Strukturen Originalwerke beschaffen und alle haben auf Auktionen mitbieten können.

### **Fallbeispiele: Die Familien Schwabacher und Mühlfelder**

Anhand zweier Beispiele, des Schicksals der jüdischen Familien Schwabacher und Mühlfelder aus Würzburg, kann die Vielschichtigkeit des Kulturgutraubs nachvollzogen werden. Auf Anordnung der Gestapo wurde am 19. November 1940 die Wohnung der Getreidehändler Wilhelm und Anna Schwabacher in der Bohnesmühlgasse 9 durchsucht. Im Beschlagnahmeprotokoll wurde der gesamte Haushalt aufgeführt, von Putz- und Lebensmitteln über Wäsche bis hin zu Möbeln. Zu diesem Zeitpunkt hatte Wilhelm Schwabacher für sich und seine Frau bereits 39 000 RM Reichsfluchtsteuer und Judenvermögensabgaben gezahlt. Obwohl das Ehepaar bereits ein kubanisches Visum besaß, gelang ihm die Auswanderung nicht. Wilhelm Schwabacher starb am 12. Januar 1942 an einem Herzinfarkt. Anna Schwabacher wurde am 16. Oktober 1942 in Theresienstadt ermordet.

Der Hausrat war bereits im August 1941 beim Würzburger Auktionator Paul Baumeister versteigert worden. Zahlreiche Auktionsprotokolle und Auftragskorrespondenzen im Staatsarchiv Würzburg dokumentieren dessen Geschäfte in den 1940er Jahren und damit die Strukturen des Kulturgutentzugs in der Region. Bei Baumeister hatte das Mainfränkische

Museum Würzburg (heute: Museum für Franken) bereits 1939 mehrere Objekte gekauft. Während seines Spruchkammerverfahrens wurde Baumeister als „engster Mitarbeiter des gefürchteten Gestapo-Beamten Völkl“ bezeichnet. Völkl wiederum bot dem damaligen Direktor des Mainfränkischen Museums, Clemens Schenk, Zugang zur Wohnung der Schwabachers, in der er sich Gemälde mit regionalem Bezug für sein Haus aussuchen konnte; der Rest wurde versteigert. Der Verbleib der drei ausgewählten Werke, darunter Joseph Oppenheimers „Marienkapelle mit Marktplatz in Würzburg“, blieb bisher ungeklärt.

Bisher ebenso unauffindbar sind das sogenannte Riemenschneider-Zimmer und die restliche Wohnungseinrichtung der Familie Mühlfelder. Maria Mühlfelder lebte mit ihrer Tochter Hertha und ihrer Schwester Elsa Fels in der Haugerpfarrgasse 1 in Würzburg. In ihrem Besitz befanden sich eine umfangreiche Bibliothek, niederländische Fayencen, Holzskulpturen, französische Ölgemälde sowie edle Einrichtungsgegenstände. Die wertvollsten Objekte wurden unter anderem im Riemenschneider-Zimmer verwahrt, das seinen Namen durch seine Holzvertäfelung, Lisenen aus der Schaffenszeit Tilmann Riemenschneiders, erhielt. Im Zuge einer Zwangsäumung zog die Gestapo im Januar 1941 das gesamte Wohnungsinventar ein. Zu diesem Zeitpunkt waren die drei Damen bereits ins jüdische Altersheim Würzburg umgesiedelt worden, in dem Elsa Fels letztendlich verstarb. Maria Mühlfelder verbrachte man in eine Nervenheilanstalt und deportierte sie im Juni 1942, ihre Tochter ein Jahr später in ein Konzentrationslager. Die seitenlangen Versteigerungsprotokolle Baumeisters zeugen von der restlosen Aneignung und Veräußerung durch die Polizeidienststelle. Neben „Lederclubsessel“, „Speiseservice“ und „Schreibmaschinentisch“ werden auch Backutensilien, Wäsche, Schlafzimmermöbel und Gesellschaftsspiele für kleines Geld verkauft. Auch Gemälde wechselten die Besitzer, deren Namen hinter dem Zuschlagspreis akribisch notiert wurden. Die herausragenden Stücke – in den Protokollen oft als „Kulturgut“ bezeichnet – wurden dem Mainfränkischen Museum kostenlos überlassen. Die historische Wandvertäfelung der Mühlfelder'schen Wohnung ließ der Direktor

des Museums Anfang 1942 vom hauseigenen Restaurator abmontieren und in den Keller der Maxschule auslagern. Laut Nachkriegsaussagen überstand sie zwar den Bombenangriff vom März 1945, wurde aber im Zuge von Plünderungen zerstört oder entwendet. Anders als im Fall Schwabacher gibt es kaum detaillierte Beschreibungen der Objekte, die in Museumsbesitz übergangen. Aufzählungen wie „1 eiserner Ofen“, „1 Ölgemälde (Landschaft)“ und „1 Sabbatlampe ohne Kette (Messing)“ sind hier die einzigen Anhaltspunkte.

Erst Aussagen im Wiedergutmachungsprozess werden in der Beschreibung konkreter. Ein Freund der Familie erinnert sich 1959 unter anderem an „50 verschiedene Altenglische Zinnkannen“ und „20 Gemälde von Liebermann, Dauter, Renoir und anderen Meistern“. Im Wiedergutmachungsakt fand sich darüber hinaus eine historische Fotografie, die die Einrichtung des Riemenschneider-Zimmers vor 1933 zeigt. Die Objekte, die auf der Fotografie zu erkennen sind, konnten bisher jedoch nicht identifiziert werden. In der Mitte des Raumes befindet sich wohlmöglich der „eiserne Ofen“, von dem das Übernahmeprotokoll des Museums spricht. Das großformatige Gemälde an der rechten Wand könnte von Peter Paul Rubens stammen.

An diesen Beispielen wird ersichtlich, dass Museen sowohl öffentlich bei Versteigerungen als Käufer auftraten als auch von persönlichen Beziehungen zu NS-Funktionären profitierten. Sie konnten von einer Art Vorkaufsrecht, von Beschlagnahmungen und Schenkungen Gebrauch machen. Mit der Ausreise, Flucht oder Deportation der rechtmäßigen Eigentümer verbrachte man auch ihre gesamten Mobilien an einen anderen Ort.

### **Lokale Museen und die Provenienzforschung**

Es sind vor allem die kleineren nichtstaatlichen Häuser, die dringend personelle und fachliche Unterstützung benötigen, um den komplizierten Umgang mit entzogenen Objekten zu erlernen. Die Landesstelle sieht sich in diesem Projekt als Schnittstelle zwischen den Museen und den Archiven. Sie möchte das Bewusstsein für die Provenienzforschung



Aufnahme des sogenannten Riemenschneider-Zimmers, Staatsarchiv Würzburg, Wiedergutmachungsbehörde IV a 384 (Foto: Konrad Gundermann, Aufnahmedatum unbekannt)

zu Museumsbeständen auf beiden Seiten stärken. Die Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sollen für die Provenienz ihrer Ausstellungsstücke und den Informationsgehalt ihrer Archivmaterialien sensibilisiert werden. Eine gründliche Auswertung der Gestapo- und Wiedergutmachungsakten kann den fränkischen nichtstaatlichen Museen wertvolle Hilfe bei der Überprüfung ihrer Bestände – bis hin zur Restitution – leisten. Das Projekt wird aber nicht nur regional von Bedeutung sein: Es ist ebenfalls davon auszugehen, dass Objektbiografien über die bayerischen Landesgrenzen hinaus und im internationalen Kontext nachvollzogen werden können. Das Staatsarchiv Würzburg stelltvertretend für das Potenzial aller Archive in Hinblick auf die Provenienzforschung. Die enge Zusammenarbeit von Archiven und Provenienzforscherinnen und -forschern ist unabdingbar, um auch außerhalb der Metropolen die Biografien

von Tätern, rechtmäßigen Besitzern und ihres Eigentums aufarbeiten zu können.

### **Fortbildung/Zertifizierungskurs**

Um das Thema Provenienzforschung in den bayerischen nichtstaatlichen Museen präsent zu machen, hat die Landesstelle den Weiterbildungskurs „Über die Herkunft der Objekte“ mit in ihr Fortbildungsportfolio aufgenommen. Ziel des in Kooperation mit dem Weiterbildungszentrum der Freien Universität Berlin und der Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste Magdeburg im Frühjahr 2017 erstmals angebotenen Kurses zur Provenienzforschung war es, Theorie und Praxis zu kombinieren: In vier zweitägigen Modulen gaben Mitarbeiter von Forschungsinstitutionen Einblicke in ihre Arbeitsweisen und Methoden. Um das komplexe Thema von vielen Seiten aufzugreifen und beleuchten zu können,

wurde das Programm ergänzt durch Beiträge von und Diskussionen mit Rechtsanwälten, Journalistinnen und Kunsthändlern. Das Interesse an dem Kurs, bei dem die Landesstelle mit staatlichen Museen eng kooperierte, war so immens, dass er von März bis Juli 2018 erneut stattfinden wird.

Christine Bach

## 3D-Erfassung und Aufbereitung frühmittelalterlicher Holzbohlen aus der Grabung am Karlsgraben

### Einleitung

Der Karlsgraben ist das bedeutendste Infrastrukturprojekt des frühen Mittelalters in Zentraleuropa. Der von Karl dem Großen zwischen den Orten Treuchtlingen und Weißenburg (Bayern) errichtete Kanal sollte einen durchgehenden Schifffahrtsweg zwischen Rhein und Donau schaffen. Ein interdisziplinäres Forscherteam hat durch Ausgrabungen und Holzaltersbestimmungen nun den bislang ältesten Teil dieses Bauwerks nachgewiesen. Neue Datierungen von Bauhölzern einer 2016 durchgeführten Ausgrabung belegen nun erstmals, dass die Bauarbeiten bereits im Winterhalbjahr 792/93 begonnen wurden. Karl der Große kam also nicht zum ersten Spatenstich, sondern besuchte eine bereits weit fortgeschrittene Baustelle. Diese Neudatierung beantwortet eine seit über 100 Jahren kontrovers diskutierte Frage nach dem Baubeginn des Kanals und wirft ein völlig neues Licht auf seinen historischen Kontext.

Diese Forschungen sind auch Teil des Schwerpunktprogramms „Häfen von der römischen Kaiserzeit bis zum Mittelalter“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (<http://www.spp-haefen.de/>),

in dem seit 2012 Wissenschaftler der Universitäten Jena, Leipzig und Kiel, des Leibniz-Institutes für Photonische Technologien Jena sowie des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) gemeinsam arbeiten.

Wegen der sehr guten Erhaltung der zur Kanalkonstruktion gehörenden Holzbohlen beauftragte das BLfD das Institut für Raumbezogene Informations- und Messtechnik Mainz (i3mainz) mit der Aufgabe, die zahlreichen technologischen Details vor der Nassholzkonservierung zu dokumentieren. Das i3mainz kann umfassende Erfahrungen mit der 3D-Datenerfassung von Nasshölzern vorweisen, die im Auftrag des Römisch Germanischen Zentralmuseums (RGZM) und der archäologischen Denkmalpflege Esslingen erfolgreich durchgeführt wurden. Das Scannen von feuchten Oberflächen, wie dies bei Nasshölzern der Fall ist, stellt eine besondere Herausforderung dar.

### Motivation und Anforderung

Die Reste dieses frühmittelalterlichen etwa 3 km langen Kanals zählen heute zu den größten und interessantesten Boden-

denkmälern Süddeutschlands. Ein internationales Grabungsteam unter Leitung von Dr. Lukas Werther, Friedrich-Schiller-Universität Jena, dokumentierte bei den Grabungen 2013 und 2016 zahlreiche Bauhölzer, darunter mächtige Eichenbohlen und Flechtwerkmatten zur Stabilisierung der Kanalböschungen. Dank des hohen Grundwasserstands und der Überdeckung mit Sedimenten unmittelbar nach dem Bau, sind die mittelalterlichen Holzkonstruktionen konserviert und in einem außergewöhnlich guten Zustand erhalten geblieben.

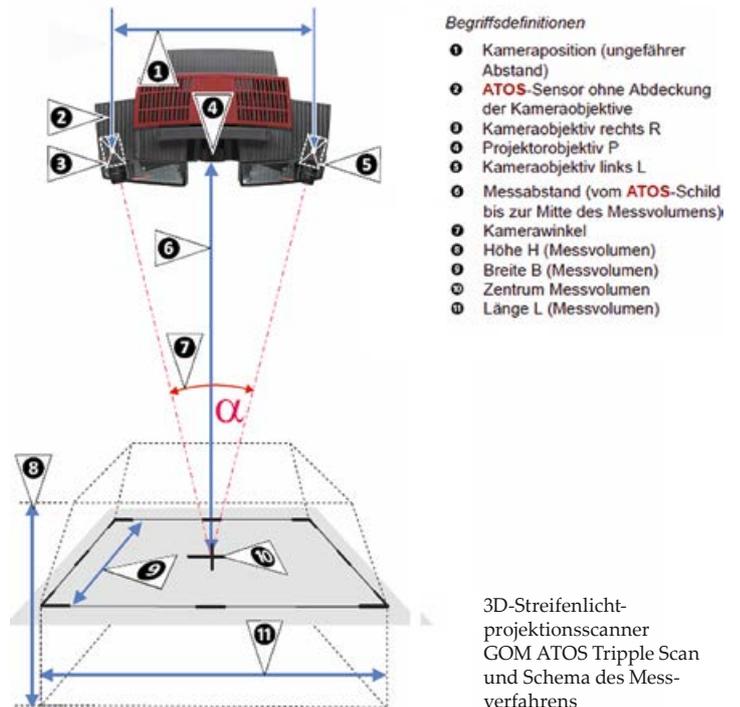
Das vom i3mainz umgesetzte Teilprojekt umfasst eine geometrische, dreidimensionale Digitalisierung und Datenaufbereitung historischer Nassholzbohlen und hölzerner Befestigungsmaterialien mit Hilfe hochpräziser und flächenhaft arbeitender optischer 3D-Messtechnik. Diese Arbeiten dienen zum einen der reinen Dokumentation und zum anderen der digitalen Kenntlichmachung von Werkzeugspuren an der Oberfläche der Holzbohlen. Die 2013 aus dem Karlsgraben geborgenen Bohlen wurden durch den Dendrochronologen Franz Herzig, BLfD, jahrgenau datiert. Aktuell werden diese im Auftrag des BLfD in den Restaurierungswerkstätten von Herrn Muskalla in Saulheim konserviert und dementsprechend dort gelagert. Die Nachbereitung und Auswertung der Daten erfolgt in Kooperation mit Dr. Werther.

### Durchführung der 3D-Dokumentation

Die digitale dreidimensionale Erfassung der Nassholzbohlen erfolgte mit einem 3D-Scanner aus der industriellen Messtechnik (GOM ATOS III Triple Scan Streifenlichtprojektionsscanner), wobei ein Messvolumen gewählt wurde, in dem eine 3D-Punktauflösung auf der Holzoberfläche von 0,25 mm erreicht wird. Bei dem angewendeten 3D-Streifenlichtprojektionsscanner handelt es sich um eine auf Bilddaten und codierte Streifenlichtmuster beruhende Technik: Zwei Kameras sind so ausgerichtet, dass sie das auf das Objekt projizierte Muster aus unterschied-



Karlsgraben, in situ befindliche Holzobjekte, die nach der Bergung und vor der Konservierung präzise dreidimensional digitalisiert wurden (Foto: Lukas Werther, Universität Jena, 04.07.2017)



lichen Perspektiven gemeinsam beobachten, wobei Abstand und Winkel zwischen den Kameras präzise kalibriert und somit bekannt sind. Aus diesem Grundprinzip heraus können über den gesamten Bildbereich der beiden Messbilder hochpräzise 3D-Koordinaten der beobachteten Objektoberfläche (hier Holzoberfläche) berechnet werden. Die 3D-Auflösung kann durch verschiedene Faktoren, wie Reflexion oder Oberflächenbeschaffenheit (bspw. sehr dunkle Oberfläche) des Objektes, beeinflusst werden. Die dreidimensionale Erfassung der Nassholzbohlen erfolgte vor der Konservierung, weshalb die zuvor genannten Einflussfaktoren bezo-

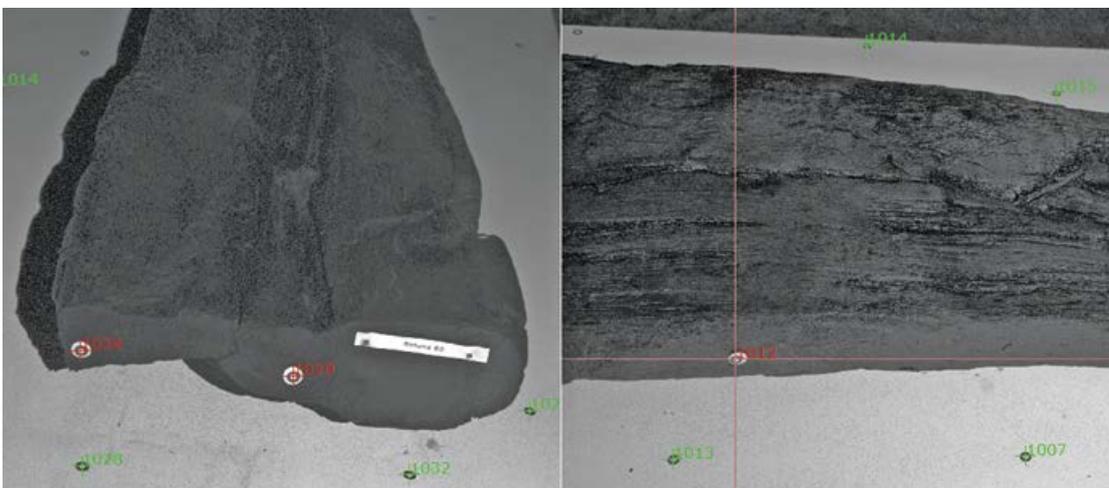
gen auf Auflösung und Datenqualität eine Rolle spielen. Denn die Objekte mussten in nassem Zustand, d. h. mit einer dunklen und reflektierenden Oberfläche, aufgenommen werden.

Bei der verwendeten Gerätekonfiguration liegt die 3D-Auflösung bei 0,25 mm am Messobjekt, wobei eine maximale 3D-Fläche pro Aufnahmeort von 700 x 530 mm abgedeckt wird. Das heißt für die gesamte Erfassung eines Objektes sind mehrere Standpunkte notwendig. Die Anzahl ist zum einen von der Größe, zum anderen von der geometrischen Komplexität des Messobjektes abhängig, da die gesamte Oberfläche mit Überlap-

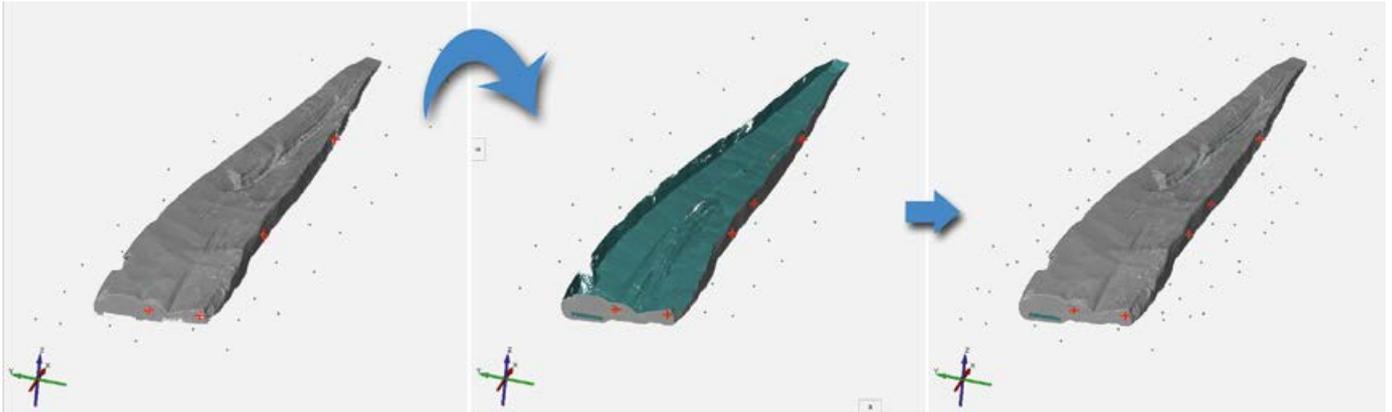
pungen in den Fotos digital erfasst werden muss, um ein geschlossenes 3D-Modell zu erzeugen.

**Resultate und Ausblick**

In zwei Messkampagnen sind 24 Nassholzobjekte, die im Zuge der dendroarchäologischen Untersuchung in mehrere Teile (insgesamt 45) zerlegt wurden, aus den Restaurierungswerkstätten in Saulheim mit dem oben genannten Messverfahren erfolgreich erfasst worden. Virtuell wurden diese insgesamt 45 Bruchstücke wieder zu 24 Gesamtobjekten zusammengesetzt. Nach der vollständigen Erfassung



Seitlich angelegte Passmarken, die bei der Datenverarbeitung in den Messbildern detektiert werden und zur Verknüpfung von Scans der Ober- und Unterseite dienen



3D-Scan der Oberseite (links); 3D-Scan der Unterseite (Mitte); Kombination der Scans anhand der hier rot dargestellten Referenzpunkte, die anhand der Marken am Objekt bei der Datenprozessierung ermittelt werden (rechts)

und Erzeugung geschlossener 3D-Modelle erfolgte eine Umrechnung der Daten in ein sogenanntes Höhenmodell (Digital Elevation Model, DEM), um sie für gängige Geoinformationssysteme (GIS) nutzbar zu machen. In der genutzten GIS-Software (bspw. Open-Source Programme QGIS & GVSig) stehen unterschiedliche Werkzeuge zur Visualisierung für diese Art von Daten (Rasterdaten) zur Verfügung, wobei Darstellungen in Form von Kantenseparation, Höhenlinien, Neigungsvisualisierung und Reliefschattierungen zu nennen sind.

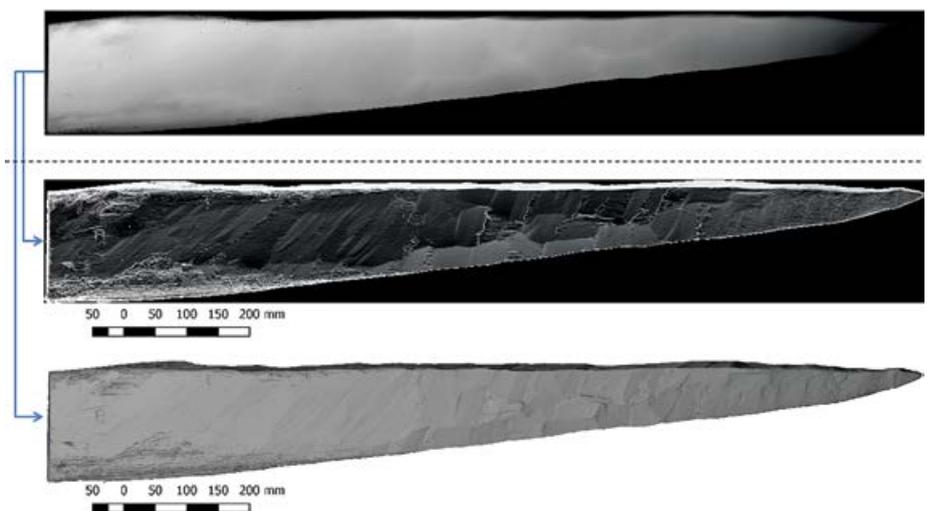
Des Weiteren liegen die 3D-Daten in Standardaustauschformaten wie dem Polygon File Format (PLY) und dem Stereolithography Format (STL) vor, die in dieser Form mit unterschiedlichen Software Paketen verwendbar sind oder als Grundlage für einen physischen 3D-Druck dienen können. Zu den Softwarepaketen zählen zum Beispiel die Open-Source Systeme Meshlab und CloudCompare, wobei in beiden Tools unterschiedliche Funktionen zum Betrachten und Analysieren zur Verfügung stehen. Hier sind zum Beispiel Messwerkzeuge, verschiedene Schattierungsarten und die Definition von maßstäblichen Orthoansichten zu nennen.

Für eine flexiblere Herangehensweise zur Bereitstellung und Analyse der 3D-Daten wurde eine web-basierte Applikation entwickelt, die ohne eine weitere Installation spezieller Software auskommt. Ziel ist es große und somit speicher- bzw. rechenintensive 3D-Daten aus Laserscanning oder Fotogrammetrie mit Hilfe eines Web-Servers zur Verfügung zu stellen, wobei die 3D-Daten clientseitig mittels eines in der Webseite

integrierten 3D-Viewers betrachtet und analysiert werden können. Das heißt die Web-Applikation erlaubt eine interaktive Visualisierung von 3D-Modellen direkt in einer Standard Web-Seite über einen gängigen Internetbrowser wie Chrome, Firefox, Internet Explorer oder Safari ohne die Installation weiterer Plug-Ins. Diese Plattformunabhängigkeit ermöglicht es, die Web-Applikation mit verschiedenen Systemen wie Windows, Apple oder Android zu verwenden. Dies ermöglicht einen einfachen Zugriff aller Projektbeteiligten auf alle 3D-Datensätze über das Internet, ohne die umfangreichen Datensätze separat jedem einzelnen Client lokal zur Verfügung stellen zu müssen. Funktionen und Werkzeuge, die mit dem 3D-Viewer zur Verfügung gestellt werden, sind zum

einen Elemente zur unterschiedlichen Darstellung der 3D-Daten, wie die Möglichkeit zur interaktiven Änderung des Lichteinfall es oder die Definition von unterschiedlichen Ansichten. Zum anderen Werkzeuge zur Unterstützung von Analysen wie diverse Messfunktionen und die Definition von Profilschnitten.

Die Web-Applikation beruht auf einer Open-Source Software Bibliothek für die Entwicklung interaktiver Web-Präsentationen auf Basis hochaufgelöster 3D-Modelle, wobei dieses Framework 3D Heritage Online Presenter (3DHOP) speziell für Daten aus dem Bereich des kulturellen Erbes entwickelt wurde. Es basiert grundlegend auf der WebGL-Technologie (Web Graphics Library). Über das Framework werden Funktionen zur



Aus den 3D-Daten abgeleitetes Höhenmodell (DEM) in Form von Rasterdaten zur weiteren Nutzung im GIS-System (oben); aus DEM erzeugte Neigungsdarstellung (Mitte) und schattierte Geometriedarstellung (unten)



Darstellung der im Internetbrowser geladenen 3D-Daten eines Funds mit unterschiedlichen Beleuchtungsvarianten. Erzeugt mit dem interaktiven Lichtwerkzeug



Anwendung weiterer Werkzeuge des Web-Viewers auf die 3D-Daten der Holzobjekte: Schnittfunktion (links); 3D-Messfunktion (rechts)

Integration, Visualisierung und Analyse von 3D-Datensätzen zur Verfügung gestellt, die individuell in die Eigenentwicklung integriert und mit entsprechenden dort enthaltenen Funktionen kombiniert werden können. Das bedeutet, dass mit Hilfe von JavaScript und HTML/CSS Web-Entwicklung eine auf die jeweilige Projektsituation angepasste Web-Applikation zur Nutzung der 3D-Daten generiert werden kann. Das Problem der unpraktischen Handhabung dieser einzelnen 3D-Daten aufgrund des hohen Datenvolumens wird in diesem Framework durch das speziell entwickelte 3D-Datenformat NEXUS multi-resolution format gelöst. Es lässt ein zoomstufen- und ausschnittabhängiges Nachladen der darzustellenden 3D-Daten zu. Das heißt:

Es werden nur so viele Details des 3D-Modells nachgeladen, wie sie für die entsprechende Zoomstufe im Viewer er-

forderlich sind und nur in den Bereichen des 3D-Modells werden Daten nachgeladen, die gerade in der Viewer-Anzeige dargestellt sind.

Dies erlaubt eine performante Übertragung und damit Nutzung der 3D-Daten über das Internet mit gängigen Internetbrowsern und auf Hardware bzw. Endgeräten, die nicht für eine Analyse und Visualisierung von umfangreichen Daten ausgelegt sind. Die Bereitstellung der Daten mit der zugehörigen Web-Applikation erfolgt derzeit über einen Demo-Server der Hochschule Mainz und könnte für eine langfristige Bereitstellung beispielsweise auf einer etwaigen Projekthomepage integriert werden.

Das zugrundeliegende 3D-HOP Framework wird in den kommenden Versionen weitere Funktionalitäten zur Verfügung stellen, die bei Bedarf in die Web-Applikation in selbstdefinierter Art und Weise

integriert werden können. Planungen seitens des 3D-HOP Framework sind zum jetzigen Zeitpunkt 3D-Kartierungswerkzeuge die zum einen mit Notationen versehen werden können und zum anderen eine benutzerspezifische Speicherung erlauben.

Stefanie Berg und Tobias Reich

#### Literatur

Ponchio, F./Dellepiane, M.: *Multiresolution and fast decompression for optimal web-based rendering*, in: *Graphical Models*, Vol. 88, S. 1–11

Potenziani, M./Callieri, M./Dellepiane, M./Corsini, M./Ponchio, F./Scopigno, R.: *3D Heritage Online Presenter*, in: *Computers & Graphics*, Vol. 52, S. 129–141

Scopigno, R.: *Il Nettuno di Bologna*, <http://vcg.isti.cnr.it/activities/nettuno/> (abgerufen am 18.09.2017)

## Methodenreihe des Zentrallabors im BLfD

### Teil 11: Energiedispersive Analytik im Rasterelektronenmikroskop (REM-EDX)

#### Eine wirklich minimalistische Methodencharakteristik

Geben wir uns keinen Illusionen hin: Die Fülle und Qualität der heute im Internet vorgehaltenen Texte zum Thema Rasterelektronenmikroskopie können wir hier nicht übertreffen, ganz zu schweigen von den dort flankierend angebotenen, multimedialen Veranschaulichungen mit fleißig rieselnden Elektronen und eindrucksvoll blitzenden Röntgenstrahlen. Deshalb, sehr kurz und minimalistisch Folgendes: ein Rasterelektronenmikroskop (abgekürzt REM, oder im Englischen: SEM). Der Turm des Rasterelektronenmikroskopes im Zentrallabor erzeugt, ähnlich wie ein Lichtmikroskop, in erster Linie extrem

hoch aufgelöste, stark vergrößerte Ansichten winziger Objektdetails. Das Bildergebnis erscheint zwar nur in Schwarz-Weiß, es gerät jedoch von vorne bis hinten scharf und ungemein kontrastreich.

Die bei der Bilderzeugung und Bildauswertung zum Einsatz kommenden Elektronen sind schnell und energiereich. Sie erzeugen deshalb beim Kontakt mit dem Objekt quasi nebenbei materialspezifische Röntgenstrahlung (mit je nach chemischem Element unterschiedlicher Wellenlänge). Dank dieser freundlich-mitteilsamen Röntgenstrahlung erfährt der Operator die zum jeweils betrachteten, kleinräumigen Bildausschnitt exakt passende, elementchemische Zusammensetzung. Aus der

Perspektive unserer analytischen Eltern und Großeltern einfach wunderbar und neiderregend!

#### Der denkmalpflegerische Nutzwert einer mikroskopisch-kleinteiligen Betrachtung

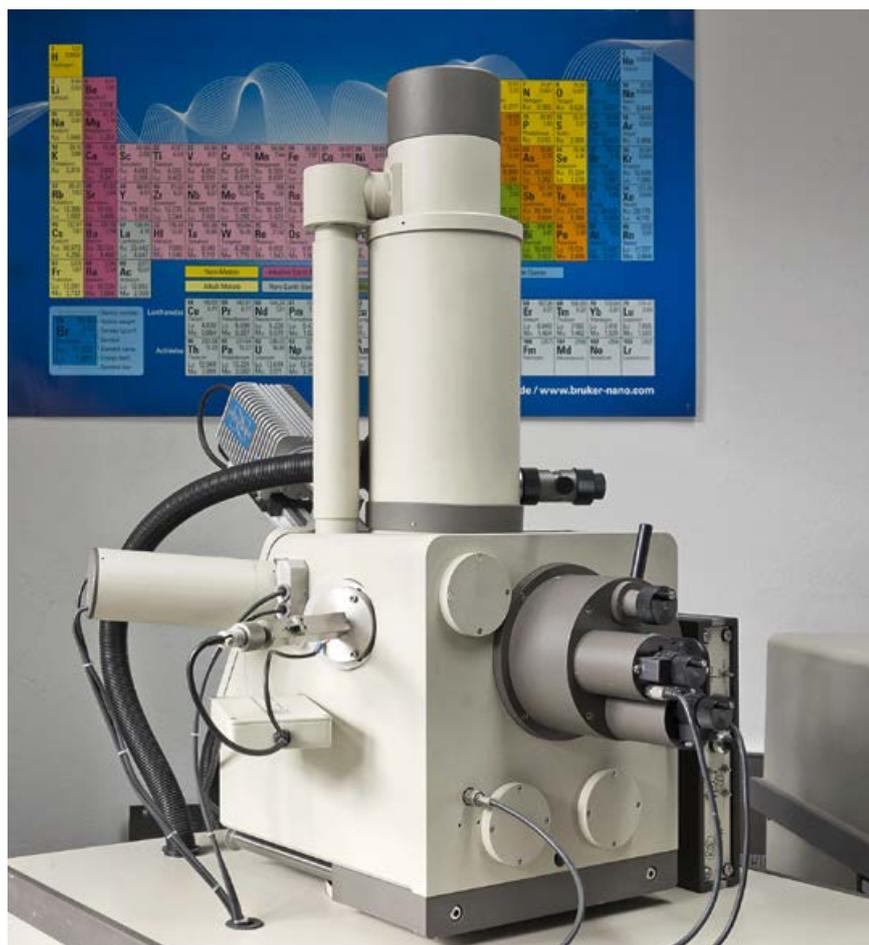
Denkmalpfleger verstehen sich in erster Linie als Vor-Ort-Bewahrer prominenter dinglicher Spuren, die – meist vergangen – menschliches Leben und Selbstverständnis dokumentieren. Im Regelfall sind derartige Spuren für jedermann mit bloßem Auge erkennbar, in geradezu trivialer Weise öffentlich und präsent. Aus diesem Grund wird die Denkmalpflege, keinesfalls völlig zu Unrecht, gerne mit der Erhaltung von möglichst großen, ansehnlichen Gebäuden, auf Fernwirkung zielenden Monumenten und als urig empfundenen Landschaften gleichgesetzt.

Im entgegengesetzten Extrem finden sich ultrakleine, ubiquitäre Spuren menschlichen Handelns, die vielstimmig und geradezu schwatzhaft ebenfalls vom Wirken vergangener menschlicher Existenz zeugen, jedoch aufgrund ihrer Multiplizität nicht in ihrer Gesamtheit erhalten werden müssen. Zu diesen Spuren zählt beispielsweise das millionste Autoreifenabrieb-Gummiwürstchen an einer denkmalgeschützten Kirchenfassade. Trotzdem erzählt uns jedes einzelne dieser Gummiteilchen, im Chor mit seinen Millionen rabenschwarzen Kameraden, eine zutiefst deprimierende Geschichte von der autogerechten Innenstadt.

#### Anwendungsbeispiele

Als im Gegensatz zum Reifengummitelchen positiv Zeugnis ablegendes Partikelchen könnte man hingegen ein Platinblattmetall-Schüppchen vom Sternenhimmel der Walhalla anführen. Durch seine bloße Existenz belegt es auf originelle Weise die Jetset-Qualitäten des auch in Russland aktiven Architekten Leo von Klenze (1784–1864).

Das ortsgleiche Vorkommen von Quecksilber und Silber auf der Ober-



Der Turm des Rasterelektronenmikroskopes im Zentrallabor. Ein – hier nicht mit abgebildeter – großflächiger Schriftzug auf dem Steuerschrank des Mikroskopes verkündet noch ein stolzes „Made in West Germany“. Er markiert somit ein Qualitätsprodukt aus vergangener Zeit, signalisiert jedoch mittlerweile, sozusagen im selben Atemzug, einen sich abzeichnenden Investitionsbedarf. (Foto: BLfD Zentrallabor, Christian Gruber)



Blick auf den befüllten Probenstisch in der Vakuumkammer des Rasterelektronenmikroskopes (Foto: BLfD Zentrallabor, Christian Gruber)

### Anforderungen an das Probenmaterial

Grundsätzlich kann fast jeder Feststoff im Rasterelektronenmikroskop des Zentrallabors des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege untersucht werden. Durch das für die Elektronen-Bildgebung erforderliche Hochvakuum können sich in Einzelfällen Probleme ergeben, wenn beispielsweise eine Probe Substanz ausgast oder sich womöglich im Vakuum zu verformen droht. Für eine optimale Bildqualität kann es von Vorteil sein, die elektrische Leitfähigkeit der Objektoberfläche zu erhöhen, sodass die bildgebenden Elektronen abfließen können und nicht etwa störende Aufladungseffekte verursachen. Zu diesem Zweck werden üblicherweise extrem dünne Gold- oder Kohlenstoffschichten aufgebracht. Moderne Raster-

elektronenmikroskope kommen jedoch bei vielen Anwendungen ohne jegliche Oberflächen-Leitfähigkeitsverbesserung aus, sodass die Analyse kleiner Objekte gelegentlich auch als Ganzes, ohne Probenahme, zerstörungsfrei direkt in der Vakuumkammer des Rasterelektronenmikroskopes ausgeführt werden kann.

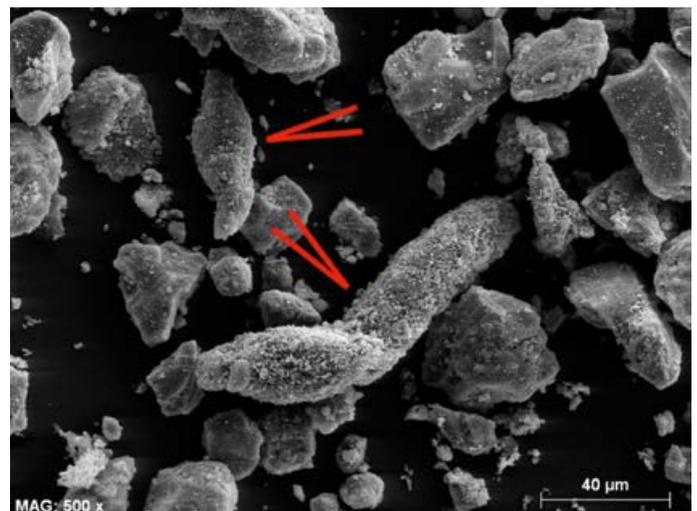
### Zusammenfassende Wertung

Das zu einem erheblichen Anteil mikroanalytisch arbeitende Zentrallabor geht in erster Linie den eher diffusen, kleinteiligen Denkmaleigenschaften nach, die erst in ihrer Summenwirkung und Interpretation zur praktischen Denkmalpflege beitragen. Diese Eigenschaften sind in der Regel nur mit technischen Hilfsmitteln auffindbar und auslesbar.

fläche der Kupferblech-Kaiserfigur am Nürnberger „Männleinlaufen“ erwies sich in analoger Weise als geeignet, die als handwerkliche Spezialität bekannte Tätigkeit eines namentlich bekannten Handwerkers zu beweisen: Der betreffende Herr genoss im 16. Jahrhundert das Privileg einer Einzelerlaubnis zur Amalgam-Hartversilberung.

Nach wie vor gilt das klassische Lichtmikroskop als primäres Auffindungs- und Charakterisierungsinstrument für kleinteilige Materialeigenschaften. In vielen Fällen reicht allerdings der visuelle mikroskopische Bildeindruck alleine nicht zur Materialidentifikation aus. So kann ein vermeintlich „sargdeckelähnlicher“ Kristallhabitus genauso in die Irre führen wie eine liebevoll im altherwürdigen Chemikerstil auf dem Objektträger ausgeführte, mikroanalytische Tüpfelreaktion. Die hier vorgestellte Energiedispersive Analytik im Rasterelektronenmikroskop ist heute meist die erste und auch schlichtweg bessere Wahl bei der punktgenauen mikroskopischen Materialcharakterisierung im Hinblick auf die chemische Elementzusammensetzung. Die Röntgenspektren der unterschiedlichen chemischen Elemente unterschieden sich deutlich voneinander, sodass das Risiko einer Fehlinterpretation, beispielsweise im Vergleich zur mikrochemischen Tüpfelreaktion, verschwindend gering ausfällt.

Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme von Reifengummiabriebteilchen von der Oberfläche eines Denkmals an der Prinzregentenstraße in München (BLfD, Zentrallabor, Christian Gruber)



Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme eines Metallfadens aus einer archäologischen Textilprobe. Methodentypische große Tiefenschärfe und hoher Kontrast, sehr nützlich bei der denkmalpflegerischen Spurensuche (BLfD, Zentrallabor, Christian Gruber)



Natürlich muss nicht jedes winzige Merkmal auch tatsächlich der Beachtung und Interpretation wert sein. Es gilt aus der Fülle mikroskopischer Vielteiligkeit die jeweils interessierenden Informationen herauszufiltern und den Rest tapfer auszublenden. Ansonsten würde die Gefahr eines Informationsinfarkts bestehen. Ein altbekannter Analytikerwitz bringt diese Problematik wie folgt auf den Punkt: „Ein eigenes Rasterelektronenmikroskop braucht man ja im Grunde nicht. Es reicht völlig aus, das – aus sich heraus ohnehin nicht verständliche –

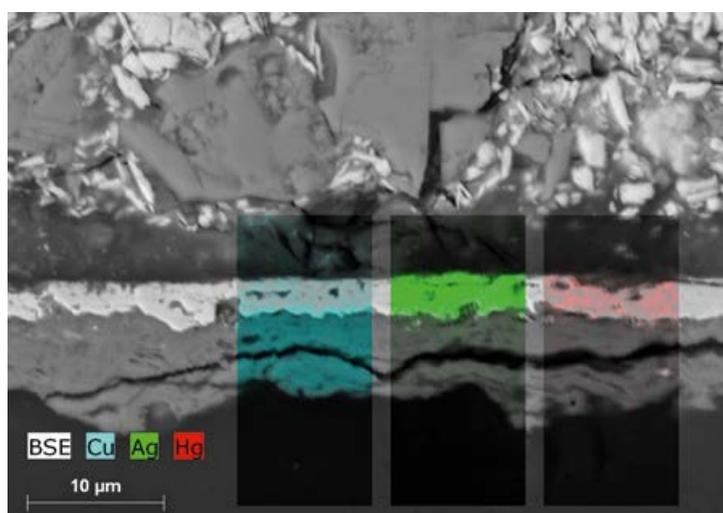
rasterelektronenmikroskopische Foto eines Kollegen zu nutzen und es mit einer neuen, thematisch angepassten Bildunterschrift zu hinterlegen!“

In Analogie zur Naturgeschichte – man denke nur an die von Christian Ehrenberg erkannten, gebirgsbildenden Eigenschaften bestimmter Mikroorganismen – kann die Analytik, wie an den obigen Beispielen ersichtlich, aus der mikroskopischen Perspektive heraus wesentliche Ergebnisse, Einsichten und Perspektiven beisteuern, die auf anderen Wegen nicht zugänglich wä-

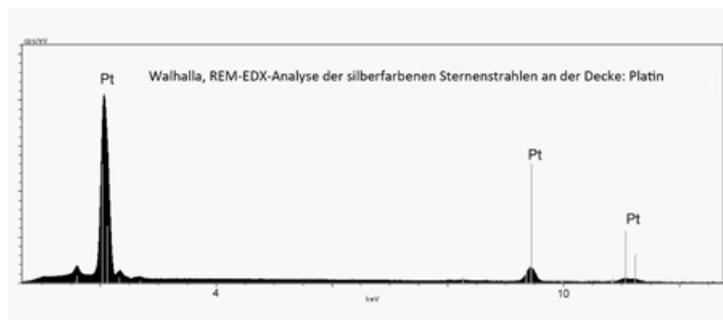
ren. Die Rasterelektronenmikroskop-Analytik ist das Paradebeispiel für eine mikroskopische Herangehensweise, das Gerät ist das wichtigste „Arbeitspferd“ im Zentrallabor – mit einem dementsprechend hohen Auslastungsgrad. Gerade bei den erfahrungsgemäß kleinen und bei nüchterner Betrachtung einfach schmutzigen Proben aus der Denkmalpflege kann sie ihre Stärken ausspielen. Das Spektrum der Einsatzmöglichkeiten umfasst die punktgenaue Analyse von komplexen Malschichtabfolgen in Querschliffen, die Analyse winziger Spuren von Pigmenten, die Identifikation von Blattmetallen, aber auch von klassischen Gussmaterialien wie Bronze und Messing. Korrosionsprodukte lassen sich genauso untersuchen wie die allgegenwärtigen Mauersalze, Schwermetalle aller Art sind leicht dingfest zu machen. Nicht zu unterschätzen ist auch die rein bildliche Kontrastierung, die dem Lichtmikroskop in Sachen Auflösung und Detailschärfe überlegen sein kann.

Böse Zungen behaupten, die heute vorherrschende Präferenz für eine lediglich bildgebende rasterelektronenmikroskopische Darstellung sei neuzeitlichen Defiziten bei der Bedienung des klassischen Lichtmikroskopes und der Unkenntnis seiner Kontrastierungsmöglichkeiten geschuldet. Kulturpessimismus? Ja und nein. Auch die Wissenschaftler an der ehrwürdigen Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich befassen sich heutzutage mit der Entwicklung von Smartphone-Mikroskopen, ein Fraunhofer-Institut stellt sogar eine Lebensmittel-Schadstoffanalytik per Handy in Aussicht. Nicht nur in der bildenden Kunst gibt es demnach zeittypische Stile, überspannte Erwartungen und Modeerscheinungen – gleiches gilt selbstverständlich auch für die Analytik.

Die oben erwähnten Anwendungsbeispiele belegen jedoch die Tatsache, dass die REM-EDX-Analyse kleinteilig verstreuter materieller Spuren auf Denkmälern von erheblicher praktischer Bedeutung sein kann. Last but not least kann die bloße Existenz derartiger Spuren als ultimative Begründung für den von der Denkmalpflege regelmäßig geforderten, umfassenden Substanzerhalt dienen, beispielsweise im Falle von älteren Malschichten.



REM-EDX-Analysenergebnis zum sog. Männleinlaufen an der Frauenkirche in Nürnberg. Querschliff durch eine Materialprobe von der Kaiserfigur. Auf dem Grundmaterial (Kupferblech, türkis) folgt eine hell-metallisch erscheinende, dichte Schicht, die ortsgleich Silber (hellgrün) und Quecksilber (rot) enthält. Diese Schicht ist somit als Silberamalgam zu interpretieren und beweist den Einsatz einer – in Bayern seltenen – Feuerversilberung. Bei diesem Verfahren wurden Silber und Quecksilber zu einer Paste verrührt und auf das Objekt aufgetragen. Anschließend verdampfte man das Quecksilber mit Hilfe einer Flamme. Zurück blieb eine massive, polierfähige Schicht aus Hartsilber. (Analyse: BLfD, Zentrallabor, Christian Gruber)



Überraschendes REM-EDX Analysenergebnis zum Material der silberfarbenen Sterne am symbolischen Himmel der Walhalla (Baujahr 1843) – Platin(!)-Blattmetall. Dieser spektakuläre Befund illustriert die geringe Wertschätzung, welche man zu Zeiten Leo von Klenzes in Russland dem Platin entgegenbrachte. Es ist plausibel anzunehmen, dass Klenze in Zusammenhang mit seinen Bauaktivitäten in Russland auf das damals erstaunlich wenig geliebte, jedoch für die Walhalla sehr gut brauchbare Platin aufmerksam gemacht wurde. (Analyse: BLfD, Zentrallabor, Christian Gruber)

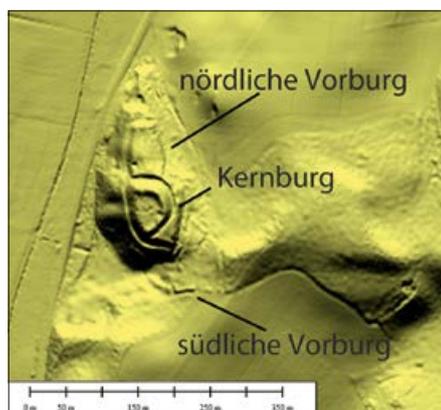
# PASSION DENKMAL

## Der Schloßberg von Wolnzach-Haushausen

Ein begehrter Siedlungsplatz vom Mesolithikum bis zum Hochmittelalter

Am Ende der 1990er Jahre identifizierten sich etliche Vereine und Arbeitsgruppen in Bayern über eigene archäologische Ausgrabungen. Viele Vereinsmitglieder wurden davon angezogen, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) bei der Rettung heimischer Bodendenkmäler zu unterstützen und besonders interessante örtliche Fundstellen selbst mit zu erforschen. So stellt für den Historischen Cirkel Wolnzach e. V. (HiC) der nahegelegene Burgstall „Schloßberg“ nordöstlich von Haushausen bis heute ein wesentliches Vereinsprojekt dar.

Auf einer spornartigen Anhöhe oberhalb der Wolnzach hat sich eine eindrucksvolle Befestigungsanlage aus Wällen und Gräben erhalten, die einst den Talabschnitt dominierte. Eine halbkreisförmige Kernburg mit ca. 25 x 40 m Fläche wird im Norden und Südosten von zwei schwächer ausgeprägten Befestigungen begleitet. Leider erlauben es die historischen Quellen bislang nicht, das ehemals hier ansässige Adelsge-

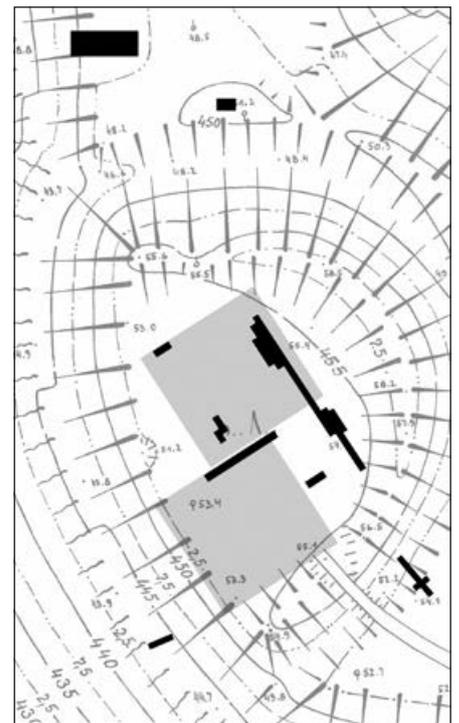


Digitales Geländemodell des Schloßbergs von Haushausen mit eingefügten Grabungsschnitten (Geobasisdaten: © Bayerische Vermessungsverwaltung, 2010, Bearbeitung: BLfD, Hermann Kerscher und Sabine Mayer)

schlecht sicher zu identifizieren oder die Burggeschichte zu rekonstruieren. Daher wandte sich der HiC zwischen 1999 und 2005 verschiedenen archäologischen Methoden zu, um der Anlage auf diesem Weg Informationen zu entlocken. Auf eine 3D-Geländeaufnahme und eine geophysikalische Prospektion durch eine Fachfirma folgte unter Aufsicht des BLfD die Untersuchung von insgesamt sechs Grabungsschnitten durch mehr als 20 Aktive aus dem Verein. Dabei konnten etliche Befunde dokumentiert und eine beachtliche Menge an archäologischen Funden geborgen werden.

### Die Grabung ist nicht das Ende

Nach Abschluss der Geländearbeiten bleiben bei archäologischen Untersuchungen zahlreiche weitere, teilweise sehr arbeitsintensive Tätigkeiten zu leisten. Gemeinschaftlich bewältigte der HiC das Waschen der Funde, die Beschriftung der Objekte sowie deren Verpackung und sachgerechte Lagerung. Von Anfang an bemühte man sich zudem um eine Auswertung der Untersuchungsergebnisse und deren Präsentation für die interessierte Öffentlichkeit. Mit der temporären Ausstellung einiger besonderer Fundstücke im Rathaus 2011 sowie einer Zusammenfassung des Kenntnisstands zur Besiedlungsgeschichte des Schloßbergs im Heimatbuch der Gemeinde 2013 (verfasst von Karl-Heinz Rieder) waren die Möglichkeiten des HiC allerdings erschöpft. Es bestand jedoch der berechtigte Wunsch, die Untersuchung insgesamt wissenschaftlich auswerten zu lassen und anschließend als Publikation zur Verfügung zu stellen. Häufig scheiterte in der Vergangenheit spätestens dieser auch aus Sicht von Denkmalpflege und



Untersuchungsflächen am Schloßberg 1999–2015. Schwarz Grabung, Grau Magnetik. Eine weitere mit der Geophysik gemessene Fläche befindet sich außerhalb des Kartenausschnitts (Kartengrundlagen Uwe Müller, ProArch Ingolstadt, 1999. Bearbeitung: BLfD, Sabine Mayer)

Facharchäologie unbedingt notwendige Arbeitsschritt bei Grabungen an den fehlenden Möglichkeiten von Ehrenamtlichen, da die Bearbeitung zeitaufwendig ist und von einem erfahrenen Wissenschaftler für den Verein durchgeführt werden muss. Dieses Schicksal drohte auch den Ergebnissen vom Wolnzacher Schloßberg.



Mitglieder des HiC Wolnzach bei den Ausgrabungsarbeiten 2000  
(Foto: HiC, Rolf Tangermann, Wolnzach)

### Was lange währt wird endlich gut: archäologische Auswertung als Projekt im Sachgebiet Ehrenamt

Glücklicherweise konnte das Sachgebiet Ehrenamt des BLfD den HiC dabei unterstützen, für seine bisherigen Bemühungen einen erfolgreichen Abschluss bis hin zur Publikation zu finden. Zwischen 2014 und 2017 wurde mit finanzieller Unterstützung durch das BLfD zunächst das überaus umfangreiche Fundmaterial durch die Archäologin Cornelia Schütz katalogmäßig erfasst, datiert und in Auswahl gezeichnet. Anschließend wertete sie die Grabungsunterlagen aus und versuchte, aus den angetroffenen Befunden und Funden ein Bild der Besiedlung des Schloßbergs zu gewinnen. Die Vereinsmitglieder unterstützten die Bearbeitung durch die Anfertigung von publikationsfähigen Fundfotos, Neuordnung der Fundobjekte sowie Sortierung und Vervollständigung der vorhandenen Dokumentationsunterlagen. Durch die gemeinschaftliche Anstrengung konnten viele neue Erkenntnisse zu dieser regional bedeutenden Fundstelle gewonnen und in Schriftform festgehalten werden.

Das im Projekt erstellte Manuskript wird 2018 durch die freundliche Unterstützung von Gerd Riedel im Jahrbuch des Historischen Vereins Ingolstadt erscheinen.

### Lange Besiedlungsgeschichte auf dem Wolnzacher Schloßberg

Ein erstaunliches Ergebnis deutete sich am Schloßberg bereits mit den ersten Oberflächenfunden an und konnte anschließend durch die Ausgrabungen eindrucksvoll bestätigt werden. Die Anhöhe wurde lange Zeit vor der Errichtung eines mittelalterlichen Adelssitzes vom Menschen genutzt. Bereits die nahezeitlichen mobilen Jäger- und Sammlergruppen des Spätpaläolithikums/Mesolithikums suchten den Schloßberg auf und hinterließen hier Spuren in Form von



Verziertes kalebassenförmiges Gefäß aus dem ausgehenden Hochmittelalter. Diese Sonderform wurde bislang nur am Schloßberg von Haushäusern gefunden und dient u. a. als Logo des HiC, 2016 (Foto: HiC Rudolf Pfab, Wolnzach)

etlichen Steinwerkzeugen. Anschließend sind Siedlungen aus dem Jungneolithikum (Münchshöfener Gruppe) sowie aus dem Spätneolithikum (Chamer Kultur) belegt. Weiterhin wurde in der frühen Bronzezeit und der Hallstattzeit hier gesiedelt. Funde aus der römischen Kaiserzeit verweisen auf die Anwesenheit von Militär auf dem Schloßberg, wobei die Nutzung augenscheinlich nur kurzfristig und von eher nachrangiger Bedeutung war.

Viele konkrete Siedlungsbefunde dieser Zeitphasen wurden allerdings durch die spätere mittelalterliche Nutzung flächig zerstört. Gelegentlich sind sie dennoch nachweisbar, vor allem aus dem Neolithikum und der Hallstattzeit in der südöstlichen Vorburg nahe der Wall-Graben-Befestigung. Teilweise mächtige, umgelagerte Schuttsschichten belegen die Intensität der frühen Besiedlung des Schloßbergs. Ob dieser bereits in vorgeschichtlicher Zeit mit einer Befestigung geschützt war, konnte bislang noch nicht geklärt werden.

Die mittelalterliche Nutzung beginnt im Wesentlichen im Hochmittelalter um etwa 1000 n. Chr. – bei wenigen Funden aus dem frühen Mittelalter scheint es sich um Altobjekte gehandelt zu haben, die noch in späterer Zeit verwendet wurden. Anfang des 13. Jahrhunderts wird die Anlage bereits wieder aufgegeben, anscheinend weder durch ein Brandereignis noch durch greifbare „kriegerische“ Einwirkung. Für die Anlage der ‚Burg‘ wurden beträchtliche Erdarbeiten durchgeführt und das Gelände weiträumig umgestaltet. So war unter anderem nachweisbar, dass die Westseite der nördlichen Vorburg künstlich verbreitert wurde. Dennoch konnten an keiner Stelle Gebäudereste oder Pflasterungen aus Stein nachgewiesen werden. Stattdessen verweisen zahlreiche Überreste von Lehmputz sowie Pfostenspuren auf Gebäude in Holzbauweise mit lehmverstrichenen Fachwerkwänden. Zumindest im südlichen Vor-Areal sind zeitgleiche Bebauungsspuren vorhanden.

Damit ist der Schloßberg ein wertvolles Beispiel für einen bedeutenden und begehrten Siedlungsplatz seit der Vorgeschichte bis ins Hochmittelalter. Worin dessen Bedeutung bestand, werden zukünftige Forschungen zeigen.

Sabine Mayer

## Sieben Preise für sieben Baudenkmäler

Denkmalpreise im Landkreis Aschaffenburg vergeben

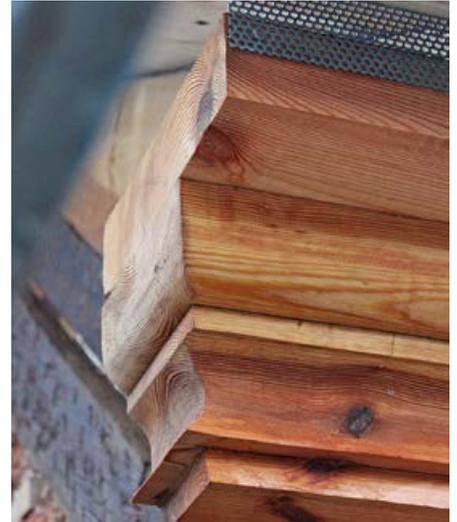
Es waren viele glückliche Gesichter, in die man am 19. Oktober 2017 im Pfarrheim von Krombach blicken konnte! Der Verein zur Erhaltung und Pflege der Kulturdenkmale im Landkreis Aschaffenburg e. V., kurz Denkmalverein, hatte zur Preisverleihung geladen und sieben Eigentümer für ihr Engagement ausgezeichnet. Landrat Dr. Ulrich Reuter konnte sieben Preise, verbunden mit sieben ganz unterschiedlichen Erfolgsgeschichten, verleihen.

Eingangs betonte der Vorsitzende Dr. Peter Körner, wie wichtig es sei, dass Menschen sich nach wie vor die Instandsetzung eines Baudenkmals zumuteten – denn als ausgesprochene Bürde empfänden viele Zeitgenossen den damit einhergehenden Aufwand. Denkmalpflege als Zumutung? Das ist nicht immer gänzlich abzustreiten und etliche der Preisträger wussten von durchgearbeiteten Wochenenden, ständig eingestaubter Kleidung und auch frustrie-

renden Erlebnissen während der Bauzeit zu berichten. Das alles zählte aber unter dem Strich nicht mehr, denn im Endeffekt überwiegt nun die Freude über das Geschaffene.

Der eigenständige Prozess der Aneignung, natürlich auch von Fachleuten unterstützt und vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) begleitet, lohnt letztlich die Mühen und erzeugt bei jedem den Stolz, nun Eigentümer und oft auch selbst Bewohner eines wunderschönen Anwesens zu sein.

Den Reigen eröffnete das Krombacher Rathaus, errichtet um 1800 und seither vielfach umgebaut und umgenutzt. Der stattliche Fachwerkbau am Kirchhügel dient der Gemeinde nach wie vor als Rathaus und Bücherei. Der gelungenen Außeninstandsetzung mit detaillierter Reparatur des Fachwerks war eine Innensanierung mit Wärmedämmung vor-



Krombach, ehem. Schule, jetzt Gemeindehaus, Ausbildung des reparierten Traufgesimses (Foto: Architekt Kastl, Bayreuth)

ausgegangen, diese wurde allein durch einen neuen Kalkputz ausgeführt.

Die Schule von Goldbach, errichtet 1905 in den Formen des Heimatstils, war brand-schutztechnisch zu ertüchtigen und mit



Krombach, ehem. Schule, jetzt Gemeindehaus, nach der Instandsetzung (Foto: Architekt Kastl, Bayreuth)

einem Aufzug zu ergänzen. Dies geschah dezidiert eingriffsarm und wurde mit einer Gesamtinstandsetzung verbunden, die das bauzeitliche Erscheinungsbild wieder herausarbeitete.

In Kahl am Main fand ein heruntergekommenes Fachwerkhaus aus dem 17. Jahrhundert dank der Internetseiten „Verkäuflche Baudenkmäler“ des BLfD einen neuen Eigentümer. Ein aus der Region stammender, in Berlin tätiger Architekt kaufte das Anwesen und reparierte den erhaltenen Bestand äußerst sorgfältig. Da Farbigkeit an der Fassade nicht nachgewiesen werden konnte, beschränkte sich der Bauherr auf eine leicht pigmentierte Leinöllasur, die mit dem weißlich gebrochenen Putz ein ebenso schlichtes wie ansprechendes Bild erzeugt. Das im Inneren mehrfach unsachgemäß umgebaute Haus wurde wieder systemkonform stabilisiert und erhielt vier Wohnungen, die zum Teil mit eigenen kleinen Vorgärten versehen wurden. An die Geschichte des einstigen Gasthauses „Zum Schwan“ erinnert der neugeschaffene Ausleger am Haus.

Zwei Fachwerkwohnhäuser des 18. Jahrhunderts in Hain und Feldkahl mit

ähnlich gelagerten Problemen, nämlich aufwendiger Fachwerkreparatur, führten anschaulich vor Augen, was jahrzehntelang vernachlässigter Bauunterhalt auch der besten Konstruktion anhaben kann. Dies war nicht den jetzigen Eigentümern zuzuschreiben, ihnen ist vielmehr das hohe Engagement zu verdanken, dass sie in die Reparaturen investierten. Besonders schön war zu sehen, wie die unauffällige Integration kleiner Freisitzbereiche gelang und damit die Reparaturen auch einen Mehrwert für die Bewohner erzeugten.

Das stattliche, 1830 erbaute Pfarrhaus in Keilberg stellte die kleine katholische Kirchengemeinde wegen seiner schieren Größe vor enorme finanzielle Probleme. Es wurde jedoch ein Instandsetzungs- und Nutzungskonzept entwickelt, das nun mehrere Funktionen unter einem Dach vereint und die Zukunft des klassizistisch anmutenden Baus sicherstellt.

Das wohl kleinste Haus an diesem Abend, ein einstiges Schusterhäuschen in unmittelbarer Nähe von Großostheims schönem Marktplatz gelegen, bildete den glanzvollen Schlusspunkt. Der Eigentümer, wiederum selbst Architekt, zeigte

auf raffinierte Weise, wie auch aus einem kleinmaßstäblichen Haus eine vernünftige Nutzung herauszuholen ist. Er integrierte eine mittlerweile nachgefragte Ferienwohnung mit komfortabler Ausstattung, auch im Bereich der Haustechnik, und hat damit bewiesen, dass vorderhand als problematisch empfundene Baudenkmäler auch heutigen Nutzungsansprüchen genügen können – planerisches Geschick natürlich vorausgesetzt!

Dem seit fast 25 Jahren agierenden Verein zur Erhaltung und Pflege der Kulturdenkmale im Landkreis Aschaffenburg ist es einmal mehr gelungen, die Arbeit und Mühe ambitionierter Denkmaleigentümer zu belohnen. Denn neben anerkennenden Worten gab es nicht nur eine schicke Plakette, sondern auch für jeden Preisträger 1000,- Euro!

Die Bedeutung einer solchen Geste, wenn sie auch noch in der Öffentlichkeit vollzogen wird, ist nicht zu unterschätzen. Dem Denkmalverein gebührt an dieser Stelle Dank für sein gutes Wirken im Landkreis Aschaffenburg!

Martin Brandl



Kahl am Main, ehem. Gasthaus „Zum Schwan“, nach der Instandsetzung (Foto: Kreisbaumeisterin Elisabeth Freytag, Aschaffenburg)

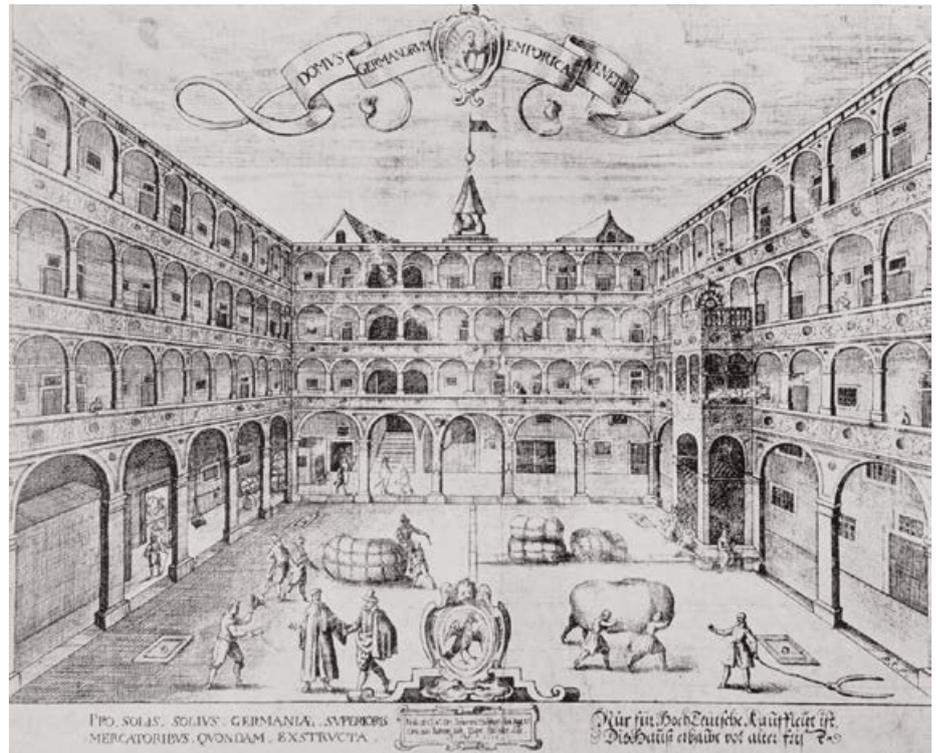
# ÜBER DEN ZAUN

## Venedig: der Fondaco dei Tedeschi

Ein Umbau durch OMA

Die frühere *serenissima* und UNESCO-Welterbe-Stadt verliert zunehmend die Souveränität über ihre einzigartigen Baudenkmäler. Neben der immanenten Bedrohung durch die umweltschädigende Präsenz riesiger Kreuzfahrtschiffe, den immer ungünstigeren Lebensbedingungen für die nur noch etwa 55 000 Einwohner durch steigende Mieten, Feinstaub, Reduzierung einer Wohnzwecken adäquaten Infrastruktur bei gleichzeitiger Komprimierung der Wohnungen und der zur Verfügung stehenden Verkehrsflächen bei bis zu 80 000 Besuchern pro Tag wird die Stadt, einst Herrscherin der Levante und eines der wirtschaftlichen Zentren Europas, zunehmend zum Objekt auswärtiger Investoren.

Prominente suchten schon immer die Nähe eines *campo* oder einer *calle*, da bildet die jüngere Vergangenheit keine Ausnahme. Bedenklich wird es, wenn identitätsstiftende, im öffentlichen Eigentum stehende Architektur in die Hände privater, überwiegend von ökonomischen Interessen geprägten Besitzern übertragen wird (die Privatisierung des städtischen Eigentums hatte sich bereits seit Mitte der 1990er Jahre intensiviert, nachdem der medial erfahrene Bürgermeister Massimo Cacciari intensiv dafür geworben hatte). In den letzten Jahren wechselten so mehr als einhundert *palazzi* ihren Eigentümer, und neben einer zunehmenden Kommerzialisierung der Stadt durch den unmittelbaren und immer weiter steigenden Einfluss der Tourismusbranche (Hotels und Ferienwohnungen statt Wohnraum für Venezianer!) gehören auch Konzerne zu den Käufern, etwa beim Palazzo Ca' Corner della Regina (Kauf durch Prada, Eröffnung 2011), einem historischen Palazzo neben der Oper La Fenice (Tiffany, Kauf 2016) oder dem Fondaco dei Tedeschi. Dass sich ein für diese Tatsache



Venedig, Fondaco dei Tedeschi, Innenhof des „nur für die HochDeutschen (= Oberdeutschen) Kaufleute erbauten Hauses“, Kupferstich von 1616. Sichtbar sind u. a. die Ornamentik auf den Brüstungen und ein später abgegangener zweigeschossiger Erker mit Balustrade (Abb. aus: Norbert Lieb: *Die Fugger und die Kunst im Zeitalter der hohen Renaissance*, München 1980, Abb. 114)

als Hauptgrund identifizierter kommunaler Schuldenberg von ca. 350 Millionen Euro gerade hier, in der hochbepreisten Lagunenstadt, auftürmen konnte, ist an dieser Stelle nicht zu diskutieren. Auch nicht, dass finanzielle Kapazitäten schon immer eine das Stadtbild zumindest mitprägende Bedeutung besaßen. Das war schon im Mittelalter so: Bereits seit der Eroberung von Byzanz unter tatkräftiger Mitwirkung der Venezianer (1204) hatten Spolien aus dem zweiten Rom die Fassade der Staatskirche St. Markus geziert, wurde einem gerade hier, am Fixpunkt zwischen Orient und Okzident, einem stets

internationalen Publikum die überlegene ökonomische und politische Kraft der Markusrepublik expressiv vorgetragen. Und „nuovo di Zecca“ – also nagelneu – bezog sich schon vor Jahrhunderten auf die venezianische Münzprägstätte, deren Erzeugnisse für ganze Völker zum einzigen bekannten Zahlungsmittel gerieten. Nun wurde Venedig nicht zum ersten Mal in seiner Geschichte von auswärts dominiert – mit dem Ende der Republik in Campo Formio durch Napoleon (1797) begann ja zunächst eine jahrzehntelange Besatzungszeit – aber nun erstmalig als Manifest eigener Ohnmacht

und als Transformation genuiner venezianischer Kultur empfunden, entgegen des Protests der vom Kulturschutzbund Italia Nostra unterstützten letzten *veneziani* – das ist neu. Was ist geschehen?

Hier eine Biografie des Projekts: Das traditionsreiche Gebäude des Fondaco dei Tedeschi – seit den 1930er Jahren Sitz des Hauptpostamtes – befand sich nach der Jahrtausendwende in einem kläglichen Zustand. Genutzt wurden zudem nur die beiden unteren Stockwerke. 2008 wurde der mit der Position am Rialto in zentraler Lage stehende Bau für 53 Millionen Euro zum Kauf angeboten und mit Edizione (dahinter der Familienbetrieb Benetton) trat zum ersten Mal in der 800-jährigen Geschichte des Fondaco ein privater Eigentümer auf. Dessen Konzept sah die Transformation in ein Shoppingzentrum für



Stadtplan des Jacopo de' Barbari, ed. in Venedig 1500, hier im Ausschnitt  
(Abb. aus: Ludwig Grote: *Albrecht Dürer, Reisen nach Venedig*, München/New York 1998, S. 26)



Venedig, Fondaco dei Tedeschi, der oben geschlossene Innenhof aus den Zeiten der Poste italiane bis 2008  
(Abb. aus: Ralph Liebermann, *L'Architettura del Rinascimento a Venezia 1450–1540*, Florenz 1982, Abb. 100)

Mode-Labels der oberen Preisklasse vor, in dem auch Events, Kunstausstellungen und Kino stattfinden sollen. Schnell war klar, dass für Entwurf und Ausführung das in Rotterdam ansässige Büro OMA (Office for Metropolitan Architecture) beauftragt wird, für das der international renommierte Pritzker-Preisträger Rem Koolhaas (geb. 1944) verantwortlich zeichnet. Der intellektuelle Stararchitekt trat in der Vergangenheit allerdings entschieden für die Einfügung von Megastrukturen in den Städtebau („XL-Architektur“) ein, was etwa im Stadtzentrum von Den Haag zu einer Konzentration von großen Bauvolumina führte – für eine Lösung wie die in Venedig gesuchte sicher eine Wahl, die aufhorchen ließ.

Im Dezember 2011 unterzeichneten der Konzern und die Stadt eine Konvention, der „dem Fondaco seine ursprüngliche Bestimmung wiedergeben sollte“ (Bürgermeister Giorgio Orsoni, der übrigens im Juni 2014 nach seiner Festnahme in Verbindung mit einem gigantischen Bestechungsskandal um führende Mitglieder der venezianischen Gesellschaft im Zusammenhang mit dem M.O.S.E.-Projekt zurücktrat). Ein erster Entwurf wurde öffentlich vorgestellt, evozierte aber starken Widerstand, der Veränderungen nach sich zog. Idee dieser ersten Version war eine Transformation des seit Jahrhunderten auf einen nach außen hermetisch ausgerichteten Charakter des Gebäudes – es ging schließlich um die Kontrolle der darin tätigen, auswärtigen Kaufleute

durch die Beamten der venezianischen Republik, was baulich, aber auch durch ein engmaschiges System rigider Öffnungszeiten realisiert wurde. In Anlehnung an die bei den umfangreichen Umbaumaßnahmen bei Einrichtung der Post 1938/39 eingeführten Maßnahmen zu einer gewünschten Öffnung für die eintretenden Kunden sollte nun die an eine geöffnete, zahlreiche Besucheraufenthalte ermöglichende *piazza interna* (Francesco Dal Co) erinnernde Atmosphäre des gewaltigen Innenhofs unterstrichen werden. Vier wie Skulpturen in den Raum eingestellte (rote) Rolltreppen sollten die vertikale Kommunikation übernehmen und eine narrativ erlebbare Wahrnehmung des Hauses durch den Blick aus oberen Positionen ermöglichen.



Sichtbare Abgrenzung neuer Bauteile vom Bestand und der stützenden Struktur (Foto: Malte Niklas, Marienhagen)

Der dann um dieses Element reduzierte, ab 2013–16 ausgeführte Entwurf bringt die Rolltreppen jedoch in den Seitenflügeln unter, wo sie, durch große, in die Galeriewände geschnittene Öffnungen, bis zur Ebene der früheren Telegraphenhalle im dritten Obergeschoss führen. Die Übertragung der Verkehrswege in die zum Innenhof durch ein symmetrisches System aus zahlreichen Rundbögen geöffneten Galeriegeschosse reduziert zwar die Wahrnehmung des Raumes von oberen Standpunkten innerhalb des zur Halle mutierten Innenhofs, sie lässt den Besucher aber die gewaltige Höhe von vier Geschossen wie einst, nämlich von unten, aufnehmen. Hier, im Innenhof, nahm OMA die umfangreichsten Veränderungen vor. Der aus den 1930er Jahren stammende Ziegelboden wich einer Kombination aus istrischem Marmor mit Rosso di Verona, beide in der großen Form von vier entlang eines Achsenkreuzes aufeinandertreffenden Bodenplatten streifenförmig verlegt. Der Hof wird über dem dritten Obergeschoss durch eine Kassettendecke (Stahl) überdeckt, zur Halle wurde er bereits zu Zeiten der *Poste*. Eine aus dem 19. Jahrhundert stammende Metallkonstruktion für den als Oberlicht dienenden Pavillon, ein Kleinod der frühen Industrialisierung im Bauwesen und damals eine unerhörte Ergänzung der Ingenieurbaukunst, wurde restauriert und, um 1,5 m im Scheitel erhöht, wieder über dem Zentrum aufgesetzt – so erhält die Decke über dem Innern transluziden Charakter, und der Raum darüber steht wie eine Bühne, etwa für autarke Veranstaltungen, zur Verfügung. Von dort kann nun, erstmals öffentlich zugänglich, auch die Dachaltane begangen werden. Sie eröffnet einen Rundumblick über den Rialto, dem ökonomischen Herz der früheren Handelsmetropole und noch heute eines der bewegtesten Zentren der Grande Dame der einstigen italienischen Stadtrepubliken.

Zur „Philosophie“ der angewandten Denkmalpflege: Alle Maßnahmen wurden mit einer gewissen planerischen Kühnheit – die eher in einiger Distanz zu einer rein konservatorischen Komponente steht – durchgeführt. Gleichwohl lassen sie einen sensiblen Umgang mit Strukturen und Materialien erkennen, wie er in Oberitalien eine lange Tradition besitzt. Es ist auffallend, dass vorrangig der große Maßstab für den Umbau prägend wurde. Die Oberflächen – neu verputzte Flächen, die holzverkleideten Treppen, das



Die Geometrie der Arkaden tritt, wie die Farbe und das Licht, als gestalterisches Element in den Vordergrund (Foto: Malte Niklas, Marienhagen)



Venedig, Fondaco dei Tedeschi, die Monumentalität der auf Pfeiler ruhenden Rundbögen lässt sich nicht verbergen (Foto: Malte Niklas, Marienhagen)

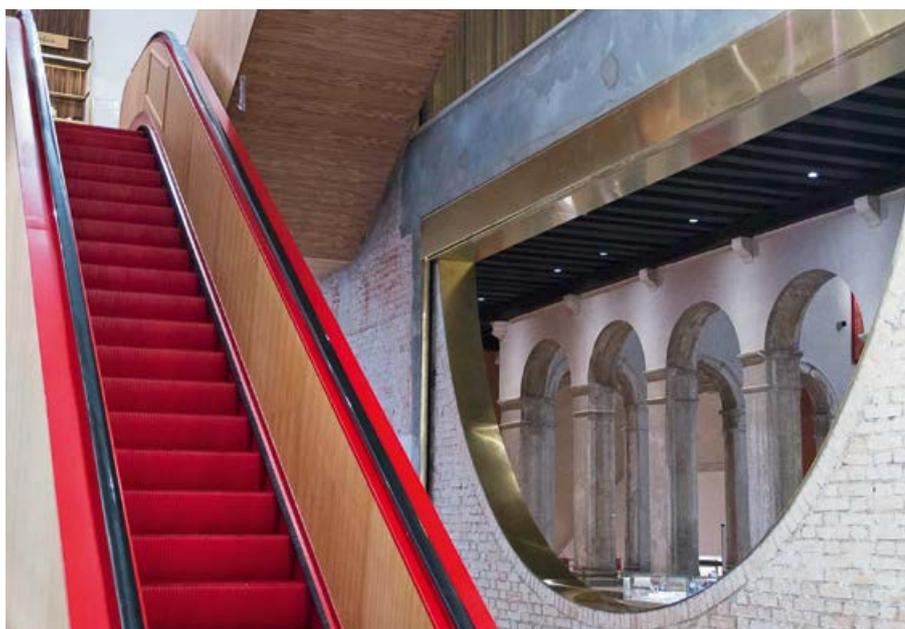
Betonskelett mit Ausfachung *a mattoni* der 1930er Jahre, neu eingebrachte Betonsockel und Bruchsteinmauern, aber auch Naturstein- und Terrazzoböden stoßen teils krude aufeinander und steigern sich durch diese antagonistische Auffassung in ihrer Wirkung. Die noch verbliebenen Bestandteile von historischer Bedeutung werden in diese an eine Gesamtkomposition erinnernde Gestaltung integriert, sei es als die raumbestimmenden, gefasten

Pfeiler mit ihren Bogeneinfassungen rund um den Innenhof, sei es als reliefierte oder gemalte Wappen oder als Inschriftentafeln. Der auf venezianischen *campi* allgegenwärtige *pozzo* (Brunnen) und die monumentale Uhr wirken in dem mit einer Fülle an optischen Reizen und mit eigener Lichtregie ausgestatteten Showroom ein wenig verloren.

Die durch die angebotene Ware, die Bewegungen von Kunden und Händlern

oder die in ihrer gleichartigen Kleidung etwas aufgesetzt wirkenden Türsteher verursachte leicht unruhige Atmosphäre und die Lebendigkeit des Innenraums mögen an die einstige Geschäftigkeit erinnern, sie lassen den Fondaco jedoch trotz seiner betörenden Metamorphose zur Kulisse werden, und dieser Eindruck ist bestimmend. Dem aufmerksamen Besucher fällt, trotz aller Begeisterung für das wieder zugängliche Gebäude und die damit verbundenen gewaltigen planerischen und handwerklichen Anstrengungen, die schwierige und an diesem prominenten Baudenkmal experimentell wirkende Vereinbarkeit einer Shoppingmall mit einem historischen Gebäude auf. Vielleicht ist es auch eine Frage noch fehlender Gewohnheit, indes hat man sich ja vielerorts bereits an moderne Umgestaltungen historischer Architektur gewöhnt, etwa bei Museen, Hotels oder Kirchen. Dabei ist die atmosphärisch wahrnehmbare Stimmung von der turbulenten Situation entlang der touristischen Hauptstromlinien stark differenziert, ebenso wie die Vierflügelanlage ja schon zu historischen Zeiten ein für die Kaufleute nördlicher Länder vorbehalten Ort war, in dem die Deutschen nur die stärkste Fraktion bildeten, was sich in einer weitgehenden Autonomie der meist aus Oberdeutschland stammenden deutschen Kaufleute abbildete.

Mark Häberlein verweist darauf, dass der Fondaco in seinen großen Zeiten stets ein Ort des wirtschaftlichen, aber auch des kulturellen Austausches war (Bernd Roeck nutzt hier den Begriff *cultural transfer*, der sich auf die internationalen Beziehungen zwischen Nordeuropa und der Levante bezieht), und in gewisser Weise ist er das noch heute, wenn auch unter völlig anderen Bedingungen. Für die Planung ging es darum, die im Bestand vorhandenen Schichten freizulegen, die tragenden Strukturen offen zu zeigen und die Substanz des Gebäudes somit begreifbar werden zu lassen. Immer wieder sollen den Besuchern neue, unterschiedliche Perspektiven angeboten werden. Den Fondaco planerisch und unter denkmalpflegerischen Aspekten zu bearbeiten, bedeutete aber auch die Fortschreibung seiner Baugeschichte, auch mit Blick auf die moderne bautechnische Entwicklung. Rem Koolhaas sagt dazu, „[...] preservation means change – it is a form of adaptation or evolution through technique. It is not the opposite of modernity – it is



Öffnungen ermöglichen perspektivisch abwechslungsreiche horizontale und vertikale Durchblicke (Foto: Malte Niklas, Marienhagen)



Venedig, Fondaco dei Tedeschi, die Fassade, einst von Giorgione und Tizian freskiert, erscheint seit langer Zeit schlicht. Hinter den fialenähnlichen Aufsätzen wird die Dachterrasse sichtbar (Foto: Astrid Hansen)

its product“ und erinnert damit an den stets dynamischen baulichen Wandel des Handelshauses. Zwischen 1225 und 1228 erstmals errichtet und nach einem Brand ab 1505 wieder aufgebaut, veränderte es stets sein Antlitz. Die Dokumentation dieser Entwicklungen am Bau soll eine weitgehend authentische Erinnerung ermöglichen. Alle Bauphasen, auch die jüngeren (nach der Hauptpost folgten geziegelte Ausfachungen in den 1960er Jahren, Metallkonstruktionen aus Stahl und anderen Metallen) dienen dieser Erinnerung, und werden darin, und das kann wegen der für Jahrhunderte dominierenden Nutzung befremdlich sein, im demokratischen Sinne als gleichwertig behandelt. Diese dokumentarische Aussage des Baues lässt an die Inkunabeln einer Architektur denken, in der sich die in der Nachkriegszeit wieder aufgenommene Moderne und Historizität sehr unmittelbar begegnen, wie im Umbau des Castelvecchio in Verona zum Museum in den Jahren 1958–62 durch Carlo Scarpa (und folgend auch bei der Fondazione Querini-Stampalia, Venedig),

in Bayern in etwa vergleichbar mit dem Einfluss Hans Döllgasts, Sep Rufs und Alexander von Brancas zu Zeiten des Wiederaufbaus. Der ab 1957 in Eichstätt wirkende Karljosef Schattner nannte diese Auffassung einer entwickelnd-konservatorischen Planung „Arbeiten mit Skalpell“ und trug damit in frühen Jahren auch hier viel zu ihrem Verständnis bei. An vielen Orten – etwa bei der Veränderung des Pariser Gare d’Orsay zum Musée d’Orsay (1984–86 durch die Mailänder Architektin Gae Aulenti), hat diese Architektur zu einer erneuerten Auseinandersetzung mit historischer Architektur geführt, bisweilen auch deren Erhaltung gefördert.

Der Ausverkauf einzigartiger Schätze der Baukultur bleibt jedoch indiskutabel und eine unmittelbare und stringent durchzuführende Wende ist von Politikern kompromisslos einzufordern. Dass der Umbau des Fondaco dei Tedeschi nicht ohne Sorgfalt und unter Offerierung reizvoller Ausblicke durchgeführt wurde, ist offensichtlich. Was aber, wenn Benetton oder künftige Nutzer ihr Konzept verän-

dern? Man möchte zweifeln, ob es dann Verantwortliche gibt, die um ihre besondere Verpflichtung wissen und diese mit Einsatz durchzusetzen wissen.

Markus Würmseher

#### Literatur

Dal Co, Francesco/Molteni, Elisabetta/Koolhaas, Rem et al.: *Il Fondaco dei Tedeschi, OMA. Il restauro e il riuso di un monumento veneziano*, Mailand 2016

Häberlein, Mark: *Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und der Italienhandel oberdeutscher Kaufleute (ca. 1450–1650)*, in: *Bayern und Italien. Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen*, Lindenberg/Allgäu 2010, S. 124–139

Roeck, Bernd/Bergdolt, Klaus/Martin, Andrew John (Hrsg.): *Venedig und Oberdeutschland in der Renaissance. Beziehungen zwischen Kunst und Wirtschaft*, Sigmaringen 1993 (Studi/Centro Tedesco di Studi Veneziani 9)

Schweikhart, Gunter: *Der Fondaco dei Tedeschi. Bau und Ausstattung im 15. Jahrhundert*, in: *Roeck/Bergdolt/Martin 1993*, S. 41–49

Simonsfeld, Henry: *Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen*, 2 Bde., Stuttgart 1887

## Blick in die Tiefe der Zeit

### Neueröffnung des Archäologischen Parks „Quartier Didon“ in Karthago (Tunesien)

Karthago – Stadt der Königin Dido, Hannibals, des berühmten Seefahrers Mago und des Heiligen Augustinus. Diese berühmten Personen stehen exemplarisch für die wichtigsten Epochen in der mehr als 1500-jährigen Geschichte dieser Mittelmeermetropole, vom späten 9. Jahrhundert v. Chr. bis in das Frühmittelalter, als Karthago zugunsten von Tunis als zentraler Hafen- und Regierungsort aufgegeben wurde.

Das tunesisch-deutsche Kooperationsprojekt der Ausgrabung an der Rue Ibn Chabâat, dem heutigen „Quartier Didon“ begann 1984 und wurde bis 1997 von Friedrich Rakob (Deutsches Archäologisches Institut Rom) geleitet. 2009 bis 2012 wurden die Arbeiten unter Leitung von Christof Flügel (Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern) und Heimo Dolenz (Landesmuseum Kärnten, Klagen-

furt) erneut aufgenommen, um die Publikation abzuschließen. Die Errichtung des Parks und des Antiquariums konnte unter Leitung von Ralf Bockmann (Deutsches Archäologisches Institut Rom) und unter Einbindung der musealen Expertise der Landesstelle von 2014–17 mit großzügiger Unterstützung des Auswärtigen Amtes umgesetzt werden.

Am 28. November 2017 wurde das Quartier Didon mit einem feierlichen Akt in Anwesenheit des Botschafters der Bundesrepublik Deutschland in Tunesien, Dr. Andreas Reinicke eröffnet. Der neue archäologische Park stellt einen weiteren Mosaikstein in der Vermittlung der komplexen antiken Stadtgeschichte dar. Das „Quartier Didon“ ergänzt die bereits bestehenden archäologischen Parks des „Quartier Magon“ (5.–2. Jh. v. Chr.), des „Quartier Hannibal“ auf dem Byrsa-Hü-

gel (2. Jh. v. Chr. und römische Kaiserzeit) sowie den archäologischen Park in den Thermen des Antoninus Pius.

Der Fundplatz an der Rue Ibn Chabâat ist buchstäblich von zentraler Bedeutung – er befindet sich im Gebiet der frühesten punischen Siedlung Karthago, die dem Mythos nach 814 v. Chr. von der aus dem levantinischen Tyros verstoßenen phönizischen Prinzessin Dido gegründet wurde. Der antike Fundort zählt seit 1979 zum Welterbe der UNESCO und ist heute ein mondäner Villenvorort von Tunis.

Karthago war eine der bedeutendsten Metropolen der Antike und gehörte in der römischen Kaiserzeit nach Rom und Antiochia zu den größten Städten der damals bekannten Welt. An der Rue Ibn Chabâat wurde in bis zu 8 m tiefen Schnitten neben Großbauten der punischen, römischen und byzantinischen



Karthago (Tunesien), Quartier Didon. Überblick mit Antiquarium von Nordosten (Foto: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, Christof Flügel)



Karthago (Tunesien), Quartier Didon. Blick in das Antiquarium mit Architekturbestandteilen punischer Großbauten (Foto: DAI Rom, Neg.Nr. D-DAI-ROM-2017.1336, Heide Behrens)

Zeit ein Wohnviertel dokumentiert, das in die früheste, archaische Siedlungszeit gehört. Daher wurde der Name „Quartier Didon“ gewählt, um für das interessierte Publikum einen Bezug zur mythischen Gründerin der Stadt herzustellen.

Im neu eröffneten archäologischen Park „Quartier Didon“ ist es jetzt möglich, Geschichte in konzentrierter Form hautnah zu erleben. Beeindruckende römische Ruinen erheben sich über den Resten punischer Großbauten und einer frühpunischen Siedlung, die bis in die Anfänge der Stadt zurückreicht. Von der mittelpunischen Epoche im 5. Jahrhundert v. Chr. bis in die byzantinische Zeit am Ende der Antike wurden hier, im Zentrum Karthagos, bedeutende öffentliche Gebäude errichtet. Die Ursprünge der Ruinen gehen jedoch bis in die Zeit der mythischen Prinzessin Dido zurück, die Karthago der Überlieferung nach 814 v. Chr. gegründet haben soll. Bei Ausgrabungen wurden frühpunische Häuser gefunden, die über C14-Datierungen in genau diese Zeit datiert werden konnten. Dido hat dem Park daher den Namen gegeben. Ungefähr 300 Jahre nach der Errichtung der ersten Siedlung, in der mittelpunischen Epoche, wurden die Häuser einplaniert und an ihrer Stelle ein Platz eingerichtet, der von mehreren Großbauten umschlossen wurde. Sicher befand sich hier einer der bedeutendsten Tempel der Stadt.

Tonsiegel aus dem Tempelarchiv, eine Maske, die wahrscheinlich die Göttin Tanit darstellte, sowie Bauteile des Tempels werden unter anderem in einer kleinen Dauerausstellung im Quartier Didon ge-

zeigt. Nach der Zerstörung der Stadt durch die Römer im Jahr 146 v. Chr. wurden die Reste der punischen Bauten systematisch abgetragen. Das gesamte Gelände wurde um mehrere Meter angehoben. Das zeigen die massiven, noch heute mehr als fünf Meter hohen Mauern einer römischen Insula. Auf ihr wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. ein reich ausgestatteter monumentaler Saalbau errichtet. Schließlich, fast 400 Jahre später, erhob sich an gleicher Stelle eine byzantinische Rotunde, die vermutlich der Verehrung von Heiligen diente.



Karthago (Tunesien), Quartier Didon. Blick in die Tiefe der Zeit: Zerstörungsschutt der Vernichtung Karthagos 146 v. Chr. (links), Reste archaischer Häuser des 8. Jh. v. Chr., (rechts) im Schutze römischer Gussbeton-Mauern der Zeit um 200 n. Chr. (Foto: DAI Rom, Neg.Nr. D-DAI-ROM-2017.0998, Heide Behrens)

Besonders die gewaltigen Umstrukturierungen der punischen Hinterlassenschaften durch die Römer und die systematische Umnutzung des noch vorhandenen Ruinenbestandes sind ein beeindruckendes Zeugnis der Geschichte Karthagos. Gleichzeitig dokumentiert der neue archäologische Park den Export bayerischen archäologischen und musealen Knowhows nach Nordafrika.

Christof Flügel und Ralf Bockmann

### Literatur

Info-Flyer Quartier Didon: <https://www.dainst.org/documents/10180/15360/Informationsflyer+zum+Quartier+Didon+in+Deutsch-Englisch/35a675d3-753b-4870-9487-a0f51a16d3c8>, abgerufen am 18.01.2018

Flügel, Christof: *Bei Königin Dido und Hannibal – die Landesstelle in Karthago*, in: Denkmalpflege Informationen 145 (2010), S. 68–70.

Flügel, Christof: *Karthago, Tunesien. Grabungen an der Rue Ibn Chabâat. Die Arbeiten der Jahre 2012 und 2013*, e-Forschungsbericht des Deutschen Archäologischen Instituts, 2014–2, 121–126, <https://publications.dainst.org/journals/efb/1763/4670>, abgerufen am 18.02.2018

Dolenz, Heimo/Flügel, Christof: *Die deutschen Ausgrabungen in Karthago. Römische und byzantinische Großbauten am Decumanus Maximus. Karthago IV*, Mainz 2012

## Die Venusgrotte im Schlosspark Linderhof – Illusionskunst und High Tech im 19. Jahrhundert

Internationale Fachtagung von ICOMOS Deutschland und der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, 11.–13. Oktober 2017

Mit der Venusgrotte hat sich Ludwig II. 1875–77 im oberen Teil des Parks von Schloss Linderhof eine künstliche Tropfsteinhöhle mit beheizbarem See, teils oberirdisch laufendem Wasser und verzweigtem Wegesystem bauen lassen, die ihresgleichen sucht. Auf einer Grundfläche von rund 1200 m<sup>2</sup> – das ist größer als die des gesamten Schlosses – liegt der Raum unter einem begrünten Dach und hinter Felsattrappen verborgen. Ihren Namen verdankt die Anlage einem großformatigen Leinwandgemälde „Tannhäuser im Venusberg“ von August von Heckel. Es diente zusammen mit weiteren Ausstattungsstücken und einem komplexen Lichtsystem der Inszenierung unterschiedlicher, imaginärer Reiseziele. Wie auf einer dreidimensionalen, interaktiven Theaterbühne ließ sich von verschiedenen positionierten Königssitzen bei roter Beleuchtung der Venusberg, in blauem Licht die Blaue Grotte von Capri sowie mittels eines heute verschollenen perspektivischen Bildes das Kaschmirtal im Himalaya mit Alpenglühen und Mondschein erleben.

Bei der Venusgrotte handelt es sich um ein sehr vielschichtiges Denkmal. Zunächst ist sie ein Baudenkmal mit aufwendigem Raum- und Wegekonzept sowie teilweise erhaltener Ausstattung. Dann muss sie als Technikdenkmal angesprochen werden, denn sie verfügt bzw. verfügte unter anderem über eine patentierte Raumschalenskonstruktion, eine experimentell optimierte Beleuchtung aus Gaslampen, elektrischem Licht und vorgeblendeten farbigen Gläsern, eine Raum- und Wasserheizung sowie einen Wellenschieber zur Bewegung des Seewassers. In einem separaten Maschinen-

haus erzeugten Generatoren die benötigte Energie. Als wichtiger Bestandteil der Parkanlage von Schloss Linderhof und einzigartiges Beispiel einer derart groß dimensionierten Grotte weist sie sich als Gartendenkmal aus. Und schließlich erfüllt sie die Kriterien eines Naturdenkmals, weil sie zum Wohnort der seltenen Hufeisennasenfledermäuse geworden ist, die durch offene Oberlichter ein- und ausfliegen können.

Anlass für die Tagung im Hubertusaal von Schloss Nymphenburg war die umfangreiche Instandsetzung der seit 2016 wegen Einsturzgefahr für die Besucher gesperrten Venusgrotte. Vorge stellt und diskutiert wurden die ersten Ergebnisse und das weitere Vorgehen der noch bis 2022 andauernden Arbeiten. Als Hauptursache für die starken Schäden im Inneren der Grotte lassen sich Korrosion und Frostsprengungen aufgrund der unkontrollierten Feuchtigkeits- und Belüftungssituation diagnostizieren. Ziele der derzeit laufenden Untersuchungen und Wiederherstellung sind die Wasser- und Klimaregulierung, die Sicherung, Reinigung, Konservierung und partielle Rekonstruktion der Raumschale und Ausstattung, die Modernisierung der Beläge der Wege und eine Beleuchtung für eine zeitgemäße Nutzung sowie der Erhalt des Lebensraums der kleinen Hufeisennasenfledermaus.

Gekommen waren neben den zuständigen Behördenvertretern Fachleute unterschiedlichster Disziplinen, von Theaterwissenschaftlern bis hin zu Chemikern, um aus ihrer Sicht das Gesamtkunstwerk Venusgrotte und seine Restaurierung zu erörtern. Bei der schlüssig aufgebauten Tagung erfolgte nach einleitenden Worten

von Peter Seibert und Alexander Wiesneth zunächst eine kultur- und technikhistorische Einordnung der Venusgrotte. In dem spannenden Vortrag von Ursula Storch erfuhr man mehr über die Bedeutung der Reiseillusion im 19. Jahrhundert. Ein Kulturphänomen, das auch den monumenthaften Erlebnisort besser verstehen lässt. Ulf Otto beschäftigte sich engagiert mit dem Zusammenspiel von Theater und Technik, von Lichtregie und Ausstattung als Zeichen der Suche nach individueller, sinnlicher Erfahrung. Vorträge von Kilian Jost, Stefan M. Holzer und Stéphanie Quantin ordneten die Bauweise der künstlichen Höhle entwicklungsgeschichtlich ein. Gerd Hirzinger schilderte Vorgehen und Ergebnis der höchst komplexen Bauaufnahme mittels modernster Technik als 3D-Modell.

Am zweiten Tag standen die Erforschung der Baugeschichte der Venusgrotte und der restauratorische Umgang mit der Bestandssituation im Vordergrund. Zunächst resümierten Martin Bosch und Wolfgang Eichner die Ausgangslage und Zielsetzung der Maßnahme. Ab 2007 fanden Voruntersuchungen zum historischen Schutzdach, der Erdüberdeckung der Gewölbe, den Außenwänden, Material und Konstruktion der Drahtputzschale im Inneren, dem Klima und der Fauna sowie eine erste Sicherung der abbruchgefährdeten Bereiche statt. In Arbeitsgruppen wurden Teilabschnitte der anstehenden Arbeiten definiert: das Errichten einer rückwärtigen Sperrwand und neuer Wasserleitungen sowie die klimatische Regulierung mittels Lüftungsanlage, um die teils 100 prozentige Raumfeuchte zu reduzieren, Erstellen eines Beleuchtungskonzeptes, Ertüchti-

gung der Eisengrundkonstruktion sowie der Drahtputzschale und Ausstattungsfragen.

Im Anschluss schilderte Stefan Nadler die Ergebnisse einer Schriftquellenanalyse. In einem ersten Entwurf hatte Carl von Effner bereits 1873 Form, Ruheplätze und Blickbezüge skizziert. Die sich anschließende Planung und Fertigung des Raumkunstwerks lässt sich anhand der Aufzeichnungen als experimenteller, von

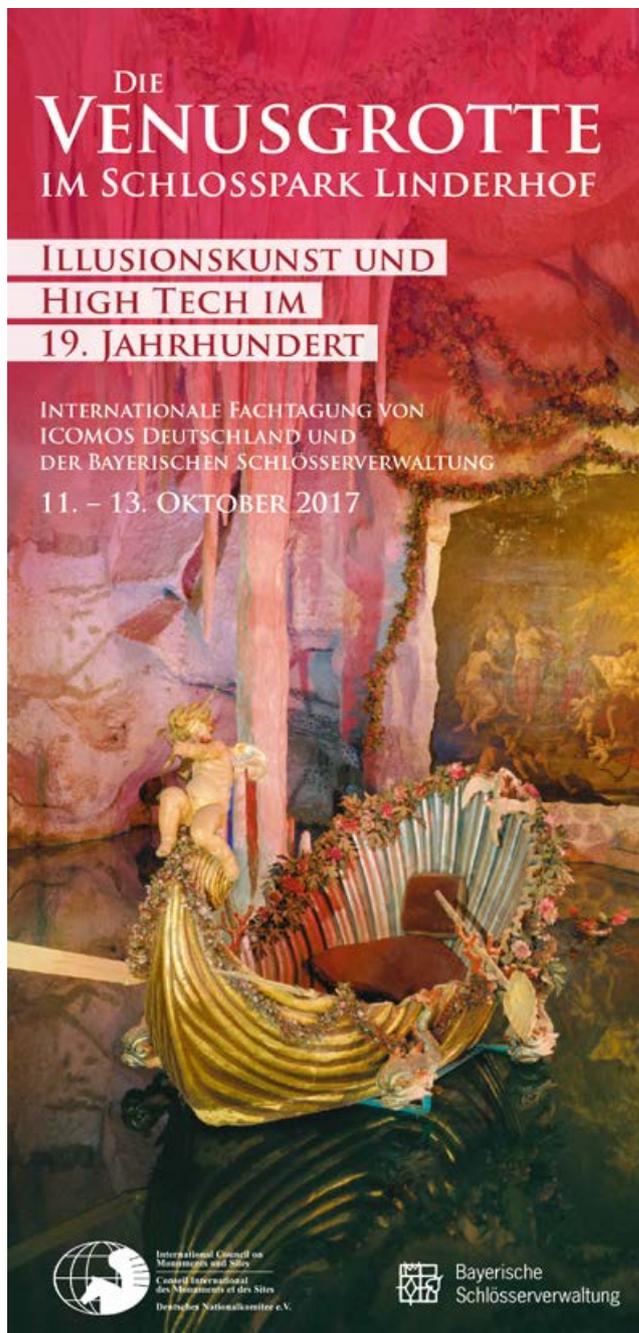
Ludwig II. dominierter Prozess belegen. Der hohe logistische Aufwand beim Bauen im ländlichen Raum und der königliche Anspruch führten zu einem Einsatz regionaler Materialien und Handwerker auf der einen sowie modernster, industriell gefertigter Maschinen und Wanderarbeiter auf der anderen Seite.

Reinhold Winkler unternahm den Abgleich von Archivalien und Realität. Er präsentierte den aktuellen Kenntnisstand

zum Bauplatz, der mittels Sprengarbeiten angelegt und dann sorgfältig nachbearbeitet worden ist, zur Wasserführung – als Sturzbach, Wasserfall, See, Kanal oder in unterirdischen Rohrleitungen –, zu den Laufniveaus, die ursprünglich größere Höhenunterschiede aufwiesen, 1932 für den Tourismus aber eingeebnet wurden und zu den verschiedenen Inszenierungsmodellen mit der dafür installierten Ausstattung wie Leuchten, Wellenmaschine, Astwerkgeländer und Throne. Näheres zur eingesetzten Technik der elektrisch betriebenen Kohlebogenlampen legte Frank Dittmann dar. In den folgenden Beiträgen von Klaus Häfner, Christian Kayser und Eberhard Wendler ging es um Konstruktion und Statik, Schadensbild sowie das Erhaltungskonzept der Raumschale. Diskutiert wurden der kathodische Korrosionsschutz, das Aufbringen von Kalk in unzugänglichen Bereichen, eine sekundäre Stützkonstruktion sowie die äußerliche Einnetzung mit einem Edelstahldrahtgeflecht. Schließlich referierten Inga Pelludat die Herausforderungen bei der Restaurierung des großformatigen Venusberggemäldes und Armin Schmickl mit Elke Umminger die Tücken bei der Rekonstruktion künstlicher Felsen.

Eine Exkursion nach Linderhof bot die Möglichkeit, das zuvor gehörte vor Ort zu vertiefen und bei einer Vorführung, die Lichtqualität der historischen Bogenlampen kennenzulernen.

Die Tagung war überschrieben mit „Illusionskunst und High Tech im 19. Jahrhundert“ und spricht zu Recht die dramaturgische Nutzung sowie die dafür eingebrachte aufwendige Technik an. Nach der Bemusterung unterschiedlichster Farbfassungen hat sich Ludwig II. in der Venusgrotte schließlich für eine weiße mit Glitter überzogene Oberfläche entschieden, die je nach Anlass unterschiedlich farbig ausgeleuchtet wurde. Die vielfältigen Inszenierungsmöglichkeiten des weißgetünchten Raums mittels variabler Beleuchtungskonzepte – lange vor der Erfindung der Videoinstallation – können vielleicht auch Anregung beim zukünftigen Umgang mit diesem einzigartigen Denkmal sein. Bei einem größtmöglichen Substanzerhalt ließen sich Fehlstellen als reine Illusion mit Lichtprojektionen rekonstruieren.



Friederike Dhein

## St. Koloman – Ein „österreichisch-bayerischer“ Heiliger

Der heilige Koloman – allgemein ist er nur wenig bekannt, aber besonders in Bayern und Österreich ist er mit einigen Patrozinien vertreten. Uns war der Name Koloman bisher eigentlich nur geläufig, weil wir im Garten die sogenannten Kolomansteine verbauen, die aus einem Steinbruch der Gemeinde St. Koloman in Österreich stammen. Die kleine Ortschaft St. Koloman liegt, von uns aus gesehen, „hinterm Hohen Göll“, im Tennengau im Salzburger Land. Hier liegt die Ortschaft östlich des Salzachtals südlich von Hallein auf einem Hochplateau auf etwa 850 Höhenmetern (für die Halleiner liegt

Berchtesgaden „hinterm Hohen Göll“!). Die dem hl. Koloman geweihte Pfarrkirche wurde erstmals mit ihrer Weihe am 8. Juni 1506 erwähnt.

Ausgangspunkt für die Verehrung war jedoch eine in ihren Ursprüngen deutlich ältere, südlich der Pfarrkirche gelegene Kolomankapelle. Eine Heilquelle, besonders bei Augenleiden, soll zur Errichtung einer kleinen Kapelle geführt haben, durch deren „Einnahmen“ später die Errichtung der Pfarrkirche ermöglicht wurde.

Beim oben erwähnten „Kolomanstein“ handelt sich um „Barmsteinkalk“, einen

oberjurassischen Kalkturbidit der nördlichen Kalkalpen, der südlich und westlich von Salzburg im Hallein-Berchtesgadener Raum (westlich der Salzach) und im Gebiet der Osterhorn-Gruppe (östlich der Salzach) vorkommt. Es ist ein dichter, heller, gräulichweißer Kalkstein der oft Hornsteinknollen und Tonschieferbröckchen führt. Das Gestein ist in unterschiedlich dicken Lagen von etwa 5 bis 80 cm geschichtet. Es wird unter anderem zum Bau von Schwergewichtsmauern für Hangsicherungen, für Stützmauern und Außenwandverkleidungen verwendet. Auch im Innenausbau findet der Stein



St. Koloman, Pfarrkirche St. Koloman, der hl. Koloman als Pilger mit Pilgerstab, Flasche und Muschel. Altar und Detail des Altaraufsatzes (rechts), Schnitzfigur von Georg Itzfeldner, um 1775 (Foto: Eva Maria Ilsanker, Bischofswiesen)



Verwendung. Wegen seiner Lagenschichtung wird er auch gerne im Garten- und Landschaftsbau verwendet für Trockenmauern, Pflaster und Beeteinfassungen, die „Abfallprodukte“ gequetscht als Frostschutzkies, als Unterbau im Straßenbau, als Mulchschicht bei Präriebeeten und vieles mehr. So war es also naheliegend, sich einmal mit diesem namensgebenden, fast „unbekannten“ Heiligen zu beschäftigen. Und vorweg sei bemerkt, Koloman wurde nicht in einem der Steinbrüche bei St. Koloman gemartert, diese sind erst seit einem guten halben Jahrhundert in Betrieb.

### Wer war Koloman, welche Quellen berichten über ihn?

Es war im Sommer des Jahres 1012. Die Bevölkerung in der Nähe der Gemeinde Stockerau (ca. 25 km nordwestlich von Wien; erste urkundliche Erwähnung 1012



Markgraf Heinrich I., im Hintergrund das Martyrium des hl. Koloman. Babenberger-Stammbaum, Stift Klosterneuburg, Detail, 1489 (Foto: Bildarchiv Foto Marburg, Aufnahme-Nr. 1.205.292)

als „Stoccaerouwe“ im Zusammenhang mit dem hl. Koloman) im heutigen Niederösterreich entdeckte auf ihrem Gebiet einen Fremden, der eine in ihren Augen seltsame Kleidung trug und sich in einer unverständlichen Sprache ausdrückte. So wurde er der Spionage verdächtigt, festgehalten, gefoltert, zum Tod durch Erhängen verurteilt und sofort nach dem Urteilspruch mit einer Liane zwischen zwei Verbrechern aufgehängt.

Über die Herkunft Kolomans und sein Leben ist nur wenig bekannt. Er soll ein Sohn des irischen Königs Moolshechlain gewesen sein, eine Aussage, die aufgrund der Forschungslage nicht bestätigt wer-

den kann. Andere Legenden sprechen von ihm als einem irischen oder schottischen Königssohn, wieder andere von einem irischen Wanderprediger. Jedenfalls war er ein irischer Pilger auf dem Weg ins Heilige Land, der wohl den damals üblichen Reiseweg über das heutige Frankreich, Deutschland, Österreich, Ungarn und Griechenland nehmen wollte, um an das Grab Christi zu gelangen, wo er nie ankommen sollte.

Das Aufgreifen Kolomans, seine Folterung, die Verurteilung zum Tod und die Hinrichtung sind historisch verbürgt durch die Melker Annalen und durch Berichte des Thietmar von Merseburg

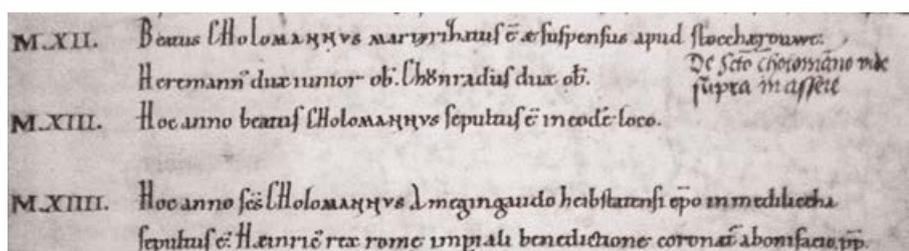
als Zeitzeugen in dessen Chronik zum Jahr 1017. Stockerau war zu dieser Zeit der äußerste Vorposten des Reiches an der Donau. Ausgerechnet hier kam es im Sommer 1012 zu einem schweren Grenzwischenfall aufgrund verschiedener politischer Auseinandersetzungen zwischen König Heinrich II. und Herzog Boleslaw I. Chrobry von Polen. Ein seltsamer Fremder, der noch dazu alleine unterwegs war, wurde aufgegriffen. Mit seiner allen Leuten unbekanntem Sprache konnte er sich nicht verständlich machen. Für die damalige Bevölkerung, die gelernt hatte auf der Hut zu sein, plausible Gründe für den schwerwiegenden Verdacht der Spionage. Also wurde er vor den Ortsrichter namens Wollkerstorfer gebracht. Schließlich versuchte man, den Fremden durch Folter gesprächig zu machen. Angeblich wurden mit glühenden Zangen Fleisch aus seinem Körper gerissen und seine Schienbeine zersägt. Aber auch das nützte nicht zur Wahrheitsfindung. So wurde er als besonders verstockter Landesfeind nach Gerichtsverhandlung und Verurteilung letztendlich am 17. Juli 1012 zwischen zwei Verbrechern an einem zum Baum ausgewachsenen, dünnen Holunder erhängt. Als ein zum Tode Verurteilter wurde er der damaligen Sitte gemäß nicht begraben.

Kurz und prägnant halten die Eintragungen in den Melker Annalen zu den Jahren 1012, 1013 und 1014 die Ereignisse in lateinischer Sprache fest: 1012 – der selige (beatus) Koloman wurde in Stockerau gemartert und gehängt, 1013 – der selige (beatus) Koloman wurde an eben diesem Ort begraben, 1014 – der heilige (sanctus) Koloman wurde von Megingaud, Bischof von Eichstätt, in Melk begraben.

In dem Bericht Thietmars von Merseburg über das Leiden und Sterben Kolomans ist das Jahr 1017 für die Geschehnisse angegeben. In der „Passio sancti Cholomanni“ (Mitte 12. Jh.) des Melker Abtes Erchenfried erfolgt eine Aufzählung verschiedener Wunder, die sich an dem Leichnam ereignet haben sollen.

## Die Legendenbildung

In dieser „Passio“ wird unter anderem berichtet, dass ein Mann namens Rimald eine Offenbarung hatte. Sein an Geschwüren leidender Sohn würde wieder gesund werden, wenn er mit ei-



Codex 391, Ausschnitt (P. Gottfried Glaßner, 1000 Jahre Überführung des hl. Koloman nach Melk, [https://austria-forum.org/attach/Wissenssammlungen/ABC\\_zur\\_Volkskunde\\_Österreichs/Koloman/100\\_Jahre\\_Koloman.pdf](https://austria-forum.org/attach/Wissenssammlungen/ABC_zur_Volkskunde_Österreichs/Koloman/100_Jahre_Koloman.pdf), S. 1, abgerufen am 26.02.2018)



Wallfahrtskirche St. Koloman bei Kirchanschöring „in der Lebenau“, mit Brunnenhaus (links) (Fotos: Eva Maria Ilsanker, Bischofswiesen)



nem Stück Fleisch aus dem Körper des Gehenkten in Berührung käme. Also wurde ein Knecht ausgesandt, der ein Stück Fleisch aus der Wade Kolomans schneiden sollte, die jedoch sogleich heftig zu bluten begann. Nachdem der Junge dreimal mit dem Fleisch berührt worden

war, stand er frisch und gesund wieder auf. Noch mehreren Gichtkranken soll so geholfen worden sein. Rumald suchte selbst anschließend den Leichnam auf. Er fand die Körper der beiden Verbrecher verwest vor, Kolomans Körper jedoch war völlig unversehrt, sogar Haare, Bart

und Nägel waren weitergewachsen, die durch die Folter erlittenen Verletzungen waren abgeheilt, selbst das kürzlich abgeschnittene Fleisch war nachgewachsen und die Wunde verheilt. In verschiedenen Legenden wird berichtet, dass der dürre Holunderbaum mitten im Winter wieder ausgetrieben haben soll, die als Henkerstrick verwendete Liane soll zu grünen und zu blühen begonnen haben.

### Beginn der Verehrung

Diese „Wunder“, wie das erneute Grünen und Blühen des dürren Holunders und der Liane, der unverweste und wieder geheilte Körper des Gehenkten, die Heilung des Kranken, all das machte die Leute nachdenklich und bewirkte, dass die Verurteilung Kolomans als Irrtum erkannt wurde. Der Leichnam wurde vom Baum abgenommen und in einer um 1014 errichteten Kirche in Stockerau feierlich beigesetzt (1014 Gründung der Pfarre Stockerau). Noch zahlreiche Wunder sollen an seinem Grab geschehen sein. Ein Jahr später trat die Donau über die Ufer und zerstörte viele Gebäude und auch den Kirchenvorplatz. Wie durch ein Wunder blieb allein das Grabmal Kolomans verschont. Jetzt war man endgültig davon überzeugt, dass er in der Gnade Gottes



Glonn-Haslach, Filialkirche St. Koloman (Foto: Eva Maria Ilsanker, Bischofswiesen)

stand. Durch die einsetzende Verehrung durch das gläubige Volk wurde Markgraf Heinrich I., ein Babenberger, auf Koloman aufmerksam. Er sah sich veranlasst, die damalige Urteilsbegründung zu hinterfragen und den Vorfall untersuchen zu lassen. Man kam zu der Erkenntnis, dass ein schwerwiegender Justizirrtum vorliegen musste: Koloman war tatsächlich ein Pilger in der Tradition der irischen Wanderprediger und Missionare auf dem Weg nach Jerusalem. Heinrich ließ durch eine Kommission auch die Wunder prüfen und das Grab öffnen: Der Leichnam wurde unverwest vorgefunden, beim Öffnen des Grabes soll diesem ein süßer Duft entströmt sein. Durch diese Untersuchung wurde die heiligenmäßige Verehrung auch von offizieller Seite anerkannt. Ein entscheidender Schritt zu einer „Kultgründung“ erfolgte mit der Überführung des Leichnams in Markgraf Heinrichs I. Residenz nach Melk. Im Beisein Heinrichs und des Eichstätter Bischofs Megingaud, ebenfalls ein Mitglied der Babenbergerfamilie, wurde er am 13. Oktober 1014 überführt. In Melk wurde Koloman in feierlicher Zeremonie in der Peterskirche, die außerhalb der markgräflichen Burg lag, ein zweites Mal beigesetzt. Koloman wurde zum Schutzpatron der Babenberger und der von ihnen verwalteten Mark erhoben. Melk erlangte besondere Bedeutung als der Ort, an dem die Reliquien des ersten Heiligen und Schutzpatrons des Grenzlandes ruhten, das zur Wiege Österreichs wurde.

Das Hängen zwischen zwei Verbrechern, das Bluten der Wunde – hier sind deutlich Anspielungen an die Passion Jesu zu erkennen. Auch waren drei Wunder nötig, um zur Ehre der Altäre zu gelangen. Koloman wurde zwar nie vom Papst heiliggesprochen (Selig- und Heiligsprechungen durch den Papst nahmen erst ab dem 13. Jahrhundert geregelte Formen an) und ist deshalb auch nicht in das *Kalendarium Romanum* aufgenommen worden, die „normalen“ Heiligenlexika führen ihn jedoch mit den Gedenktagen 17. Juli (Todestag) und 13. Oktober (Überführung nach Melk). Heinrich ernannte Koloman zum Landespatron des Ostreiches, bis er 1663 vom hl. Leopold, ebenfalls ein Babenberger, als alleinigem Landespatron „abgelöst“ wurde.

Hauptsächlich in Oberbayern, hier besonders in den ehemaligen salzburgischen Gebieten und im österreichischen

Raum (außer Tirol und Vorarlberg) genießt er noch hohe Verehrung. Kirchen und Kapellen, meist in Verbindung mit „Heilquellen“, sind ihm geweiht. Er wird hauptsächlich als Schutzpatron der Pferde und des Viehs verehrt, er wird bei Unwetter und Hagel angerufen, durch seine Todesart des Aufhängens bei allen Leiden an Kopf und Füßen sowie bei Seuchen. Er gilt auch als Schutzpatron der Reisenden und der Verurteilten. Dargestellt wird er mit Pilgerhut, -stab und -flasche, auch mit einem Strick oder einer Liane in der Hand.

Der Großteil der dem hl. Koloman geweihten Kirchen und Kapellen befindet sich in Bayern. Kolomanskapellen zwischen Salzburg und München finden sich z. B. in der Nähe von Kirchanschöring „in der Lebenau“, in Glonn-Haslach und am Nordufer des Tachinger Sees.

Eva-Maria Ilsanker und  
Bernhard Symank

## Literatur

Ambros, Edeltraud: *Der heilige Koloman. Der erste Landespatron von Niederösterreich*, Dissertation Universität Wien 2010

Gawlick, Hans-Jürgen/Schlagintweit, Felix/Suzuki, Hisashi/Lein, Richard: *Die Barmsteinkalke des Höherstein-Plateaus und Analyse des Komponentenbestandes der Unterlagernden Tauglboden-Formation – Neue Ergebnisse zur Rekonstruktion der Paläogeographie im Ober-Jura des Salzkammergutes auf der Basis von stratigraphischen und faziellen Untersuchungen*, in: *Pangeo Austria*, Graz 2004, S. 142–144

Niederhorn-Bruck, Meta (Hrsg.): *Koloman 1012–2012. Tradition und Wandel in der Verehrung des Heiligen*, Melk 2012

Niederhorn-Bruck, Meta (Hrsg.): *Ein Heiliger unterwegs in Europa. Tausend Jahre Koloman-Verehrung in Melk (1014–2014)*, Wien/Köln/Weimar 2014

Steiger, Torsten: *Kalkturbidite im Oberjura der Nördlichen Kalkalpen (Barmsteinkalke, Salzburg, Österreich)*, in: *Facies* 4 (1981), No. 1, S. 215–347



St. Coloman bei Tengling am Tachinger See (Foto: Eva Maria Ilsanker, Bischofswiesen)

## Denkmalrätsel

Viele unserer Leserinnen und Leser rätseln immer und immer wieder mit großem Erfolg. Das Denkmalrätsel in Heft 167 der Denkmalpflege Informationen konnte weitgehend gelöst werden. Wir bedanken uns recht herzlich für die zahlreichen Briefe und E-Mails, die uns erreicht haben. Auch in diesem Heft haben wir wieder aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände Aufnahmen auswählen können, zu denen wir fragen:

*Wer kennt das Denkmal?*

Kontaktieren Sie uns, wir freuen uns über jede Information!

Bayerisches Landesamt für  
Denkmalpflege, Publikationswesen  
Hofgraben 4, 80539 München  
Tel.: 089 2114-341  
Astrid.Hansen@blfd.bayern.de

Alle bislang ungelöst gebliebenen Rätsel können unter [www.blfd.bayern.de/download\\_area/fotos/index.php](http://www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php) "Denkmalrätsel" eingesehen werden.

Auflösung des Denkmalrätsels  
in Heft 167, S. 75 und 76:

- 1 München, Lilienstraße, Blick nach Nordost
- 2 Bad Tölz, Stadtpfarrkirche, Glasfenster in einer alten Montierung
- 3 Tittmoning, Hochaltar, Allerheiligenkirche (1683/83)

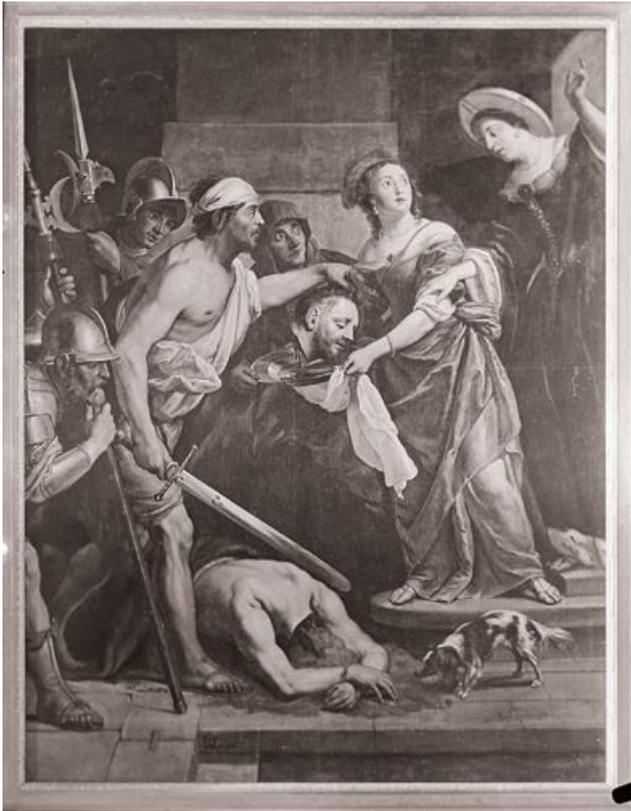
Als Gewinner eines Buchpreises wurden ausgelost:

- Dr. Gotthard Kießling, Warburg
- Gerhard Koschade M. A., Erding
- Andreas Hirsch, Bad Reichenhall

Haben Sie viel Freude beim Rätseln, wir freuen uns über Ihre Beteiligung und Mithilfe!

Astrid Hansen und  
Marion-Isabell Hoffmann





2



3

Alle Bilder: © Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv



4



5

## Neujahrsempfang 2018 im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Der Neujahrsempfang des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) ist jedes Jahr einer der letzten – er findet traditionell erst Anfang Februar statt. Über 300 Gästen wünschte Generalkonservator Prof. Mathias Pfeil am 2. Februar 2018 ein gutes neues Jahr. Er blickte auf das vergangene Denkmalpflegejahr 2017 zurück, ließ die wichtigsten Ereignisse Revue passieren und gab einen Ausblick auf die großen Projekte 2018.

Angelika Kaus stellte sich mit einem kurzen Grußwort als die neue Abteilungsleiterin für Kunst und Kultur im Bayeri-

schen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst vor.

Wie beim Neujahrsempfang des BLfD gute Tradition, gaben Referentinnen und Referenten aus allen Abteilungen in Kurzvorträgen Einblicke in ihre aktuelle Arbeit. Dr. Katharina von Miller und Charlotte Höpker berichteten als Vertreterinnen der Restaurierungswerkstätten der Bau- und Kunstdenkmalpflege am BLfD über die neugotischen Möbel und Ausstattung im Neuen Rathaus in München. Christoph Scholter, Gebietsreferent in der Bau- und Kunstdenkmalpflege in

Oberbayern, ergründete mit den Zuhörern die Geheimnisse einer Hafenszene.

Dr. Hubert Fehr, als Archäologe in der Abteilung Bodendenkmalpflege zuständig für das nördliche Oberbayern, stellte einen der großen archäologischen Funde 2017 vor – das Kammergrab von Pfförring, eine spätkaiserzeitliche Frauenbestattung. Dr. Matthias Merkl, Gebietsreferent der Bodendenkmalpflege in Ober- und Unterfranken, wurde zu seinem Vortrag beim Neujahrsempfang vom 1. Bürgermeister der Gemeinde Mainaschaff, Horst Engler, begleitet. Sie berichteten über die Denkmalfeststellung im Vermutungsfall, über urnenfelderzeitliche Gräber und die Freude eines Bürgermeisters über archäologische Neuentdeckungen.

Die Abteilung Denkmalforschung und Denkmalerfassung war ebenfalls mit zwei Vorträgen vertreten: Nina Dürr, zuständig für die Denkmalliste der Baudenkmäler in mehreren oberbayerischen Landkreisen, nahm die Zuhörer mit ins Schloss Neubeuern; Dr. Christian Later, der die Denkmalliste der Bodendenkmäler in verschiedenen Landkreisen Oberbayerns führt, präsentierte einen Neuzugang in der Denkmalliste – ein spätantikes Kastell, das im vergangenen Jahr bei Aying im Landkreis München entdeckt wurde. Abschließend gab Christine Bach Einblicke in ihr Arbeitsgebiet an der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern – die Provenienzforschung.

Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle setzte mit seinem Grußwort den Schlusspunkt. Er lobte die zukunftsorientierte Ausrichtung des BLfD mit Initiativen wie dem Konzept Denkmalpflege 2020, oder der engen Zusammenarbeit des Amtes mit ehrenamtlich Engagierten in Bayern im Bereich der Boden- und von 2018 an auch der Baudenkmalpflege.



Generalkonservator  
Prof. Dipl.-Ing.  
Architekt  
Mathias Pfeil mit  
dem damaligen  
Staatsminister  
Dr. Ludwig Spaenle  
(Foto: BLfD,  
Pressestelle)

Dorothee Ott

## Expertenworkshop „Bürgerbeteiligung in städtebaulicher Denkmalpflege und Stadtentwicklung“

Wie kann man der Herausforderung begegnen, städtebauliche Denkmalpflege, Stadtentwicklung und Bürgerbeteiligung systematisch zu verbinden? In der Pilotphase des neuen informellen Planungsinstruments, dem „Kommunalen Denkmalkonzept Bayern“ (KDK), werden in Modellprojekten erste praktische Erfahrungen mit dieser Fragestellung gemacht, die auch den Schwerpunkt im Kooperationsprojekt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) und des Kompetenzzentrums Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien der Universität Bamberg im Rahmen des KDK darstellt.

Aus diesem Grund fand am 28. Juni 2017 ein Expertenworkshop in Bamberg statt, der die Beiträge von sechs unterschiedlichen, wissenschaftlichen wie praktischen Vertretern zum Ausgangspunkt nahm, um über Bürgerbeteiligung, die Relevanz, sich für diese einzusetzen, die Gestaltung von Beteiligungsprozessen und letztendlich die Frage zu diskutieren, wie man das weite Feld der städtebaulichen Denkmalpflege gemeinsam partizipativer gestalten kann. So argumentierten Vertreter der Fachbehörde im Sinne ihres gesetzlichen Auftrags und Handlungsrahmens, jene der Universität im Sinne einer reflexiven Betrachtung der wechselseitigen Beziehung von räumlichen Phänomenen und gesellschaftlichen Praktiken, die kommunalen Akteure im Sinne einer städtebaulichen Denkmalpflege, die als Teilaspekt der Stadtentwicklung verstan-



Freising, Tag des offenen Denkmals am 10. September 2017, Infostand KDK (Foto: BLfD)

den wird, und die Stadtplanungsbüros im Sinne ihrer praktischen Erfahrungen.

Carola Ilian, Doktorandin an der Bauhaus-Universität Weimar, führte unter der Überschrift „(In-)formelle Beteiligung und ihre Akteurskonstellationen“ in das Thema ein. In ihrer Dissertation mit dem Arbeitstitel „Denkmalpflege für oder mit

der Gesellschaft“, aus der sie einen Zwischenstand präsentierte, analysiert sie anhand von Dresdner Fallbeispielen, auf welche Weise und mit welchen Motivationen sich verschiedene Akteure in denkmalpflegerische Prozesse einbringen. Als Beteiligung verstand sie hierbei die Ermöglichung aller freiwilligen Tätigkeiten von Bürgern mit dem Ziel der politischen Einflussnahme, deren Qualität sich durch Transparenz, Offenheit und den Einbezug in glaubwürdige Entscheidungsprozesse definiere. In den von ihr vorgestellten Fallbeispielen wären durch das Fehlen dieser Qualitäten Blockaden in der Kommunikation entstanden. Dies führte zur Frage, wie man Beteiligungsverfahren besser moderieren und gestalten könne, um die Motivationen derjenigen zu nutzen und zu fördern, die sich aktiv in denkmalpflegerische Fragestellungen einbringen möchten. Verantwortliche und Verfahren für eine solche Moderation seien an der Schnittstelle Bürgerbeteiligung und Denkmalpflege noch nicht etabliert.

Achim Schröer konnte mit seinem Vortrag über „Heritage Governance in England“ ein Beispiel für ein partizipativeres Verständnis von Denkmalpflege illustrieren. Der Referent für städtebauliche Denkmalpflege am Landesdenkmalamt Berlin, ebenfalls Doktorand in Weimar und Sprecher sowie Mitbegründer des „Denkmalnetzes Bayern“, vergleicht für seine Dissertation die staatlichen Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement in Deutschland und England.



Bamberg, Otto-Friedrich-Universität: Expertenworkshop am 28. Juni 2017 (Foto: Leonard Salzer)

Die englische Denkmalpflege stelle sich vor allem partizipativer und integrativer dar als in Deutschland. Dies liege in einem kulturhistorisch bedingten, grundlegend anderen Gesellschaftsverständnis begründet, das bürgerliche Interessensgruppen stärker in staatliche Aufgaben einbindet. Zwar wären Planungs- und Beteiligungskultur historisch bedingt und gesellschaftlich wie institutionell verankert und damit nicht einfach auf andere nationale Rahmenbedingungen übertragbar; jedoch ist Schröder davon überzeugt, dass durch eine Stärkung partizipativer Elemente und eine kollaborative Zusammenarbeit von Bürgerschaft und fachlichen Institutionen in der Denkmalpflege die jeweiligen Kompetenzen nicht ersetzt, sondern verstärkt und auch die gesellschaftliche Legitimation der Denkmalpflege gefördert würde.

Yasemin Utku, Architektin, kann eine langjährige wissenschaftliche Tätigkeit, u. a. aktuell an der Fakultät für Raumplanung der Technischen Universität Dortmund, aufweisen. Unter dem Titel „Wahrnehmung und Bewertung baulicher Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre“, stellte sie die Frage, wie Images entstehen und welche Bedeutung solche für den Erhalt von städtebaulich prägnanten Strukturen haben. Sie stellte hierfür drei von zehn Großstrukturen in Nord-

rhein-Westfalen vor – die Ruhr-Universität Bochum, die Hannibal-Wohnkomplexe in Dortmund und das Bonner Stadthaus –, die im Zuge des Forschungsprojektes „Mit den Riesen auf Augenhöhe“ analysiert wurden. Das Forschungsprojekt lenkt den Fokus nicht nur auf Objekte einer stadtplanerisch von dominanten Großstrukturen geprägten Zeitschicht, sondern wirbt um ein Verständnis von städtebaulicher Denkmalpflege als Teil einer prozessualen „Stadtbaukultur“, das sich auch mit den gegenwärtigen Nutzern dieser stadtprägenden Strukturen vertieft auseinandersetzt. Die Frage, wie man sich Orten und Bewohnern annähert, wie man für Qualitäten sensibilisieren und über sie diskutieren kann und wie man damit auch Revitalisierung anregen kann, wird hier als eine zentrale Aufgabe der Stadtplanung verstanden.

Mechtild Herrmann, Stadtbaumeisterin in Wasserburg am Inn, referierte über die Partizipationsstrukturen in ihrer Kommune, insbesondere im Rahmen der Stadtsanierung und des KDK. Beteiligt an diesen Prozessen seien neben den politischen Gremien als Entscheidungsträger (Stadtrat, Ausschüsse), die Verwaltung als Katalysator und Vernetzungspunkt, die Planer als Moderatoren und Bindeglied und der Bürger als Vertreter von privaten

und gesellschaftlichen Interessen. Ausschlaggebend für die Organisation der Beteiligungsprozesse sei sowohl bei allgemein städtebaulichen als auch bei städtebaulich-denkmalpflegerischen Themen, dass alle Akteure klar definierte Rollen einnehmen können und den Betroffenen Beteiligungs- und Einflussmöglichkeiten sowie deren Grenzen bekannt sind. Neben den formellen Verfahrenswegen würden durch den persönlichen Kontakt und die Ansprechbarkeit im informellen Rahmen, z. B. über die örtliche Presse oder im lokalen Vereinswesen, Schwellen in der Kommunikation abgebaut. Der höhere Personalaufwand, der durch Beteiligungs- und Abstimmungsprozesse wie durch die konsequente und schnelle Abhandlung von Entscheidungen innerhalb der Stadtverwaltung erforderlich wird, würde eine wahrnehmbare Steigerung des gegenseitigen Vertrauens und eine erhöhte Akzeptanz des kommunalen Handelns mit sich bringen.

Annegret Michler konnte von ihren Praxiserfahrungen zur Bürgerbeteiligung aus zwei Perspektiven berichten: aus ihrer Arbeit als Stadtplanerin sowie aus ihrer Tätigkeit als Stadtbaumeisterin in Landsberg am Lech. Sie sprach sich dafür aus, zielgruppenbezogene Beteiligungsinstrumente (z. B. Planungsworkshops mit



Information und Diskussion über das KDK beim Bürgerfest Viechtach, Juli 2017 (Foto: Judith Sandmeier)

Kindern, Jugendlichen, Senioren) auf der Projektebene zu intensivieren, wo bürgerschaftliches Engagement und Beteiligung durch konkrete Beispiele motiviert würde. Zugleich müsse auch der Kompetenzaufbau in der Politik gefördert werden, um Kommunen in Fragen der Denkmalpflege und Beteiligung handlungsfähiger zu machen. Einwohner und geschulte lokale Handwerker seien wichtige Säulen des denkmalpflegerischen Engagements vor Ort.

Yvonne Slanz, die als Stadtplanerin unter anderem an mehreren KDK arbeitet, stellte die provokante Frage „Was ist ein Erfolg in der Bürgerbeteiligung?“. Sie führte aus, wie zeitintensiv und schwierig die geforderte und notwendige Implementierung von informellen Kommunikationsstrukturen beim Start einer städtebaulich-denkmalpflegerischen Planung sein kann – insbesondere wenn in einer Kommune noch keine Diskussionskultur über baukulturelle Themen bestehe. Verwaltung kleiner Kommunen

hätten dafür nur begrenzte Kapazitäten. Slanz schloss mit dem Resümee, dass ein KDK ein offener und auf längere Laufzeit angelegter Prozess sei, dessen Erfolg sich nicht nur an der Anzahl instand gesetzter Baudenkmäler, sondern in der Entfaltung eines vom Planer moderierten Dialogs zwischen Bürger, Politik und Fachleuten über städtebaulich-denkmalpflegerische Themen messen lasse.

Der Workshop bekräftigte die Notwendigkeit, Bürgerbeteiligungsprozesse in der städtebaulichen Denkmalpflege als Teilaspekt der Stadtentwicklung noch stärker zu verankern. Grundlage dafür ist die barrierearme Bereitstellung und anschauliche Aufbereitung von Basisinformationen sowie die neutrale Moderation von Beteiligungsformaten. Ziel sollte der Aufbau von informellen wie formellen Strukturen sein, die bürgerschaftliche Ideen und Initiativen anregen und deren Einbringung in bestehende Verfahrenswege unterstützen. Ein mittel- und langfristig wirksamer Nutzen für die

Gemeinschaft und die Kommune kann nur dann entstehen, wenn das dörfliche oder städtebauliche Erbe nicht verwaltet, sondern gemeinsam gestaltet und entwickelt wird.

Judith Sandmeier und  
Lisa Marie Selitz

#### Literatur

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): *Das Kommunale Denkmalkonzept. Den historischen Ortskern gemeinsam gestalten und entwickeln*, Forstinning 2017 (Denkmalpflege Themen, 8)

Gunzelmann, Thomas/Sandmeier, Judith/Selitz, Lisa Marie/Vinken, Gerhard: *Das „Kommunale Denkmalkonzept“ – eine Perspektive für mehr Eigenverantwortung von Kommune und Bürgergesellschaft im System Denkmalpflege*, in: *Die Denkmalpflege* 75 (2017), H 1, S. 20–26

## Arbeitsgespräch Pestenacker 2017

### 9. Treffen im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Am 8. Dezember 2017 wurde im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD), München ein weiteres „Arbeitsgespräch Pestenacker“ abgehalten und dabei der neuste Forschungsstand ausgetauscht.

In der bekanntesten neolithischen Feuchtbodensiedlung Bayerns fand 1988 bis 1993 eine Forschungsgrabung im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Siedlungsarchäologie im Alpenvorland“ statt, die umfangreiches Fund- und Probenmaterial erbrachte. Dieses DFG-Projekt bedeutete damals den Start des Arbeitsbereiches „Feuchtbodenarchäologie“ im BLfD und forcierte die Weiterentwicklung der Dendroarchäologie in Bayern. Zahlreiche Forschungsarbeiten haben sich seither mit der Grabungsdokumentation und dem Fundgut auseinandergesetzt. Mehrere Materialgruppen wurden ausgewertet und publiziert. Die Literaturliste zu Pestenacker umfasst heute über 80 Titel – die beiden neuesten finden sich

im jüngst erschienenen Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 58, 2017 (siehe S. 96). Doch sind die Forschungen noch längst nicht abgeschlossen.

Seit 2010 lädt das BLfD die Mitarbeiter daher jährlich zu einem Kolloquium ein, um sich gegenseitig über den aktuellen Stand zu unterrichten. So fanden sich beim 8. Arbeitsgespräch (2017) etwa zwanzig Referenten und Teilnehmer zusammen, um ihre aktuellen Projekte vorzustellen. Dr. Matthias Exner, Leiter des zuständigen Referats Z II im BLfD, begrüßte die Teilnehmer.

Dr. Stefanie Berg (BLfD) stellte das DFG-Projekt „Direct push applications in wetland (geo)archaeology“ an den Beispielen Pestenacker und Karlsgraben vor, bei dem in Kooperation mit dem Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung und dem Institut für Geographie der Universität Leipzig mit ähnlichen Methoden an zwei prominenten archäologischen

Feuchtbodenplätzen geforscht wird. Es handelt sich hierbei, wie die Geografin Anne Köhler M.A. (Universität Leipzig) ausführte, um Sondierungen mittels Sonden mit kleinem Durchmesser (36–100 mm) im Abstand von 25 cm, was eine schnelle, minimalinvasive In-Situ-Beprobung ermöglicht.

Dr. Sven Linzen (Friedrich-Schiller-Universität Jena) erläuterte seine großflächigen Prospektionen in Pestenacker und Unfriedshausen mit dem Squid-Magnetometer. Diese richten sich auf das Gelände rund um die ehemaligen Grabungsflächen. Anhand der Magnetogramme, die zum Teil deutliche Anomalien zeigen, kann man herausfinden, wo sich weitere Sondierungen lohnen dürften. Im Bereich nordwestlich der Grabungsflächen sind im Herbst 2018 weitere Prospektionsmessungen geplant.

Anna Dohr M.A. (München) untersucht die Tierreste aus Pestenacker. Inzwi-

schen ist die Datenaufnahme hier abgeschlossen und es stehen 5000 Datensätze zur Verfügung. In nächster Zeit soll eine DNA-Beprobung der Pferdeknöchel und -zähne erfolgen sowie eine Kartierung vorgenommen werden. Bemerkenswert war, dass unter all den Tierknöcheln auch ein menschlicher Halswirbelknöchel aus der Siedlung identifiziert werden konnte.

Die Chemikerin Dr. Tania Oudemans (Hamburg) untersuchte 177 Keramikgefäße auf anhaftende organische Reste und konnte in 41 Fällen solche feststellen. Es handelt sich dabei um Essensreste, die in den Gefäßen gekocht oder aufbewahrt wurden, bzw. um Birkenpech oder Teer, womit die Keramik ausgebessert oder abgedichtet wurde. Sind in den Proben Lipide und Proteine nachzuweisen, handelt es sich wahrscheinlich um Milch. Kommen Polysaccharide hinzu, dürfte es sich um Getreidebrei mit Milch/Fleisch handeln. Man kann die Speisen sogar den Gefäßtypen zuordnen: So wurden in Töpfen Getreidebrei gekocht und in Ösenflaschen fettige, proteinhaltige Lebensmittel aufbewahrt.

Dipl.-Biol. Barbara Zach (Bernbeuren) referierte den Zwischenstand ihrer archäobotanischen Untersuchungen. Sie stand zunächst vor der Frage, in welchem Zustand die bis zu dreißig Jahre alten Proben seien und ob sie noch bestimmbar wären. Insgesamt gibt es 1819 Proben mit Volumen zwischen 0,2 und 10 l, wovon 350 bereits während der laufenden Grabungen bis 1994 untersucht wurden. Von den übrigen nahm Zach sich aktuell sieben Proben vor und konnte feststellen, dass ihr Zustand noch immer hervorragend ist. Die winzigen Pflanzenreste haben nicht nur die Jahrtausende im Feuchtboden, sondern auch annähernd drei Jahrzehnte Lagerung im Depot gut überstanden. Einkorn und Emmer sind stark vertreten, Nacktweizen und Gerste eher gering. Von zahlreichen weiteren Taxa sind beispielsweise Apfel, Holunder, Weißer Gänsefuß, Feldsalat, Erdbeere, Himbeere, Stachelbeere, Judenkirsche und Leinsamen zu erwähnen. Dabei lässt der Apfel interessante Rückschlüsse auf die umgebende Landschaft zu: Apfelbäume brauchen zum einen viel Licht, was auf Rodungstätigkeit und offene Landschaft schließen lässt. Zum anderen werden Äpfel auch gerne von Tieren gefressen, sodass die Menschen ihre Apfelbäume wohl mit Zäunen einhegten – ein beachtlicher Kultivierungsschritt.

Dr. Sibylle Bauer (Dendrolab Trier) erarbeitet und arbeitet mit den Dendrodaten, um zusammenhängende Baustrukturen, definiert über Pfosten und liegende Hölzer, mit den Siedlungsschichten zu verzahnen. Damit will man die zum Teil sehr kurzen Siedlungsphasen jahrgenau eingrenzen. Gelungen ist dies bereits für das Haus 1, für dessen Bestandszeit zwischen 3482 und 3495/96 drei Bauphasen von jeweils nur drei bis vier Jahren Dauer nachgewiesen werden konnten.

Dr. Markus Gschwind (BLfD) berichtete über den Sachstand zum „Interreg Alpine Space Projektantrag VALMINACUA“. Es geht hier darum, Moorsiedlungen als historisch-kulturelle Archive zu schätzen, zu schützen und zu pflegen. In drei Schritten will man dies erreichen: 1. Grundlagenforschung zu den Mooren. Deren Erhaltungszustand ist nach gegenwärtigen Erkenntnissen sehr unterschiedlich. Es gilt Kriterien zu definieren, um festzustellen, ob eine Erhaltung gegeben ist und welche konservierende Bedeutung die Moore haben. Hierfür sind Eichen-DNA aus archäologischen Hölzern aus dem Alpenraum und Mikrobiomasse-Proben aus alten Grabungsprofilen wichtig. – 2. Als praktische Maßnahmen sind Wasserstands-Messsysteme und Monitoring zu etablieren. – 3. Eine Entwicklung touristischer Konzepte und deren Vermittlung wird angestrebt.

Dr. Bernd Steidl (Archäologische Staatssammlung, Kreisheimatpfleger) berichtete über museale Pläne: In Pestenacker soll direkt an der ehemaligen Grabungsstelle ein Bayerisches Welterbe-Informationszentrum Pfahlbauten entstehen. Der Landkreis Landsberg am Lech wäre bereit, Mittel für die Infrastruktur (Versorgungsleitungen für Strom, Internet und Wasser) zur Verfügung zu stellen. Ein Problem ist allerdings die Nähe zur Denkmalzone, denn man will mit der Bautätigkeit nicht im Boden eventuell vorhandene prähistorische Siedlungsbefunde zerstören. Geplant ist eine anspruchsvolle Vermittlung auf digitaler Basis, jedoch kein Museum mit Originalfunden. Eine Machbarkeitsstudie hat ein Besucherpotenzial von 30 000 Gästen pro Jahr errechnet, was vermutlich zu hoch geschätzt ist. Man müsste den Besucherstandort erst etablieren. Steidl könnte sich einen weiteren Ausbau des Steinzeitdorfes mit Angeboten zur experimentellen Archäologie unter professioneller Betreu-

ung vorstellen. Diesbezüglich herrscht noch Gesprächs- und Abstimmungsbedarf.

Karl Dirscherl vom Förderverein Prähistorische Siedlung Pestenacker e. V. stellte schließlich einen Bericht zur Tätigkeit des Vereins vor. Im Museum liegt der Besucherschnitt bei 2000 Personen pro Jahr. Der im Jahr 2000 aufgestellte Nachbau eines neolithischen Holzhauses war zwölf Jahre später baufällig, sodass 2012 Reparaturarbeiten erfolgten. Auch ein Feld mit Pflanzen aus der Siedlungszeit inklusive Informationstafeln wurde angelegt und ein Webstuhl nachgebaut. Für Schulklassen bietet der Verein Museumspädagogik an. Das Bayerische Fernsehen hat einen Bericht über Pestenacker ausgestrahlt.

Doris Ebner

## Die Burg Wittelsbach und der Königsmord von 1208

### Buchpräsentation in Aichach

Am 16. Januar 2018 fand im Landratsamt Aichach-Friedberg unter reger Beteiligung der Presse eine Buchvorstellung statt: Das grundlegende Werk von Robert Koch über die Ausgrabungen in der Burg Wittelsbach 1978–81 konnte der Öffentlichkeit präsentiert werden (vgl. Denkmalpflege Informationen 167, 2017, S. 95).

Landrat Dr. Klaus Metzger und 1. Bürgermeister Klaus Habermann hatten hierzu eingeladen. Vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege erläuterten Landeskonservator Prof. Dr. C. Sebastian Sommer als Herausgeber und Hauptkonservator Dr. Jochen Haberstroh als Mitautor des Buches das Zustandekommen der Publikation, die Bedeutung der Burg Wittelsbach für Bayern und die geschichtlichen Hintergründe, die sich im heutigen Bodendenkmal archäologisch manifestieren. Der Hauptautor Dr. Robert Koch war leider aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage, die Reise nach Aichach anzutreten, aber seine Arbeit und Verdienste standen natürlich im Mittelpunkt.

Etwa zwanzig Personen waren gekommen und folgten interessiert den Ausführungen zur Stammburg der Wittelsbacher, die heute zur Stadt Aichach gehört: Vertreterinnen und Vertreter des Hauses der Bayerischen Geschichte, des Wittelsbacher Museums, des Stadtarchivs und -museums, des Stadtrates, der Pressestelle des Landratsamtes, der Presse (Aichacher Zeitung und Aichacher Nachrichten), Historiker, Kreisheimatpfleger und nicht zuletzt mit Grabungstechniker Adolf Dransfeld und Robert Hurler auch zwei Männer, die vor fast vierzig Jahren an den Ausgrabungen maßgeblich mitgearbeitet hatten.

Während bislang zu den Grabungsergebnissen nur eine schmale Broschüre aus dem Jahr 1980 und kürzere Beiträge in Ausstellungskatalogen erschienen waren, liegt nun die gesamte Dokumentation und in Zeichnungen das Fundmaterial vollständig veröffentlicht vor. Vor allem für die Erforschung der mittelalterlichen Keramik war dies ein jahrzehntelanges

Desiderat, bildet doch die Zerstörung oder Auflassung der Burg 1208 einen Fixpunkt für die süddeutsche Keramik in Sinne eines „terminus ante quem“. Hintergrund waren Maßnahmen von Herzog Ludwig dem Kelheimer gegen seinen Vetter Herzog Otto VIII. als Folge dessen Ermordung von König Philipp von Schwaben in Bamberg im Sommer des Jahres. Der Ausgriff der Bearbeitung auf die mögliche Belagerungsanlage auf dem der Burg unmittelbar benachbarten Klingenberg erweitert den Blick in die historischen Abläufe im Jahr 1208, die den Aufstieg des Herzogtums der Wittelsbacher zu einem der führenden Fürstentümer im Deutschen Reich bedingte, aber auch auf die Bodendenkmäler in der Umgebung.

Im Anschluss an die Buchvorstellung überreichte Prof. Dr. Sommer den Band an Landrat Dr. Metzger und 1. Bürgermeister Habermann.

Doris Ebner



Buchvorstellung in Aichach. Von links: Wolfgang Brandner, Landrat Dr. Klaus Metzger, 1. Bürgermeister Klaus Habermann, Prof. Dr. C. Sebastian Sommer (Foto: BLfD, Doris Ebner)

## Dr. Hanns Dietrich zum Abschied

Mit Ablauf des Jahres 2017 schied Hanns Dietrich aus den Diensten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) aus und ging in den wohlverdienten Ruhestand. Unsere Partner in Schwaben werden ihn vermissen, war er doch mit einer Unterbrechung 1987 seit Sommer 1985 in dem Bezirk als Wissenschaftlicher Angestellter tätig; insgesamt mehr als einunddreißig Jahre. Aber schon vorher stand er gelegentlich in den Diensten des BLfD, als studentischer Mitarbeiter auf Grabungen zuerst in der Oberpfalz und dann in Schwaben. Dort trafen wir uns auch zum ersten Mal, im Herbst 1978, als er mir den "Staffelstab" des örtlichen Grabungsleiters im großen römischen Gräberfeld in Günzburg „Ulmer Straße“ unter Wolfgang Czysz übergab.

Geboren im Sommer 1952 in München als Sohn eines ehemaligen Offiziers, genoss er dort und in Icking eine humanistische Schulbildung. Nach dem Abitur und dem damals obligatorischen Wehrdienst studierte er zuerst an der Technischen Universität München Physik, sehr schnell aber Vor- und Frühgeschichte, Provinzialrömische Archäologie, Alte Geschichte/Geschichte und Geologie anfangs an der Ludwig-Maximilians-Universität München, danach an der Universität Regensburg und zuletzt an der Philipps-Universität Marburg. Seinen vorläufigen Studienabschluss als Magister Artium erreichte er im Frühjahr 1982 mit einer Arbeit über die Epoche Hallstatt C in Süddeutschland.

Unmittelbar danach erhielt Dietrich einen Vertrag als Wissenschaftlicher Angestellter beim damaligen Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg zur Bearbeitung des seinerzeit umfangreichsten hallstattzeitlichen Friedhofs in Ostwürttemberg, Heidenheim „Seewiesen“. Die Erfassung der zugehörigen Befunde und Funde mündete später in einer Dissertation, die er arbeitsbegleitend im

Winter 1989/90 abschloss und in Marburg erfolgreich einreichte.

Nach dem Ende des Vertrags in Baden-Württemberg zog es ihn wieder nach Bayern, wo er zum 1. Juni 1985 in der damaligen Außenstelle des BLfD in Augsburg, Prinzregentenstraße, einen Vertrag zur Fortführung der Arbeiten am Atlas der Geländedenkmäler in Schwaben erhielt. Insbesondere der Landkreis Dillin-



Hanns Dietrich (Foto: privat)

gen a. d. Donau sollte ihn in mehreren Folgeverträgen intensiv beschäftigen, wobei er – wie es in einem Zwischenzeugnis vom damaligen Generalkonservator Prof. Dr. Michael Petzet von 1987 heißt – „die Geländedenkmäler [...] bei jeder Wetterlage begangen“ hat. „Kartierung und Beschreibung der Denkmäler erfolgten vorbildlich, ebenso die Archivierung vorhandener und neu angefallener Fotos.“

Damit wird schon früh charakterisiert, was Dietrich sein ganzes Arbeitsleben auszeichnete: keine Scheu vor widrigen äußeren Umständen, Ordnungsliebe und systematisches Vorgehen. Denn weiterhin heißt es: „Außerdem entwickelte er schon bei der Einarbeitung eigene Ideen zur sinnvollen Bewältigung des großen Arbeitspensums und der sachgerechten Verarbeitung des Stoffes.“

In Folgeverträgen wurde er mit der Arbeit an der Denkmalliste in Schwaben, der Fundchronik, der Erstellung fachlicher Gutachten, der Betreuung ehrenamtlicher Helfer und verschiedener anderer Tätigkeiten betraut, bis er ab Anfang 1991 mit einem unbefristeten Vertrag endgültig für das BLfD „verhaftet“ wurde. Mittlerweile hatte sich seine Tätigkeit immer mehr zu der eines zweiten Gebietsreferenten in Schwaben ausgeweitet. Interessant ist die Feststellung eines weiteren Zwischenzeugnisses von 1993, in dem bescheinigt wird, dass es ihm „aufgrund seiner sehr guten EDV-Kenntnisse [...] möglich war, ein funktionierendes Textverarbeitungssystem zu entwickeln, mit dessen Hilfe der Aufwand für die tägliche Gutachtertätigkeit erheblich reduziert werden konnte.“ In einer Zeit, als viele andere noch nicht einmal einen Computer hatten bzw. einfache Schreiben abwickeln konnten, setzte Dietrich ihn also schon zur Arbeitserleichterung bzw. zur Erhöhung des Arbeitspensums ein. Mit dieser Fähigkeit war er dann auch prädestiniert, maßgeblich an der Entwicklung von Textbausteinen in der Bodendenkmalpflege und vor allem bei der Konzeption des Fachinformationssystems (FIS) in den frühen 2000er Jahren mitzuwirken. Mit der damit verbundenen Systematik, den dabei vorgenommenen Verknüpfungen der Vorgänge und seiner Sicht der Abläufe hat er für die Arbeit der Bodendenkmalpflege in Bayern bis heute wirksame Vorgaben entwickelt und war bei deren Umsetzung

beteiligt. Auch das erste Handbuch zum FIS stammt zu einem guten Teil aus der Feder von Dietrich.

Als „zweiter Mann im Haus“ war er in den Jahren bis 1996 derjenige, der den Umzug der Dienststelle von Augsburg nach Thierhaupten organisieren musste. Dieser etwas abseits gelegene Standort wurde mit der Zielsetzung übernommen, dem damals zur Instandsetzung anstehenden ehemaligen Kloster neue (öffentliche) Nutzungen zukommen zu lassen. Nicht ganz glücklich war er später mit seiner aus verschiedenen Gründen

notwendigen Eingliederung in das im Zusammenhang mit der Strukturreform 2002/03 geschaffene Referat Denkmalerfassung und -liste als Listenreferent. So wurde er auf eigenen Wunsch zum Herbst 2006 wieder als Gebietsreferent in Schwaben eingesetzt, wo er bis zuletzt tätig war.

Wie schon angedeutet hat Dietrich nicht nur in der Liste der Denkmäler Schwabens, sondern auch beim systematischen Vorgehen der Bodendenkmalpflege deutliche Spuren hinterlassen. Vor allem werden ihn aber viele Außen-

stehende im Zusammenhang mit seiner Gutachtertätigkeit und der „Einfädlung“ und Betreuung von archäologischen Maßnahmen in Erinnerung behalten.

Das Landesamt und ich wünschen Hanns Dietrich und seiner Familie alles Gute für die Zukunft. Ganz herzlichen Dank sage ich für die über mehr als drei Jahrzehnte in der Archäologie und Bodendenkmalpflege in Bayern geleistete Tätigkeit.

C. Sebastian Sommer

## Wiepke van Aaken verstärkt das Referat Denkmalliste und Denkmaltopographie

Seit Mitte Oktober 2017 verstärkt Dipl.-Ing. Wiepke van Aaken M. A. als wissenschaftliche Angestellte für zwei Jahre das Referat Z I Denkmalliste und Denkmaltopographie bei der Führung der Denkmalliste.

In Kevelaer am Niederrhein aufgewachsen hat sie in Aachen, Venedig, Zürich und Berlin Architektur studiert. Nach ihrem Diplom 1997 und einer Weiterbildung als Webdesignerin folgten mehrere Jahre in der Architekturvermittlung. So baute sie ein Startup für Online-Bürgerbeteiligungen bei städtebaulichen Maßnahmen etwa der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung mit auf und begleitete Projekte am Alexanderplatz, dem Kulturforum und dem Gleisdreieck. Aus ihrer anschließenden Mitarbeit am Fraunhofer Institut FOKUS ergab sich die Mitgründung eines zweiten Startup für die elektronische Vernetzung europäischer Einwohnermelderegister. Etwa gleichzeitig begann sie den Studiengang Schutz Europäischer Kulturgüter in Frankfurt/Oder.

2008 zog sie mit ihrem Mann nach Singapur und schloss dort ihr Studium mit einer Arbeit zum unterschiedlichen Kulturerbebegriff von Verwaltung und Bürgern auf dem staatlichen Portal yesterday.sg ab. In Singapur entstand der Wunsch von der Vermittlung zum fachlichen Umgang mit dem Bestand zu wechseln. Schon kurze Zeit später ergab



Wiepke van Aaken (Foto: BLfD, Doris Ebner)

sich die Möglichkeit am singapurischen Amt für Nationaldenkmäler, die postkolonialen Bauten des Stadtstaates zu inventarisieren. Noch in Singapur begann van Aaken 2011 für das Future Cities Laboratory der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH) zu arbeiten. Im Hinblick auf die Frage, wie sich bei der Fortschreibung des aktuellen Wachstums Singapurs der Austausch

von Bestand zukünftig entwickeln würde, begann sie mit der Inventarisierung des innerstädtischen Viertels Rochor und beschrieb parallel die Hintergründe des verschwindenden Handwerks am Beispiel der lokalen Backsteinproduktion.

Nach Jahren im Stadtstaat Singapur zog sie in die nur geringfügig größere Schweiz, wo sie fünf Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH Zürich tätig war. Hier waren es die Schweizer Baumaterialien der Jahre 1950–70, die sie in ihren Herstellungs- wie Verarbeitungstechnologien erfasste und für den denkmalpflegerischen Umgang auswertete.

Anfang 2016 ging sie nach Luxemburg und damit in das vorerst kleinste Land auf ihrem Werdegang, um am dortigen Amt für Nationaldenkmäler die ruhende erste Inventarisierung des Landes wieder aufzunehmen und denkmaltopographische Gemeindehefte für den Kanton Mersch zu verfassen. Nach fast zehn Jahren kehrt van Aaken nun ins große Deutschland zurück und freut sich, am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege in Zeiten erhöhten öffentlichen Interesses an Denkmälern mit dabei sein zu dürfen.

Red.

## Fliegenplage in der Steinzeit – Holz vor Münchens Hütten

Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 58, 2017

Im neuen Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege sind wieder etliche interessante Forschungsberichte versammelt, die den Ertrag aus archäologischer Prospektion und Grabung durch wissenschaftliche Untersuchung, Bestimmung und Deutung zur Darstellung bringen. Präsentiert werden zehn Aufsätze, die sich zeitlich von der Steinzeit bis ins Mittelalter verteilen. Besondere Akzente liegen diesmal bei bestimmten Materialgruppen – unter anderem wurden Steine bzw. Silices, Insekten, Textilien, Hölzer eingehend unter die Lupe genommen.

Der erste Beitrag von Marcus Beck und Mitautoren befasst sich mit der Fundstelle Gremsdorf im mittelfränkischen Landkreis Erlangen-Höchstadt. Eine Sandgrube liefert dort seit Jahren stetig Nachschub an prähistorischen Funden, insbesondere Steinartefakte. Diese lassen sich in der Mehrzahl dem Mittelpaläolithikum, ein weiterer großer Teil dem Mesolithikum zuordnen. Das reichhaltige Spektrum an mittlerweile über 200 mittelpaläolithischen Werkzeugformen ist besonders bemerkenswert, da das Paläolithikum im Aischtal bisher noch nicht vertreten war und weil mit Schwarzem Silex als Rohmaterial ein ungewöhnlicher Stein für die Werkzeuge verwendet wurde. Der Geologe Wolfgang Schirmer hat sich daher genauer mit den vor Ort vorkommenden Gesteinen, vor allem den Geröllen befasst, da der prähistorische Mensch hauptsächlich die Steine zur Verfügung hatte, die von Flüssen hertransportiert worden sind.

Detailuntersuchungen zur jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung Pestenacker bieten die beiden folgenden Aufsätze. David Underwood studierte die siedlungsinterne Verteilung der dort aufgefundenen Silexartefakte. Aus seinen Kartierungen ist herauszulesen, wo um 3490 v. Chr. im Innen- und Außenbereich,

inner- und außerhalb der Häuser mit mehr oder weniger gefährlich scharfen Silexartefakten hantiert wurde, wo sie nachgearbeitet oder entsorgt wurden, welche Arten von Geräten sich wo häuften und welche man wo benötigte.

Edith Schmidt konnte Tausende von Insekten und Mollusken aus derselben Siedlung bestimmen. Ein interessantes



Ergebnis ist, dass die Menschen und Tiere in den Wohnstallhäusern von zahllosen Fliegen belästigt wurden, jedoch von Käfern, und namentlich von Getreideschädlingen, weitgehend verschont blieben.

Ein Zeitsprung in die Römerzeit führt uns in die Limeskastelle Ruffenhofen und Weißenburg und zur Frage, wer wo als Besatzung war. C. Sebastian Sommer diskutiert den „ketzerischen“ Gedanken, dass – anders als bisher angenommen – die Cohors VIII Batavorum dauerhaft in Weißenburg, die Ala I Hispanorum

längerfristig in Ruffenhofen stationiert gewesen sein könnten. Alle verfügbaren Schriftquellen, archäologischen Gegebenheiten und historischen Indizien werden vorgelegt und neu bewertet.

Der römischen Inntalstraße zwischen Markt und Neuhaus widmet sich Harald Krause. Krause hat in großem Umfang im Internet veröffentlichte Senkrechtluftbilder und digitale Geländemodelle studiert und dabei mehrfach Neuentdeckungen von Bodendenkmälern melden können. Gezielt hat er auf diese Weise die römische Inntalstraße verfolgt und konnte nun an zahlreichen Stellen den tatsächlichen Verlauf im Gelände nachweisen. Von dem 46 km langen Straßenabschnitt sind nun über 17 km genau lokalisiert. Mit zahlreichen Karten dokumentiert er seine Beobachtungen.

An einer Römerstraße im Nördlinger Ries stand bei Großsorheim einst ein römisches Grabmal in klassischer Aufmachung aus Stein. Es dürfte im 2. Jahrhundert n. Chr. für den Besitzer der nahen Villa „Am Stättbach“ aufgestellt worden sein. Die zahlreichen Architekturteile erlauben eine genaue Rekonstruktion eines tempelförmigen Grabbaus mit geschlossener Cella, wie er in dieser Form in Raetien bislang noch nicht nachgewiesen werden konnte und einen hohen gesellschaftlichen Anspruch dieser römischen Familie zum Ausdruck bringt. Matthias C. Pichler hat sämtliche Steine katalogisiert und die Bauglieder zusammengeführt.

In Regensburg-Burgweinting wurde eine zweiteilige riesige Grabenanlage aufgedeckt, deren Sinn und Zweck sich vorab nicht erschloss. Um zunächst einmal die Datierung sicherzustellen, haben Silvia Codreanu-Windauer und Maximilian Ontrup Fakten und Funde zusammengetragen. Mittels OSL-Datierung (Markus Fuchs) ist nun eine Datierung

in die römische Kaiserzeit sicher festgestellt, während die Analyse der Mollusken (Simon Schneider) ergab, dass der Graben damals konstant von Wasser durchflossen wurde, was seine Funktion zumindest in Richtung Wasserbedarf bzw. Entwässerung einengt.

Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Zorneding „Am Fenneck“ legt Nicole Schneider vor. Mit „nur“ 30 Gräbern konnte die Aufarbeitung im Rahmen einer Masterarbeit zeitnah geleistet werden. Diese sind immerhin so vollständig und gut ausgestattet, dass eine Datierung in

die Zeit um 500 bis Mitte/zweite Hälfte 7. Jahrhundert möglich war. Da die Restauratoren bei zahlreichen Beigaben textile und organische Reste feststellten, wurde diesen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Zum Teil aufwendige Textilien gehören neben einem silbernen Ziergehänge und Messergarnitur (Grab 18) und einer Feinwaage (Grab 8) zu den bemerkenswerten Funden aus diesem Gräberfeld.

Zum Schluss liefern Bernhard Muigg und das Dendrolabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege einen

breiten Überblick über mittelalterliche Holzfunde aus München. Sie erläutern deren Erforschung seit dem 20. Jahrhundert, die Besonderheiten und Möglichkeiten des Rohstoffs Holz, Holzarten und Holzbearbeitung, Holzhandwerk und Holzbaukonstruktionen. Ausgehend von Funden am Marienhof zeichnen sie ein umfassendes Bild, bei dem auch ein Blick auf die Holzflößerei nicht fehlt.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 99

## Literaturhinweise

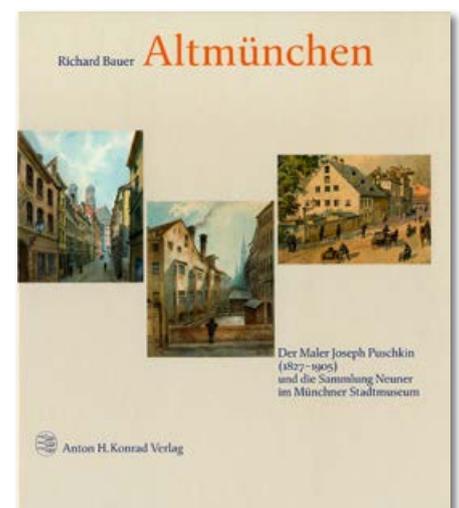
Bei der Redaktion eingegangen

### Denkmalpflege – Theorie und Praxis

Franz, Birgit/Vinken, Gerhard (Hrsg.): *Das Digitale und die Denkmalpflege* (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e. V., Bd. 26), Holzminden 2017 (Verlag Jörg Mitzkat, ISBN 978-3-95954-030-8, 168 S., 110 Abb., € 29,80)

Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hrsg.): *„Eine Stadt müssen wir erbauen, eine ganze Stadt!“ – Die Künstlerkolonie Darmstadt auf der Mathildenhöhe* (Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Bd. 30), Darmstadt 2017 (Theiss Verlag, ISBN 978-3-8062-3706-1, 300 S., 300 Abb., € 29,80)

Voß, Karl Uwe: *Schäden an Flächenbefestigungen aus Betonpflaster. Ausblühungen, Kantenabplatzungen und Verfärbungen*, Stuttgart 2018 (Fraunhofer IRB Verlag, ISBN 978-3-8167-9914-6, 224 S., 253 Abb., € 49,-; E-Book: € 49,-)



### Architektur und Kunstgeschichte

Bauer, Richard: *Altmünchen. Der Maler Joseph Puschkin (1827–1905) und die Sammlung Neuner im Münchner Stadtmuseum*, Weißenhorn 2017 (Anton H. Konrad Verlag, ISBN 978-3-87437-577-1, 280 S., 228 meist farb. Abb., € 39,80)

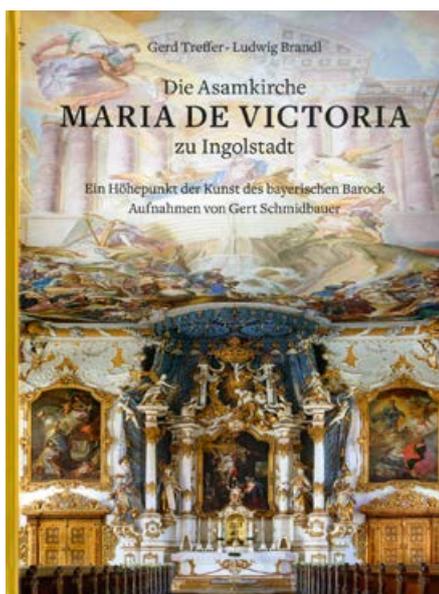
Bergmann, Nicole/Pütz, Anja/Stilling, Peter: *Aschheim und Dornach in Bildern. Höfe und öffentliche Gebäude im Wandel der Zeit*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-243-8, 200 S., zahl. farb. Abb., € 19,90)

Treffer, Gerd/Brandl, Ludwig: *Die Asamkirche Maria de Victoria zu Ingolstadt. Ein Höhepunkt der Kunst des bayerischen Ba-*

*rock*, Lindenberg/Allgäu 2018 (Kunstverlag Josef Fink, ISBN 978-3-95976-097-3, 127 S., Abb., € 29,95)

Hansen, Antje/Schmuck, Suse: *Das ehemalige Zuchthaus von Peter Speeth*, Würzburg 2017 (Hefte für Würzburg, Bd. 6), hrsg. von der Reitberger Stiftung (Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh, ISBN 978-3-87717-815-7, 72 S., 100 Abb., € 5,-)

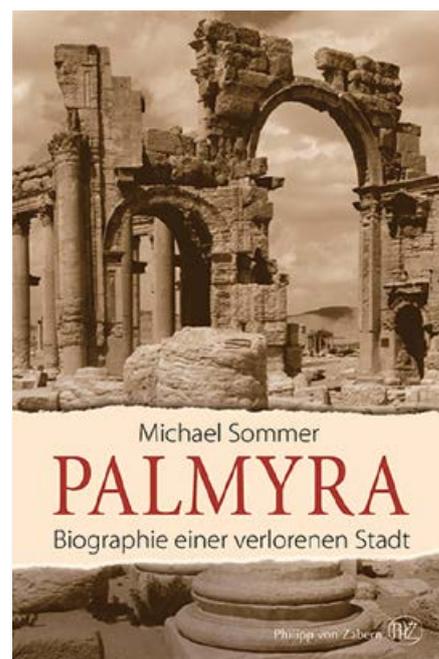
*Inkarnat und Signifikanz – Das menschliche Abbild in der Tafelmalerei von 200 bis 1250 im Mittelmeerraum*, hrsg. vom Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft/



Ries, Hans Christian: *Josef Wittmann (1880–1968). Maler des Neubarock*, Lindenberg/Allgäu 2017 (Kunstverlag Josef Fink, ISBN 978-3-95976-021-8, 192 S., zahlr. Abb., € 19,80)

Uelsberg, Gabriele (Hrsg.): *Die Zisterzienser: das Europa der Klöster* (Ausstellungskatalog LVR-LandesMuseum Bonn, 29. Juni 2017 bis 28. Januar 2018), Darmstadt 2017 (Theiss Verlag, ISBN 978-3-8062-3492-3, 367 S., Abb., € 29,95)

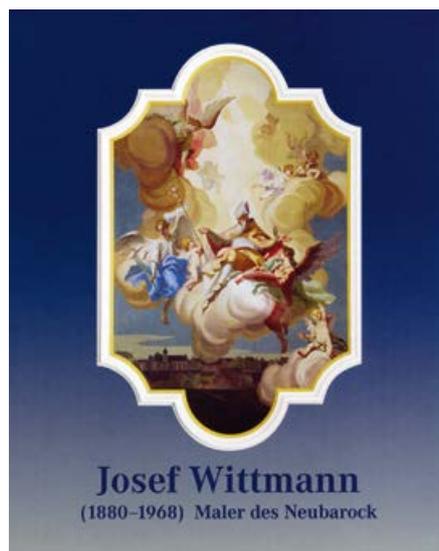
Weidisch, Peter und Kaspar, Fred (Hrsg.): *Kurort und Modernität*. Tagungsband zum Symposium in Bad Kissingen 7.–9. März 2014 (Sonderpublikationen des Stadtarchivs Bad Kissingen, 11), Würzburg 2017 (Schöningh Verlag, ISBN 978-3-87717-859-1, 336 S., € 29,90)



Technische Universität München, Forschungsstelle Realienkunde/Zentralinstitut für Kunstgeschichte, Doerner Institut/Bayerische Staatsgemäldesammlungen und Opificio delle Pietre Dure, Florenz (Veröffentlichungen des Zentralinstituts in München, Bd. 42), München 2017 (ISBN: 978-3-9815094-1-0, 668 S., 920 Abb., € 29,90)

Kratzsch, Klaus: *Bad Wiessee. 10 Streifzüge durch Geschichte und Kultur*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-234-6, 192 S., zahlr. farb. Abb., € 19,90)

Riedl-Valder, Christine: *Johann Baptist & Dominikus Zimmermann. Virtuose Raumschöpfungen des Rokoko*, Regensburg 2017 (Friedrich Pustet Verlag, ISBN 978-3-7917-2928-2, 160 S., z. T. farb. Abb., € 14,95)



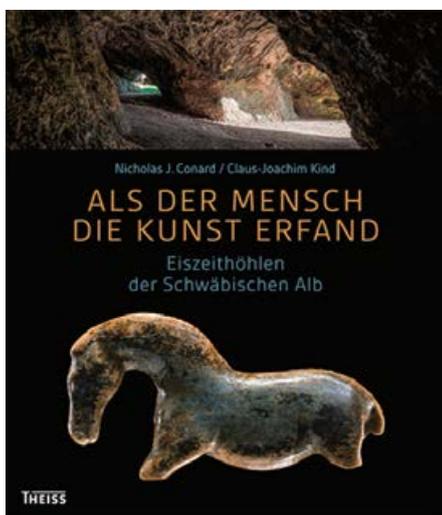
## Sonstiges

Hirte, Markus (Hrsg.): *Mit dem Schwert oder festem Glauben. Luther und die Hexen* (Ausstellungskatalog Kriminalmuseum Rothenburg o. d. T., 1. Mai 2016 bis Ende 2018), Darmstadt 2017 (Theiss Verlag, ISBN 978-3-8062-3451-0, 224 S., 184 Abb., € 19,95)

Junkelmann, Marcus: *Maximilian I. von Bayern. Der Eiserne Kurfürst*, Regensburg 2017 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2935-0, 192 S., z. T. farb. Abb., € 14,95)

Münchner Turmschreiber (Hrsg.): *Turmschreiber – Geschichten, Gedanken, Gedichte. Ein Bayerisches Hausbuch auf das Jahr 2018*, München 2017 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-250-6, 240 S., farb. Kalenderteil, € 14,-)

Winterstein, Axel: *München und das Auto. Verkehrsplanung im Zeichen der Moderne*, Regensburg 2017 (Verlag Friedrich Pustet, ISBN 978-3-7917-2926-8, 168 S., € 12,95)



## Archäologie

Conard, Nicholas J./Kind, Claus-Joachim: *Als der Mensch die Kunst erfand. Eiszeithöhlen der Schwäbischen Alb*, Darmstadt 2017 (Theiss-Verlag, ISBN 978-3-8062-3563-0, 192 S., ca. 160 farb. Abb., geb., € 39,95)

Sommer, Michael: *Palmyra. Biographie einer verlorenen Stadt*, Darmstadt 2017, (Philipp von Zabern, ISBN 978-3-8053-5025-9, 328 S., 60 farb. Abb., geb., € 29,95)

## Bezugsmöglichkeit der vorgestellten Publikation

*Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 58*, 2017 (Selbstverlag des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt Verlag GmbH, Am Buchenhang 1, 53115 Bonn,

Tel. 0228/92383-0, Fax 0228/92383-6, E-Mail: info@habelt.de, ISBN 3-7749-4123-6, 396 S., zahlreiche farbige Abb., € 52,-, erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag)

### Externe Autorinnen und Autoren dieses Hefts

Dr. Ralf Bockmann  
Deutsches Archäologisches Institut, Rom  
Via Valadier 37  
00193 Rom

Eva-Maria Ilsanker  
Langenscheidtstraße 2  
83483 Bischofswiesen

Christine Kippes-Bösche  
Maria-Lerch-Weg 4  
96049 Bamberg

Dipl.-Ing. Jörg Rehm  
Technische Universität München  
Lehrstuhl für Tragwerksplanung  
Arcisstraße 21  
80333 München

Tobias Reich M.Sc.  
i3mainz – Institut für Raumbezogene  
Informations- und Messtechnik  
Lucy-Hillebrand-Straße 2  
55128 Mainz

Lisa Marie Selitz M.A.  
Institut für Archäologische Wissenschaften,  
Denkmalwissenschaften und Kunstgeschichte  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
Am Kranen 12  
96047 Bamberg

Angela Theisen M.A.  
Roonstraße 39  
50674 Köln

Prof. Dr.-Ing. Jürgen Villain  
Putzbrunner Straße 49b  
85521 Ottobrunn

Dr. Markus Würmseher  
Obel und Partner GbR  
Teutonenweg 10  
86609 Donauwörth

### Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung.

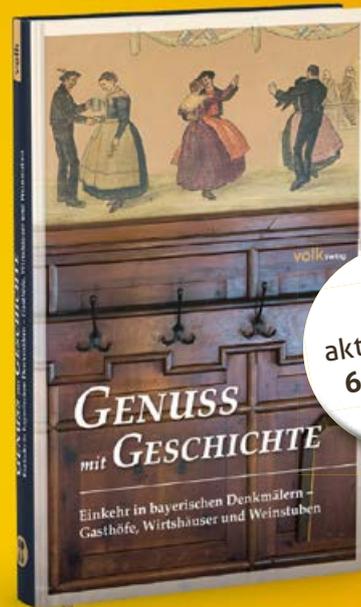
Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

# Zu Gast im Denkmal

Heute gibt es nur noch wenige ihrer Art: Historische Gaststätten, die ohne Umbauten überdauert haben und uns unverfälscht von der Kultur des Genießens in vergangenen Zeiten berichten.

50 ausgewählte denkmalgeschützte Gasthäuser und Weinlokale werden mit erläuternden Texten und umfangreichem Bildmaterial vorgestellt. Alle beschriebenen Gasthäuser aus Altbayern, Franken und Bayerisch-Schwaben sind in der bayerischen Denkmalliste verzeichnet.

Aufschlussreiche Fakten zur Vergangenheit der Gasthäuser, zu den historischen Räumlichkeiten und zu außergewöhnlichen Details werden ergänzt durch kompakte Informationen zu den jeweiligen Spezialitäten, der Lage und den Öffnungszeiten der Gaststätten.



ISBN 978-3-937200-70-5



Neue  
aktualisierte  
6. Auflage

Karl Gattinger u.a. (Hrsg.)

## Genuss mit Geschichte

Einkehr in bayerischen Denkmälern – Gasthöfe, Wirtshäuser und Weinstuben

192 Seiten, Hardcover mit Leseband,

19,90 Euro

[www.volkverlag.de](http://www.volkverlag.de)

volk.verlag

## Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege

Band 68/69 (2014/2015)



Neu im  
Deutschen  
Kunstverlag

Band 68/69  
2014/2015

JAHRBUCH  
DER BAYERISCHEN  
DENKMALPFLEGE

592 Seiten mit 800  
meist farbigen Abb.,  
21 x 29,7 cm,  
Leinen mit  
Schutzumschlag

€ 39,90 [D]  
€ 41,10 [A]

ISBN:  
978-3-422-07411-8



[www.deutscherkunstverlag.de](http://www.deutscherkunstverlag.de)



## MIT PRINT ZUM ERFOLG

**Gotteswinter und Aumaier**  
Ihr Druckhaus im Münchner Norden

  
**GOTTESWINTER/AUMAIER**  
[www.gotteswinter.de](http://www.gotteswinter.de)